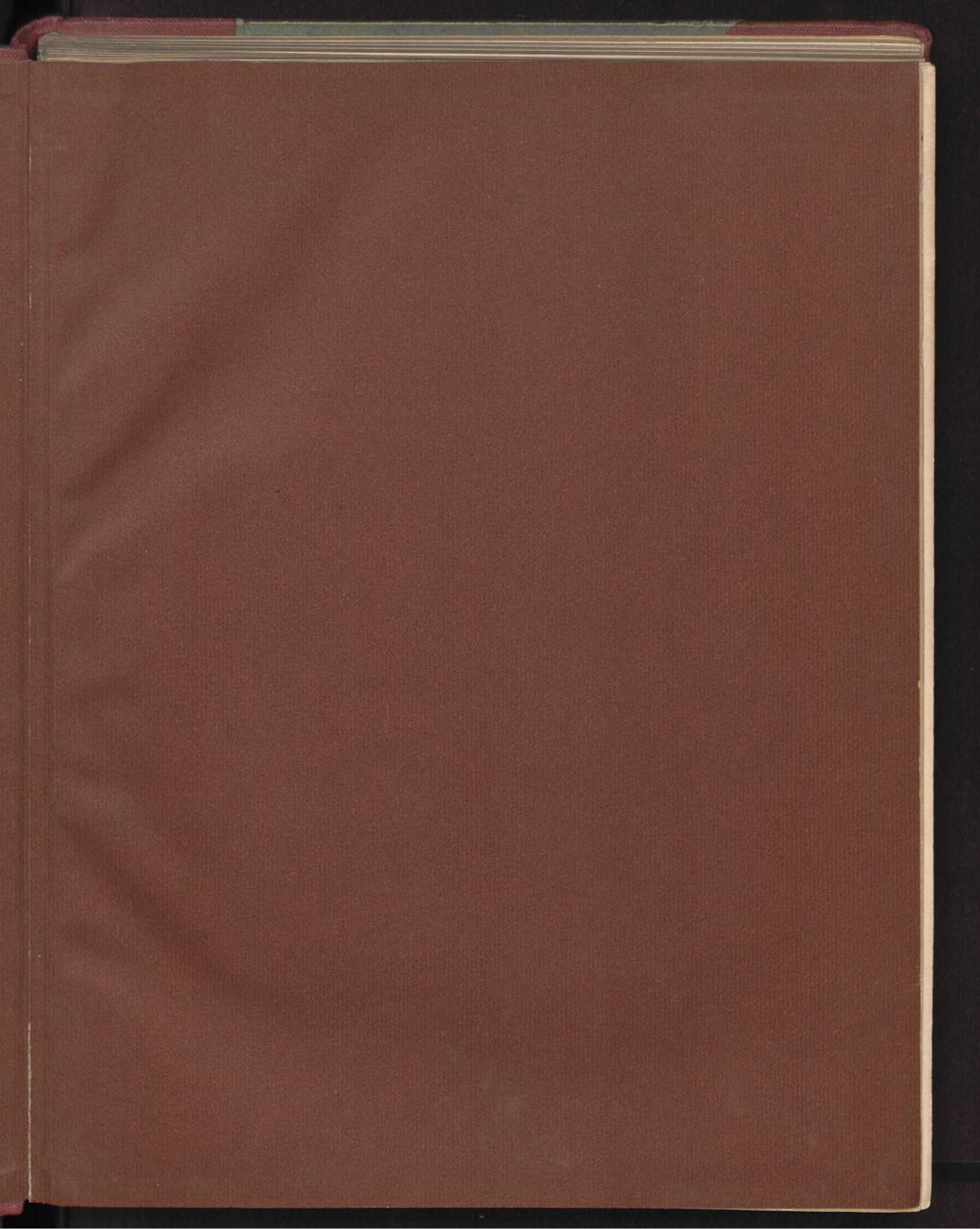
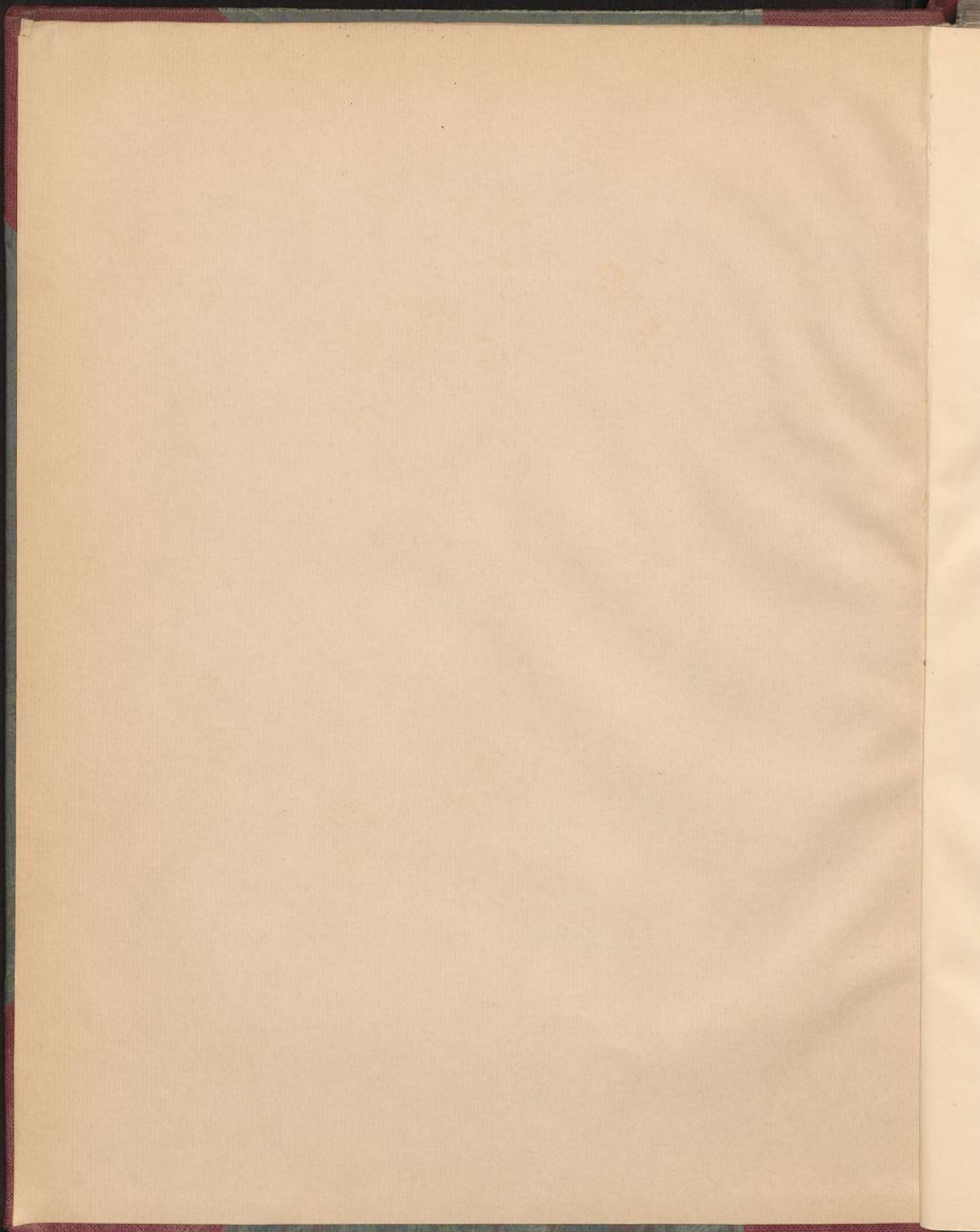


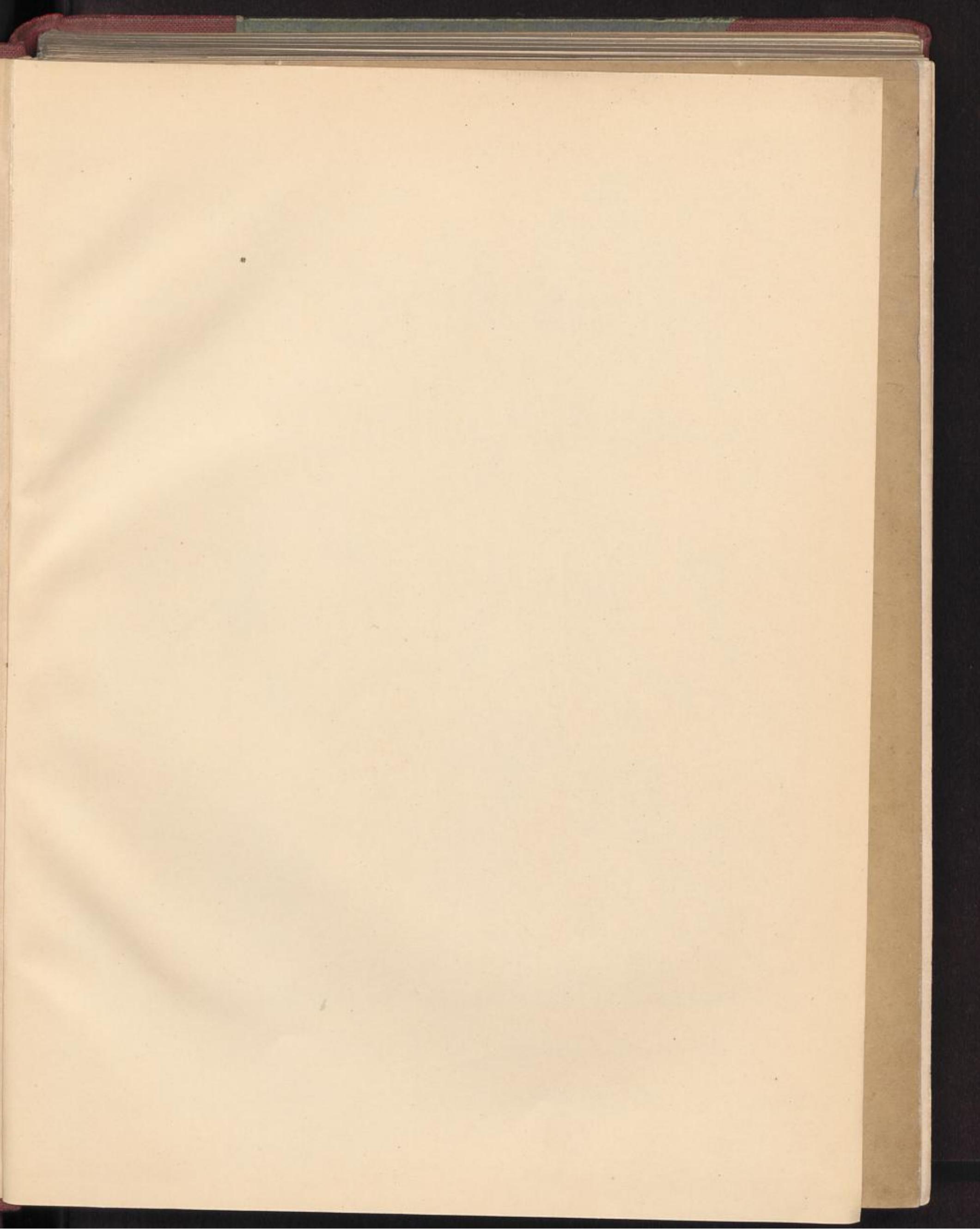
UuLB Düsseldorf

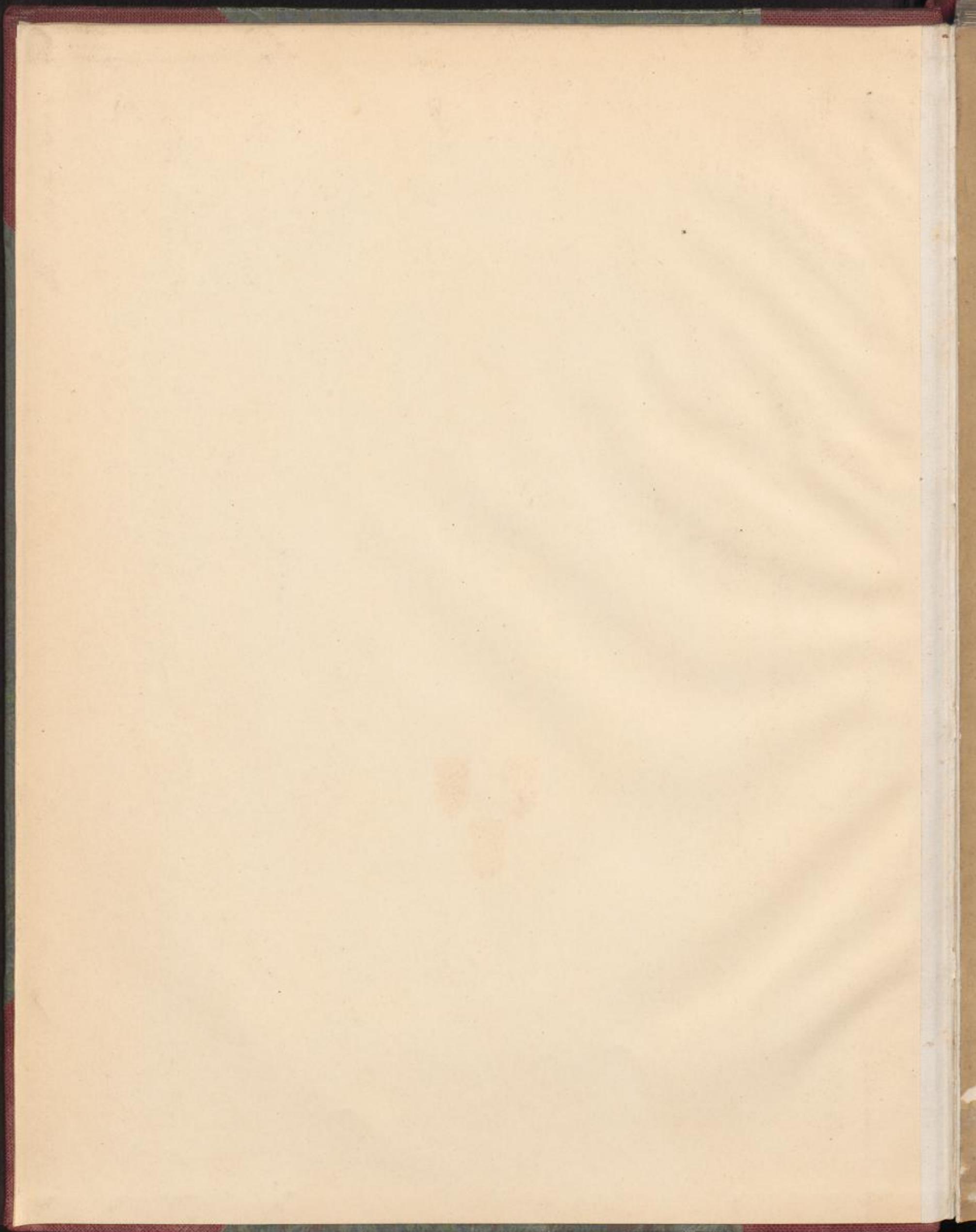
+4168 172 01

Nicht ausleihbar











Deutsches
Künstler-Album.

VIII.



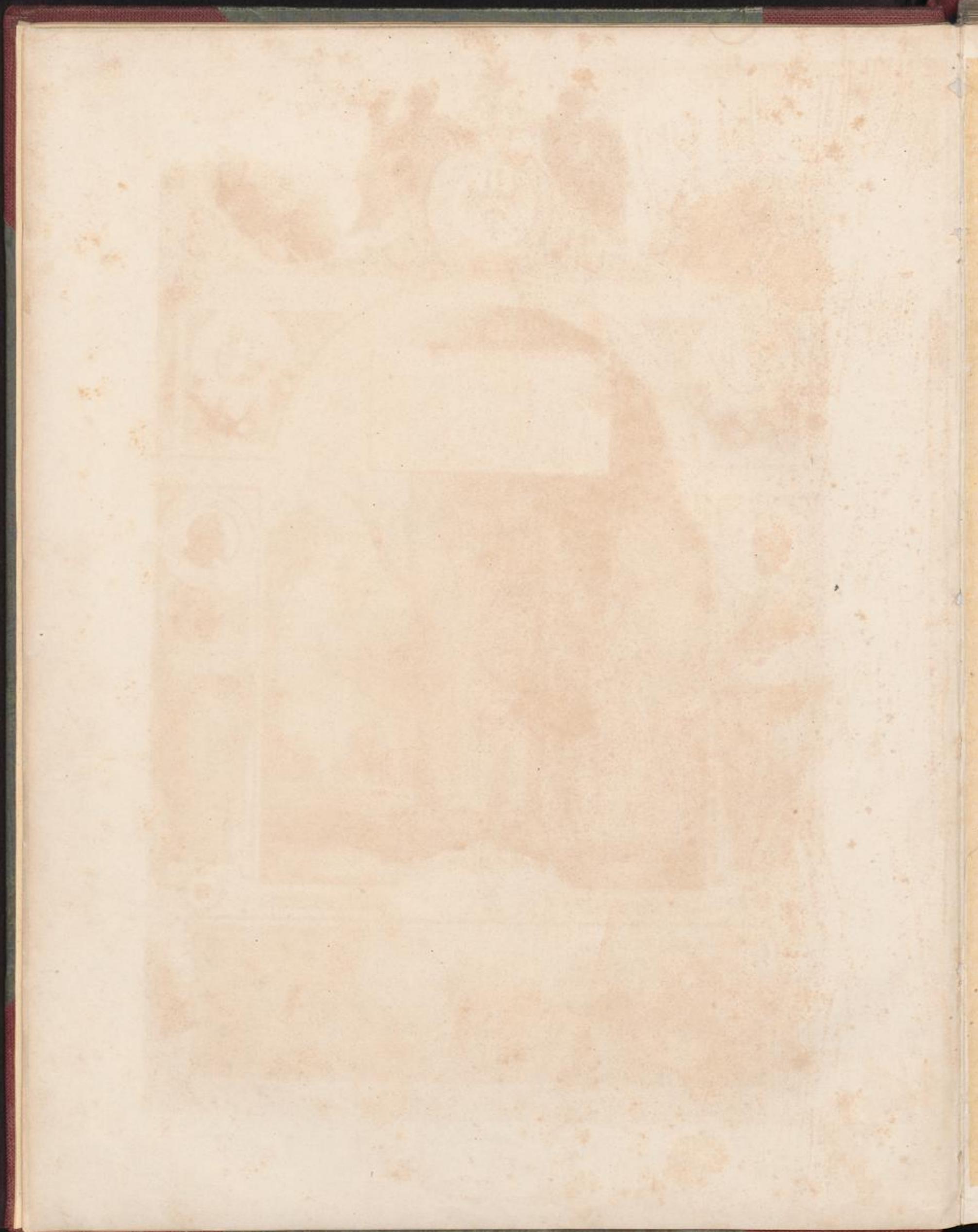
1875.

Breidenbach & Comp. in Düsseldorf.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Deutsches Künstler-Album.







Deutsches
Künstler Album.

CORNELIUS

A. DÜRER

1875

MALKASTEN

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Deutsches
Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

VIII.



Herausgegeben von Ernst Scherenberg.



Hüsseldorf.

Verlag von Breidenbach & Comp.

1875.

H. W. 637^(4.) (8)

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Ob. 1205.

Inhaltsverzeichnis.

I. Artistischer Theil.

Scheuren, C.: Titelbild. (Farbendruck.)
— — Gedenkblatt an Wolsfg. Müller von Königswinter. Mit Gedicht von Ernst Scherenberg. (Farbendruck.)
Kindler, K.: Ein süßes Stündchen.
Searle, Helen: Früchte und Wein. (Farbendruck.)
Wännenberg, W.: Gebet der Wittwe.
Süßnapp, C.: Großmutter's Lieblinge.
Jungheim, C.: An der Marine von Sorrent. (Farbendruck.)
Erdmann, O.: Erwartung.
Lindlar, J. W.: Die Quaken des Rheins. (Farbendruck.)
Röster, H. von: Klosterläggen.
Reiker, C. F.: Fuchs im Dohnensieg. (Farbendruck.)
Crola, S.: Nichts für Pluto!

Arnold, C.: Nicht tragen!
Jungenmen, F.: Im Weinberge. (Farbendruck.)
Sils, G.: Winter-Leiden.
Dirks, Aug.: Im Blüthenschnee. (Farbendruck.)
Hiddemann, J.: Der alte Schäfer.
Tischhaus, J.: Chlodwig besiegt Alarich.
Gehrts, Karl: Illustration zu dem Gedichte: Auf dem Thurme von Cremona von Anastasius Grün.
Roeder, Fr.: Illustration zu dem Gedichte: Ubaldo Lupo von A. Fr. von Schack.
Häberlin, C.: Paul Gerhard, das Lied dichtend: Geh' aus mein Herz und suche Freud! Mit Gedicht von Jul. Sturm.

II. Literarischer Theil.

1. Gedichte.

Zum Gedächtniß Wolfgang Müller's von Königswinter.
Von Ernst Scherenberg.

Kuerbach, Ludwig, in Pforzheim:
Herz, unsterblich ist die Freude. — O Vöglein, im duftigen Blüthengezelt. —
Wartel, G. Emil, in Halle a. S.:
Lohnt mich! — O frage nicht! —
Weilbach, Maximilian, in Aschaffenburg:
Ivoll vor dem Gewitter. — Abend am Alpsee. —
Berke, Philipp, in Frankfurt a. M.:
Legte Raß. —
Blankarts, Morik, in Düsseldorf:
Im Kriege. —
Blüthgen, Victor, in Marburg:
Des Räthfels Lösung. — Am Meeresufer. — Gränze der Nacht. — Was quälst du mich? — Stimmen der Nacht. — Mein Herz, nun laß dein Weinen. —
Bodenstedt, Friedrich, in Meiningen:
Bom Bergsee. — Schäfermünn. — Wallfahrt. — Der deutsche Michel. —
Bowitzsch, Ludwig, in Wien:
Ich segne jede Rose. — Die Liebe ist blind.
Brachvogel, K. L., in Berlin:
In der Lanke. —
Brunold, F., in Joachimsthal:
Ein bitteres Wort. —
Buchwald, Otto, in Hirschenwalde:
Frühlingszauber. — Erinnerung. —
Bund, Ludwig, in Düsseldorf:
Bacharach. —
Bunge, Rudolf, in Cöthen:
Die Liebe, die nur Liebe will. —
Constant, W., in Berchtesgaden:
Liebesleid. —
Dahn, Felix, in Königsberg i. Pr.:
Gottvater spricht: — Der Vampyr. —
Dahn, Theres, in Königsberg i. Pr.:
Tödlicher Tanz. —
Dickmann, Hermann, in Wiesbaden:
Der Bergführer. —

Dilsch, Franz W. Freiherr von, in Nürnberg:
Der Wittwe Kind. —
Dräcker-Manfred in Darmstadt:
Bäume — Wünsche. — Lorbeer. —
Dyhern, George Baron, in Herzogswaldau (Niederschlesien):
Küsse mich! —
Ebeling, Adolf, in Kairo:
Das Wiedersehen bei den Pyramiden. —
Ecklein, Ernst, in Leipzig:
Februarabend. — Geistergruß. —
Eudralat, Bernhard, in Strassburg i. E.:
Blumen der Vogesen. —
Fischer, J. G., in Stuttgart:
Maifeier: Wohin du siehst. — Gefunden. — Erstling der Freude. — Unverändert. — Einer Blume. — Diamant. — Klang und Duft. — Bescheidung. — Einer Axtikel. — Rosenknospe. — Der Nachtigall. — Eigener Frühling. — Blüth' und Blüthe. — Ziele. — Raß für Raß. — Theilung. — Im Ueberfluß. — Grenzen. — Verhüllung. — Vermächtniß. —
Förster, Ernst, in München:
Zum 100jährigen Geburtstag von Ludwig Tieck am 31. Mai 1873. —
Frankl, Ludw. Aug., in Wien:
Strom und Jugend. — Befreiung. —
Freiligrath, Ferdinand, in Cannstatt:
Gedichte nach Robert Herrick: 1. Wie man seine Verse lesen solle. — 2. An Ben Jonson. — 3. An Denfelben. — 4. Daß man lustig leben und guten Versen trauen solle. — 5. Nachts. — 6. Sein Held. —
Geibel, Emanuel, in Lübeck:
Im Spätherbstlaube. —
Gerok, Karl, in Stuttgart:
Der stolze Treubadour. —
Gödelke, A., in Göttingen:
Aus dem Chinesischen: 1. Die Begegnung. — 2. Abschied. —
Gravelle, Victor, (W. Taugermann) in Köln:
König und Bettler. —
Grieben, Hermann, in Köln:
Lyrische Postkarten. —
Grosse, Julius, in Weimar:
Ein Lebenslauf. (Aus dem Cycles: „Aus dem Hochland“.) —
Grün, Anastasius, in Graz:
Auf dem Thurme von Cremona. (Mit Illustration von Karl Gehrts.) —
Habicht, Ludwig, in Berlin:
Die Kaiserinnen-Wahl. —

Hameling, Robert, in Graz:
 Alpenrosen. — Laß die Einzelwelle tanzen. — Liebesfrage. —
 Epigramme. —
Hasenow, Friedrich, in Dortmund:
 Harter Stand. —
Hofmann von Fallersleben. (Aus dem Nachlaß des Dichters):
 Ein Sommerwunsch. — Warte nicht auf neue Kränze! — Bei
 Beginn des Winters. — Hoffnungsfeligkeit. — Die dunkeln
 Tage kommen. — Jugend im Alter. —
Hofmann, Friedrich, in Leipzig:
 Am Grabe eines Ritters vom Geiß. —
Hofmann von Rauborn, A., in Coblenz:
 Der muthige Caplan. —
Hölln, Hermann, in Hannover:
 Im Berner Oberlande: 1. Der Gletscher. — 2. Das Echo. —
Horn, Moritz, in Jittan:
 Die Schmiede. — Raissied. —
Horn, Oskar, in Gera:
 Junge Liebe. —
Jeulen, Wilhelm, in Kiel:
 Aus alter Kaiserzeit. —
Ketke, Hermann, in Berlin:
 Essenzouber. — Sonnenuntergang. — Abschied. — Muth. —
Kingg, Hermann, in München:
 Die Meerfahrt des Bacchus. — Begegnung. —
Karx, Friedrich, in Graz:
 Im Eisenhammer. —
Kayer, A. K., in Karlsruhe:
 Das alte Klavier. —
Keisner, Alfred, in Regenz am Bodensee:
 Die Verlassene. — Schuldbewußt. — Frühlingsabend. —
Kilow, Stephan, in Ehrenhausen (Steiermark):
 Errungenschaft. — Warnung. —
Köbner, Paul, in Gotha:
 Heimweh. —
Koeler, Albert, in Dresden:
 Die Schlacht bei Gößheim. —
Kobe, Clara, in Reg:
 Unvergesslich. —
Neubürger, Emil, in Frankfurt a. M.:
 Mein Herz, es lachte freudig. —
Neumann, Carl Woldemar, in Regensburg:
 Beim Siegesheimzug. (1871.) —
Oser, Friedrich, in Basel:
 Sing' früh dein Lied! — Frühlingsnacht. — Maigesang. —
 O holde Zeit! —
Oberwald, Wilhelm, in Mühlhausen in Thüringen:
 Novemberlied. —
Peters, Adolf, in Meissen:
 Mondschein am Meere. —
Reinhart, Gustav (N. Neuhans) in Barmen:
 Resignation. — Geh' in dich, Herz! — Viriathus. —
Retand, Theodor, in Straßburg i. E.:
 Triolette. — Der Aermste. —
Rittershaus, Emil, in Barmen:
 Im Walde. —
Rodenberg, Julius, in Berlin:
 Festgruß der Berliner Presse. —
Roeder, Friedrich, in Elberfeld:
 Anacreon. —
Roquette, Otto, in Darmstadt:
 Die Lampe. —
Schack, Adolf Friedrich von, in München:
 Ubaldo Lapo. (Mit Illustration von Fritz Roeder.) —

Schaffrath, Max, in Bedburg bei Köln:
 Zwist und Versöhnung. —
Schanz, Pauline, in Dresden:
 Johanna Gray. — Genug. —
Scherenberg, Ernst, in Elberfeld:
 An Emanuel Geibel. — Kein slicht'ger Raufsch hat uns ver-
 bunden. — Sturmvoegel. —
Schlierbach, Max, in München:
 Theophanie. — Kunst und Nitwelt. — An Fortuna. —
Schönhardt, Karl, in Stuttgart:
 Winterhochzeitlied. —
Schrattenholz, Josef, in Bonn:
 Das böse Schweigen. — Die Traube bin ich, du die Sonne. —
Schultes, C., in Wiesbaden:
 Kein Vergessen. — Wenn meine Sterne niedergehen. —
Schulz, Fr. Jan., in Neuburg a. d. Donau:
 Abschied. — Waldsagen. —
Silberstein, August, in Wien:
 Kaskade, dürres Laub. — Späte Erfüllung. —
Spielhagen, Friedrich, in Berlin:
 Silberne Hochzeit. — Bei Uebersendung der „Problematischen
 Naturen“. — Jy penso. —
Steinheuer, H., in Lindlar bei Köln:
 Hinans! —
Steller, Karl, in Elberfeld:
 In der Dedenhöhle. —
Stöber, Adolf, in Mühlhausen i. E.:
 Britischer Todesmuth. —
Storch, Friedrich, in Elberfeld:
 Auf dem Friedhof. —
Sturm, Theodor, in Husum:
 Sprüche des Alten. — Nitornelle. —
Sturm, Julius, in Köstritz:
 Hinans! — Himmelblau. — Hüte dich! — Trübe Stunden. —
 Paul Gerhard. (Mit Illustration von C. Häberlin.)
Traeger, Albert, in Coelleda:
 Helene. —
Uchabuschnigg, Adolf Ritter von, in Wien:
 Waldheimlichkeit. —
Vinke, Gisbert Freiherr, in Freiburg in Baden:
 Kaiser Karl am Meere. —
Waldmüller, Robert, in Dresden:
 Die junge Nonne. —
Weck, Gustav, in Ratibor:
 Auf meiner Mutter Tod. —
Wehl, Feodor, in Stuttgart:
 Herbstgefühl. —
Weiß, F. G. Adolf, in Graz:
 Abendgold. —
Wester, Erwin, in Wiesbaden:
 Zwei Grabsonette. —
Wickenburg-Almasu, Wilhelmine Gräfin von, in Wien:
 Waisenmädchenhaat. —
Willaken, P. J., in Bremen:
 Der Heimgegangenen. —
Woermann, A., in Düsseldorf:
 Des Phidias Tod. —
Zeise, Heinrich, in Altona:
 Die blühende Haide. —
Ziel, Ernst, in Leipzig:
 Hellas. —

2. Novellen.

Kilow, Stephan: Die Stiftsdame.
Salomon, Ludwig: Erlebnigs Töchter.

Bum Gedächtniß
Wolfgang Müller's von Königswinter.

Geb. am 5. März 1816, gest. am 29. Juni 1873.

Herausgeber des „Künstler-Albums“

vom Jahre 1851—53 und 1860—67.



Am Fuße der Berge, die siebengetrönt,
Vom Schimmer der Sage umglänzt und verschönt,
Da stand Deine Wiege am herrlichsten Fluß,
Da weckt' Dich die Muse mit feurigstem Kuß,
Da perlte so golden Dein Lied wie der Wein! —
Und wo Du auch weiltest — Dein Herz blieb am Rhein!

Ob Dein Fuß dann im Wandern die Fremde gestreift,
Dein Herz ist nur immer zur Heimath geschweift;
Sie hat Dich zum Singen und Schaffen befeelt,
Sie hat Dir im Ringen die Waffen gestählt;
Dein war sie im Leben, im Tod blieb sie Dein! —
Gestillt ist Dein Sehnen: — Dein Herz schläft am Rhein!

Verstummt ist die Lippe, erlahmt ist die Hand —
Doch leuchtet Dein Name im heimischen Land,
So lang noch die Berge, die Burgen, der Dom,
Die Nebengelände sich spiegeln im Strom! —
So schlumm're, Du Sänger, im friedlichen Schrein:
Dein Herz ist gestorben — Dein Lied lebt am Rhein!

Ernst Scherenberg.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



Mein Herz ist am Rhein

WOLFG. MÜLLER
VON
KÖNIGSWINTER

COLN

NEUEN-AHR

Sie hat ihr Ding

Rhein

Lorle

Lasp. Scheuren f.

W. Wülfel del.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



Ein süßes Stündchen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



Geniv. Helm. Scars.

Früchte und Wein.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. W. Wittenberg

H. v. Dmitrieff - Orenburgskij 188.

Gebet der Wittwe.

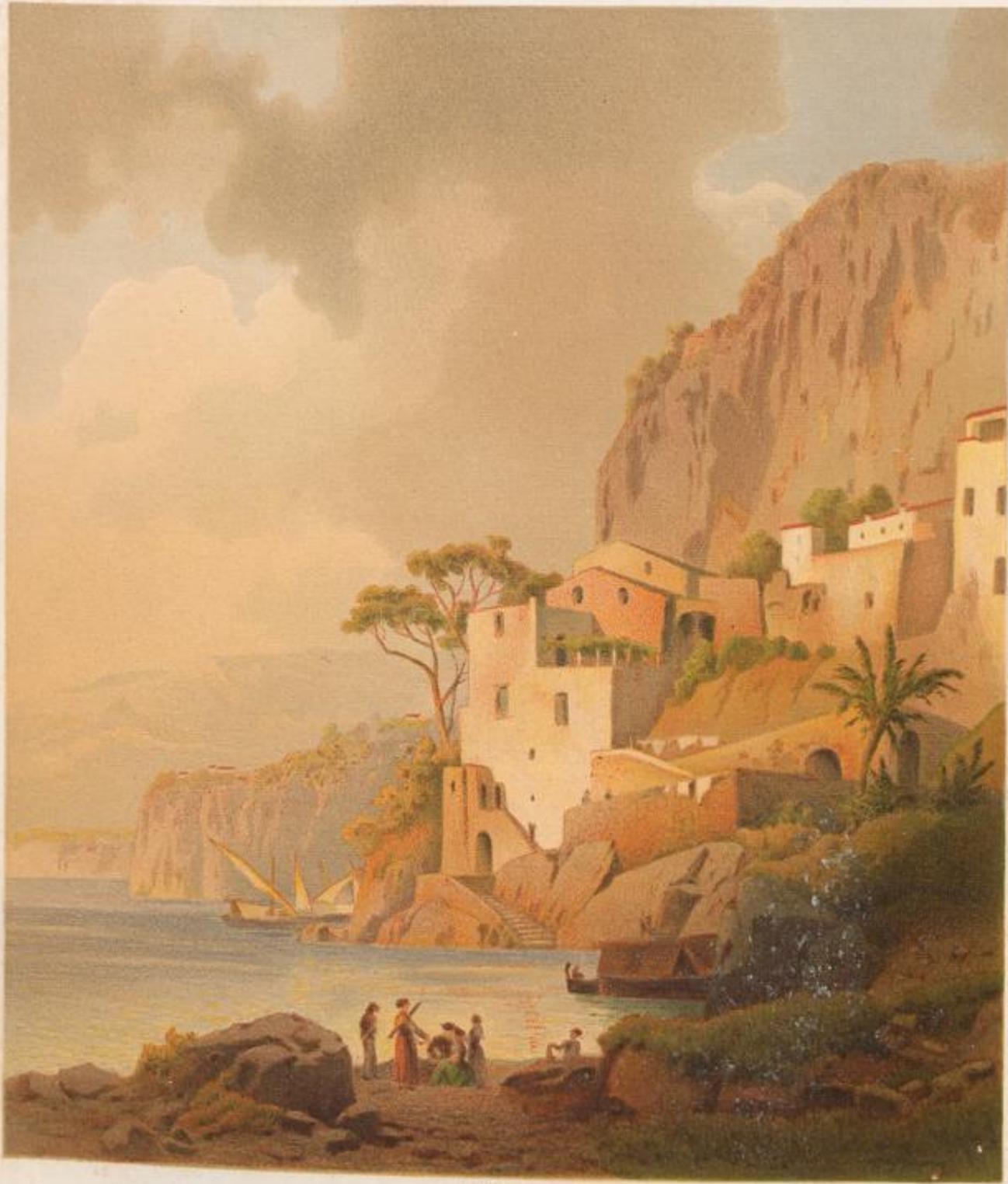
UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gen. u. lith. v. C. Sauerbapp.

Grasmmutters Lieblinge.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gen. v. C. Jürgens.

An der Marine von Sorrent.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gen. v. D. Erdmann.

H. v. Emlingst. Dresdenbergerlay lith.

Erwartung.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. J. W. Lindler

Die Quellen des Rheins.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



J. M. W. Turner 1841

M. W. Turner 1841

Klosterkätzchen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



von C. L. L. L.

Fuchs im Dohrnestig.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. H. Coels

M. Uffers del.

Nichts für Pluka!

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gen. v. C. Arnold

C. Stöckmann del.

Nicht kratzen!

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. T. Ingerney

Im Weinberg.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gen. x 5. 1864.

M. Wilson del.

Winter Liden.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



1810

Im Blüthenschnee.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gez. v. F. Hildebrandt.

M. Viffers lith.

Der alte Schäfer.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



W. D. Müller, G. Schöner, 1871.

gem. v. K. Fischer.

Chlodwig besiegt Avarich.

(Schlacht bei Paltiers, 507)

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Ludwig Auerbach in Pforzheim.

Herz, unsterblich ist die Freude.



Hilferfüchtig deiner Sorgen
Dinstretter Hüter willst du sein,
Doch an einem schönen Morgen
Rehrt der Lenz bei dir auch ein!

Aufwärts zu dem Born des Lichtes
Lockt dich seiner Lerche Ruf,
Und erhellten Angesichtes
Schaust entzückt du, was er schuf.

Seiner Bäume Blütenflocken
Leuchten festlich durch's Gefild,
Und mit blühendem Frohlocken
Trägt der Strom der Sonne Bild.

Wo du gehst, auf allen Wegen
Grüßt dich duft'ge Blumenpracht,
Ist des Frühlings Blütenregen
Zu lebend'gem Reiz erwacht.

Hell aus dunkeln Tannenwalde
Bricht der Buchen junges Grün,
Und das thanige Moos der Halde
Funkelt in der Sonne Glüh'n.

Und aus allen Höh'n und Gründen
Ruft und lockt der Vögel Chor,
Eine Botschaft zu verkünden
Jedes frommen Lauschers Ohr.

Herz! unsterblich ist die Freude,
Ob sie auch verschüttet lag.
Endlich doch — nach schwerstem Leide —
Kommt ihr Auferstehungstag.

O Vöglein, im duftigen Blüthengezelt.

 Vöglein, im duftigen Blüthengezelt,
Wie ist dir in diesen Tagen?
Du trillerst und jubelst, als müßtest der Welt
Von seltenen Wundern du sagen.

In Rosenflammen dein Apfelbaum,
Dein Nest in Blüthen begraben —
Wie sollte dein kleines Herz da noch Raum
Für all' diese Wonne haben?

Drum schmettert so machtvoll in jubelndem Klang
Dein Lied aus den schauernden Zweigen,
Als müßtest ausströmen der Freude Drang
Du auf einmal — und selig dann schweigen!

G. Emil Barthel in Halle a. S.

Laßt mich!

Laßt mich meine kranke Seele baden
In der kühlen Fluth der dunklen Nacht!
Und als Arzt sei mir der Schlaf geladen,
Der mir Himmelsbalsam oft gebracht!
Nächtlich wird er meine Seele heilen,
Die verwundet von des Tages Pfeilen.

Laßt, o laßt mich mit ihm ganz alleine!
Schließt die Thüren, hängt die Fenster zu,
Daß ich noch, bevor er mir erscheine,
Eingetaucht in kühlen Fluthen ruh!
Heiß und heißer brennen meine Wunden,
Tückisch eingebohrt und unverbunden.

Schlaf, du bist der beste Arzt dem Kranken,
Dem zur Reize geht des Lebens Wein! —
Laßt mich ihm den süßen Wahn verdanken,
Ungestorben und doch todt zu sein!
Ihm im Arme laßt mich leben dürfen
Und Vergessenheit des Todes schlürfen.

O frage nicht!

Wie glänzt dein dunkles Augenpaar,
Du lieblich Kind, so hell und klar!

Und doch, wenn ich es glänzen sehe,
Ergreift mein Herz ein tiefes Wehe.

Denn deiner Lippen Pfirsichroth,
Das malte nur der Tod, — der Tod!

Und ach, ich seh's mit Seelenbängen:
Wie färbt' er rosig deine Wangen! —

Noch glänzt dein dunkles Augenpaar,
Er wird es brechen übers Jahr.

Darum, wenn ich es glänzen sehe,
Erfäßt mein Herz so tiefes Wehe. —

O frage nicht, du süßes Kind,
Warum die Thräne niederrinnt! —

Maximilian Beilhack in Aschaffenburg.

Idyll vor dem Gewitter.



Witten in Mahden, die hoch bis zur Schulter erheben die Halme,
Während von Körnern gefüllt zur Erde sich neigen die Aehren,
Dengelt die Sense der Knecht. Just wälzte mit Ernte beladen
Heim sich das eine Gefährt, fern rollen die Räder des andern,
Welches die schwellende Last auf die Tenne geleert und zurückkehrt.
Pfeifend spitzt er die Lippe, doch hält er ein wie erschrocken,
Gleich als wär' es ein Frevel, die muntere Weise zu pfeifen,
Denn durch die zitternde Luft trägt eben vom Dorfe die Glocke
Klagende Töne herbei — er kennt das Geläut vor Gewittern.
Jetzt, als hätten geharrt des Signals die Bäume des Raines,
Lautaufrauschen mit eins vielzackige Blätter der Eichen,
Um zu verstummen sogleich und bang um die Zweige zu beben.

Blaugrau zieht das Gewölk mit kupferfarbigen Rändern
Und tiefhängend im Zug sich über das Thal, das so lautlos
Daliegt, seit sich ins Nest hinduckten die ängstlichen Lerchen.

Nun nach dem Weg, der schmal durch die nickenden Felder sich durchzwängt,
Schaut mit fragendem Blick der dengelnde Knecht nach dem Bauern,
Der langsam im Gespräch herwandelt am Fuße der Bäume.
Jener, der mit ihm geht, ist es nicht der jüngere Lehrer
Drüben vom Nachbardorf, den früher der Bauer kaum ansah?
Und da stehn sie beisammen und schütteln sich herzlich die Hände
Und noch einmal dazu und flüstern vertrauliche Worte!

Seltam freundlich erschien der Gebieter dem Knechte schon mittags,
Als er der Schwüle gedacht, der Botin vor nahem Gewitter,
Drauf das Gesinde gemahnt, sofort, wenn auch heut just ein Sonntag,
Eifrig zur Ernte zu sehn, und schmunzelnd endlich versprochen,
Füllen zu lassen den Krug beim Schenkwrith abends zum Imbiß.

Hätte doch Anna, die Magd, in der That ein Geheimniß errathen?
Zischelnd vertraute sie's ihm, auf dem Wagen stehend in Garben,
Die er hinauf ihr gereicht: „Der Lehrer sei heute gekommen
Nicht zufällig, ihn hab' an der Thür schon die Tochter erwartet,
Und aus dem Fenster geblinz't verständnißvoll ihm die Mutter.
Ja der Bauer sogar, Beisasse des Rath's der Gemeinde —
Aus der Gemeinde hinaus, das wisse man längst schon, die Tochter
Will er nicht lassen, die einzige, zieh'n und spenden die Mitgift —
Ja der Bauer sogar versprach ihm im Rath seine Stimme,
Daß er zum Taktstock ihm in Schule und Kirche verhelpe.“

Ja was wirkt ein Gewitter, ein hageldrohendes, seltsam
Doch auf der Menschen Gemüth! dem Lehrer verlieh es die Sprache
Ihm gegenüber, dem Mann mit dem heimbuchkräftigen Willen,
Lich ihm Worte beredt, zu zeigen Gefahren des Hagels
Und des Bliges dazu, wenn die Güter nicht seien versichert,
Daß, wenn prasselnd sich stürzt die Schlosse auf goldige Lehren,
Oder der Funke den Weg sich bahnt in die Scheunen und Ställe,
Ihn, den begüterten Mann, hohlhängig auf trostlosen Feldern
Oder durch's kohlende Dach angrinst die gefürchtete Armuth.
Alles dies hörte die Magd und noch mehr. „Wenn der Bauer die Tochter
Ihm hingäbe, so könnt' aus dem Lehrer ein Bauer einst werden,
Wenn es den Schwäher verlange nach Ruhe im greiseren Alter.
Doch bis dahin woll' er ihm zur Seite stehen als Eidam,
Als Schulmeister, Agent gegen Schaden von Hagel und Feuer.
Länger zu säumen nicht ziem's, zu versichern das Haus und die Felder,
Ja er wolle sogleich — —“

Ein Blitz fuhr durch das Gewölke,
Und es donnerte dumpf. Da besann sich der Knecht, daß er müßig
Gasse, indessen die zwei zum letztenmal sich die Hände
Schüttelten und mit der Rechten der Bauer zum Grusse ihm winkte.
Winken zum Gruß mit der Hand? der Bauer dem feiernden Knechte?!
Nun da sehe man doch, was vermag ein Gewitter im Anzug!

Abend am Alpsee.

Ringsum glüh'n des Gebirgs fahlhäuptige Schroffen und Klanten,
Goldgrün dacht sich der Wald niederer Berge zu Thal.
Unten am Fuße hinstreckt sich mit buchtigen Ufern der Alpsee,
Spiegelt des Felsgrats Glüh'n, spiegelt das waldige Gold;
Aber mit zackigem Schnitt, bald spiegelnd die Höhen, bald schattend
Zieht sich ein Schleier hindurch, hüllt schon ein Ufer in Nacht.
Spiegelst du, schweigender See, nicht ab ein menschliches Leben,
Welches, zum Abend gelangt, blickt auf vergangene Zeit?
Goldgleich glüh'n ihm zurück unschuldige Tage der Jugend,
Mälig und mälig verbleicht Klarheit und Farbe und Glanz.
Wer ohne Schuld sich fühlt in dem reisenden männlichen Alter,
Kein zertretenes Glück zieht ihm den Schleier hinweg.
Aber der Schleier verbleibt, den nur ungern lüften die meisten,
Mancherlei war die Gefahr, mancherlei ward auch die Schuld.
Wenn nur, ob auch sternlos die allausgleichende Nacht naht,
Auf die verschleierte Brust strahlt der versöhnende Mond!

Philipp Berke in Frankfurt a. M.

Letzte Kist.

Ein wandermüdes Vöglein hält
Nach langer, banger Hast
Von Meer zu Meer, von Welt zu Welt,
Verirrt die letzte Kist.

Aus seinem Busen los sich ringt
Mit heißem Sehnsuchtstrieb
Sein Abschiedsgruß — ihr Winde bringt
Ihn dem verlassnen Lieb!

Den Wald, den fernem, grüßt im Lieb,
Das heimatliche Thal!
Die Stätten, die seit lang es mied,
Viel tausend, tausendmal!

Und ist im Tod sein letzter Klang
Verstummt dann und verhallt:
Sing' über ihm den Grabgesang,
Du grüner, fremder Wald!

Moriz Blankarts in Düsseldorf.

Im Kriege.

Heiß tobte der Kampf um den brennenden Ort,
Es donnerten wild die Geschosse.
Hier Trommeln, dort gellend Commandowort,
Signale und wiehernde Kofse.

Und endlich ward's stiller, es kam die Nacht,
Man hörte rings Stöhnen und Wimmern;
Aus rauchenden Trümmern in grausiger Pracht
Die Flammen hell züngeln und flimmern.

Ich trat in ein Haus und suchte Quartier,
Zu ruh'n die ermüdeten Glieder —
Welch' rührendes Bild entrollte sich hier,
Nie werd' ich vergessen es wieder!

Es kniete im Bette ein Kindlein hold,
Die Mutter saß weinend daneben,
Und ob auch donnernd die Schlacht noch grollt,
Nicht schien es erzitternd zu beben.

Den Brand, den nahen, bemerkte es nicht,
Sah nicht, wie Verderben rings waltet,
Sein Abendgebet wie im Frieden es spricht,
Die Händchen in Andacht gefaltet.

Da wandt' ich erschüttert mich wieder zurück,
Die Thräne zerdrückt' ich vergebens —
O sorglose Unschuld, wie schwindet dein Glück
So bald in den Stürmen des Lebens!

Victor Blüthgen in Marburg.

Des Räthfels Lösung.

Nun sind wir beide ganz alleine;
Mein kluges Herz, ich will dich fragen;
Weltflüchtig tief im stillen Haine
Sollst du die große Antwort sagen.
Die Weisen können's nicht ergründen,
Ob sie allwissend sich gebehden:
Kannst du des Räthfels Lösung künden?
Sprich: Wozu lebt der Mensch auf Erden?

Ich lausche. Rings ein duftig Schweigen;
Der Lenz streut seine Blütenflocken,
Die Sonne blinzelt in den Zweigen
Und fern im Thale läuten Glocken;
Es jauchzt der Fink die alte Weise,
Das Lied, das nie er stirbt auf Erden,
Und tief im Herzen klingt es leise:
Zu lieben und geliebt zu werden!

Am Meeresufer.

Die Möve fliegt. Es schweift mein Blick
Wohl über das weite Meer.
Was ist die Freude? Was ist das Glück, —
Der ewige Weltbegehr?

Ist's wie die Woge schäumend rollt
Und, kaum geboren, versinkt?
Ist's jener Stern, der leuchtend Gold
Mir immer ferne blinkt?

Ist's, wie der Wolken wechselnd Heer
Dort zieht im Abendschein?
Ist's wie der Schaum, so hohl und leer? —
Mein glückliches Herz spricht: Nein!

Es ist die Perle, still und schön,
Die unter Schaum und Fluth
Weltunbekümmert, ungehört
In schweigender Muschel ruht.

Grenze der Macht.

Nunze die Stirn und sprühe Haß,
Und wende mir den schönen Rücken;
Dem tödtlich Ueberläst'gen laß
Den letzten Hoffnungsbalm zerknicken.

Tritt mich mit Füßen; mitleidsfrei
Laß mich des Spottes Dolch verlegen;
Reiß meiner Ehre Brief entzwei
Und gib dem Klatsch die armen Fesseln;

Laß fern von dir in dumpfer Nacht
Mich büßen ohne ein Verschulden;
An Einem scheitert deine Macht: —
Daß ich dich liebe, mußt du dulden!

Was quälst du mich?

Nun ist's genug, und länger prüf' ich nicht,
Ob ich die stumme Qual zu Jahren brächte;
Mein Leben dorrt und meine Kraft zerbricht,
Und schlummerlos verstreichen meine Nächte.
Ich hoffe nichts; das bunte Truggesicht
Zerrissen längst der Wahrheit strenge Mächte, —
Nun steh' ich hier und fragen will ich dich:
Was quälst du mich?

Laß ab von mir. Ob unterm Wimperflor
Dein Blick mich sucht mit heißem Flammenlodern:
Es ist des Irrlichts Schein auf ödem Moor,
Das tödtlich kroch aus gift'gen Sumpfes Modern.
In dumpfem Dunkel ständ' ich armer Thor,
Sobald ich's wagte, kühn von dir zu fodern.
Ich will genesen; schöner Teufel, sprich:
Was quälst du mich?

Stimmen der Nacht.

Nächtlich aus des Schlafes Banden
Schreck' ich manchmal jäh empor:
Geisterhaft, doch klar verstanden
Schlug mein Name mir an's Ohr.

Und getäuscht, im halben Traume,
Blick' ich suchend um mich her,
Doch zerflossen nur im Raume
Ruht das Dunkel, stumm und leer.

War's ein Ruf des stillen Boten,
Dessen Schutz mich Gott vertraut,
Oder hört' ich meiner Todten
Süßgeheimen Liebestaut?

Mein Herz, nun laß dein Weinen.

Mein Herz, nun laß dein Weinen
Um das, was du verloren;
Noch wird mit lichtem Scheinen
Manch junges Glück geboren.

Wer weiß, um welche Wonnen
Dein Brüten dich betrogen;
Derweil du trüb gefonnen,
Sind sie vorbeigeflogen.

Wie manches auch zerfallen,
Im Strom der Zeit verschwommen:
Das höchste Glück von allen
Soll immer erst noch kommen!

Friedrich Bodenstedt in Meiningen.

Vom Bergsee.

Ich laß' im Kahn mich schaukeln,
Der Mond schwimmt auf dem See;
Die Wellen, die mich umgaukeln,
Blitzen wie reiner Schnee.

Sie kommen und schwinden leise
Im Glanz der Mondesgluth
Und werfen zitternde Kreise
Auf die leisebewegte Fluth.

Hell ist's fast wie am Tage
Auf dem blanken Wasserflor,
Mit jedem Runderschlage
Taucht neuer Glanz hervor.

Nur fern die Berge dunkeln,
Bewaldet bis zum Fuß,
Und aus dem Dorf her funkeln
Lichter mit nächtigem Gruß.

Sie wollen zur Heimkehr mahnen —
Und bis zur Uferstur
Zieht auf den schwanken Bahnen
Der Kahn eine lichte Spur.

Ich stand und dachte lange:
O wär' es mir verliehn
Auf meinem Lebensgange
Auch solche Spur zu ziehn!

Schäferinne.

Der Schäfer führt am frühen Tag
Hinaus sein Schafgewimmel;
Im Felde schmettert Lerchenschlag
Hellauf zum blauen Himmel.

Den langen Stecken unterm Arm,
Die kurze Pfeif' im Munde,
Geht er voran dem wolligen Schwarm,
Umbelst vom treuen Hunde.

Er achtet nicht, wie's klingt und mait,
Blickt wie voll trüben Sinnes,
Als dächt' er an die alte Zeit
Holdseligen Schäferinnens.

Wo, wenn voran der Schäferstab
Der wolligen Herde blinkte,
Ein wönig Königskind herab
Vom Söller grüßend winkte.

Heut grüßte, seit er zog von Haus,
Ihn nur die alte Liese —
Sie hing zum Trocknen Wäsche aus
Am Zaune bei der Wiese.

Wallfahrt.

Wir sausten über des Hochlands Bahnen,
Es war im schönen Monat Mai —
Tief unten im Thale flatterten Fahnen,
Da zog eine Prozession vorbei.

Die Pilger sangen von gläubigem Hoffen —
Zwar hört' ich ihre Worte nicht,
Doch wenn der Mund so sperrweit offen
Wie diese, sieht man, was er spricht.

Sie zogen zum Muttergottesbilde
Und sangen die alte Vitanei —
Das Wirthshaus führt einen Fuchs im Schilde,
Der Wirth macht gute Geschäfte dabei.

Der deutsche Michel.

Einst war ich als deutscher Michel
Ein Spott der ganzen Welt —
Doch vorbei ist nun alles Gestichel,
Denn ich ward ein berühmter Held.

Einst sang ich von Nixen und Elfen
Und zärtlichem Herzenseguß —
Das kann mir jetzt nicht mehr helfen,
Denn ich ward ein Politikus.

Einst war ich linksch und schüchtern,
Doch froh beim vollen Glas —
Jetzt bin ich stramm und nüchtern,
Denn der Ernst geht über den Spaß.

Einst folgt' ich dem Glockengeläute,
Und fehlt' in der Kirche nie —
Ungläubig bin ich heute
Und treibe Philosophie!

Vergebens mit seiner Sichel
Späht nun der Tod umher
Nach dem alten deutschen Michel,
Denn ich kenne mich selbst nicht mehr.

Ludwig Nowitsch in Wien.

Ich segne jede Rose.

Ich segne jede Rose,
An der du träumend hingst, —
Und jede auch, an welcher
Du kalt vorüber gingst!

Ich segne jede Stätte,
Auf der dein Haupt geruht, —
Und jeden, den getroffen
Der Flammenaugen Gluth.

Ich segne jeden Zauber,
Den deine Huld gebar, —
Und jeden, der in deiner
Umarmung glücklich war!

Ich segne selbst ein Lieben,
Das nun als Wahn erscheint, —
Und segne jede Thräne,
Die ich um dich geweint!

Die Liebe ist blind.

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Sie sieht nicht die Dornen im Wandern,
Sie sieht nicht die Fehler des Andern,
Die Liebe, die Liebe ist blind!

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Sie baut nicht hinaus in die Ferne,
Sie trägt in der Brust ihre Sterne,
Die trauliche Führer ihr sind!

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Sie preiset nur, was sie erkoren,
Und merket nicht, was ihr verloren,
Im Traum, der sie täuschend umspinnt!

Die Liebe, die Liebe ist blind!
Und blind nur zu sein kann ihr taugen,
Denn öffnen dem Licht sich die Augen,
So stirbt das göttliche Kind!

A. C. Brachvogel in Berlin.

In der Laube.

Ich, in der Laube, im Dunkel,
Hab' ich mein Lieb' einst erschaut,
Lächelnd beim Sonnengesundel
Wie eine harrende Braut.
Ewig, in Wonne wie Schmerzen,
Ging meine Seele dir auf,
Du stiegst im dämmernden Herzen
Mir ja als Sonne herauf! —

Dann in der Laube, im Dunkel,
Hab' ich als Weib dich geküßt;
Heimliches Sternen-Gemunkel
Weiß ja nur, was du mir bist!
Tage und Nächte in Wonne
Sagten, was du mir verliehst;
Daß doch die Monden und Sonnen,
Daß doch die Jahre entfliehn!

Jetzt in dem Dunkel der Laube
Sitz ich! — Ich sitze allein!
Starre! — Um mich ist, ich glaube,
Mond nicht noch sonniger Schein! —
Seit sie hinunter mir senkten
Die mir einst Leben und Licht,
Seh' ich die täglich geschenkten
Wonne des Erdenlebens nicht!

Dunkel die Laube, — im Herzen
Dunkel so Tag mir wie Nacht!
Warum hast du so viel Schmerzen,
Sage mir, Laube, gebracht? —
Stille, es rauscht! — In den Zweigen
Glänzt es! — Im Herzen wird's Licht!
Ewig ist Eins, was sich eigen
War! — aus der Laube es spricht!!

F. Brunold in Joachimsthal.

Ein bitteres Wort.

Wenn Freundesmund gekränkt dich hat,
Ein Wort dich traf vor allen:
So denk', es sei ein welkes Blatt
Zu Füßen dir gefallen.

Denk', daß am Baum ein Hauch, ein Wurm,
Am Blatt, am Zweig gerüttelt;
Denk', daß vor Tagen es ein Sturm,
Ob's heut erst fiel, geschüttelt.

Sieh an den Baum, wie blüthenreich,
Und doch manch Blatt zerschlagen;
Denk', wie dein Freund dich mild und weich
In deinem Schmerz getragen.

Denk' nur des Guten, das er that,
Traf dich ein Wort vor allen —
O, denk', es sei ein welkes Blatt
Vom Blüthenbaum gefallen.

Otto Buchwald in Fürstenwalde.

Frühlingszauber.

Tiefe Ruh! die Winde schweigen,
Von dem Frühlingszauber trunken;
Zunge Blüthen an den Zweigen
Duften süß in Traum versunken.

Da ein Wind mit rauhen Sinnen
Springt empor vom Bett der Rosen,
Durch die Blüthenschläferinnen
Fährt er hin mit wildem Tosen.

Tausend fallen seinem Wüthen,
Bis er ruht, ein milder Streiter; —
Ueber den gebroch'nen Blüthen
Träumen still die andern weiter.

Erinnerung.

Blaue Traube, es lockten einst
Deine Schwestern den Knaben
Näh'n das schwanke Spalier hinauf,
Sich an ihnen zu laben.

Wenn er die Reben auch fest zertrat,
Strebend nach süßem Genuße —
Hatt' er die Traube, was fragt er viel
Nach des Gärtners Verdrusse!

Anders ist's heut! Manch steiles Spalier
Wies ihm sein rüstiges Streben;
Aber die Traube war selten es werth,
Daß er zertreten die Reben.

Ludwig Bund in Düsseldorf.

Bacharach.

Nun Fährmann, laß das Ruder sinken
Aus sonnverbrannter, harter Hand;
Die Berge glüh'n, die Schatten winken,
Wir sind am Ziele, stoß' ans Land.

Hier will ich ruh'n, hier will ich weilen,
Hier sind' ich wohl ein gastlich Dach,
Um alles Weh der Brust zu heilen —
Sei mir gegrüßt, o Bacharach!

Der schroffste Fels trägt seine Reben,
Am Berge, wo der Nebel braut,
Um zu dem Wein ihm Brod zu geben,
Hat er das gold'ne Korn gebaut.

Und unterthänig seinem Willen
Bäumt er in enges Bett den Strom,
Darüber glänzt mit seinem stillen
Und reinen Blau der Himmelsdom.

Hier reden von versunk'nen Tagen,
Vom Walten einer großen Zeit
Viel Burgruinen, deren Sagen
Verkünden Glück und Herzeleid.

Den bunten Sagen will ich lauschen,
Wie einer Rorne ernstem Sang,
Wenn über mir die Winde rauschen,
Gelagert still am Vergeshang. —

Wohin sich meine Blicke wenden,
Stromauf, stromab in stolzer Pracht
Zeigt sich, wie hier mit vollen Händen
Ein Gott sein schönstes Werk vollbracht.

Und wie der Mensch an diesen Borden
Stark in das Joch der Schöpfung trat,
Daß er ein Schöpfer selbst geworden,
Dem rings im Segen reist die Saat.

Nun sollst du mir die Seele schwellen,
Mich fühlen in der Tage Glühn,
Du stolzer Strom, mit deinen Wellen,
Ihr Berge, mit dem Nebengrün.

Und neue Wonne will ich trinken,
Mein Lied ruft deine Echo wach; —
Die Berge glühn, die Schatten winken, —
Sei mir gegrüßt, mein Bacharach!

Rudolf Bunge in Götzen.

Die Liebe, die nur Liebe will.

Die Liebe, die nur Liebe will,
Ist uns'res Lebens schönste Blüthe;
Sie klingt, schweigt auch die Lippe still,
Wie Glockenlang durch das Gemüthe.

Denn Sonntagsfeier bricht herein,
Die junge Seele betet leise,
Wenn frommer Liebe Zauberschein
Still um sie zog die heil'gen Kreise.

Und winkt aus lieben Augen dann
Der scheuen Bitte die Gewährung:
O selig, dreimal selig dann,
Du Menschenherz, in der Verklärung!

W. Constant in Berchtesgaden.

Liebesleid.

1.

Ich habe gelebt, ich habe geliebt,
Was nun hab' ich vom Leben?
Die Liebe, die Vielen Alles gibt,
Was hat sie mir gegeben?

Doch, doch! die Liebe gab mir auch
Viel Gluthen und lodernde Flammen,
Die aber brannten mein Lebensglück
Zum Aschenhäufchen zusammen.

2.

Wenn dich der Bettler steht in seinen Nöthen,
Du reichst die Gabe ihm, blickst mild ihn an;
Ich habe dich um einen Kuß gebeten —
Dein Auge zürnt: wie ich das wagen kann?

Nicht war's ein Kuß, den Liebe gibt der Liebe,
Es war ein Abschiedskuß, den ich gelehrt;
Ja, wenn dein Herz stolz gegen Jeden bliebe,
Der heiß verlangend dir zur Seite steht! —

Nur mir gegenüber eifern ist dein Wille,
Gott woll' es nicht, daß dir einst komm' der Tag,
Wo einen Kuß du wünschest in der Stille,
Und keine Lippe dir ihn bieten mag! —

3.

Ich habe einst eine Knospe beaufacht,
Sie war noch ganz geschlossen;
Mit einem Male sprang ihr Kelch,
Stolz war sie aufgepöffen.

Kam es von gold'nem Sonnenstrahl,
Kam es von nächtlichem Thau,
Daß sie voll Pracht mit einem Mal
Erglänzte auf der Aue?

Wie's kam, hab' ich mir bald gedacht:
Mein eig'nes Liebessehnen
Entkeimte und wuchs in Einer Nacht
Durchweint in bitt'ren Thränen.

Felix Dahn in Königsberg i. Pr.

Gottvater spricht:

Wenn ich in's Weltgebäude vom Himmel schau hinein,
Traun, alle meine Freude ist jetzt die Lieb' allein.

Die Demuth ist gestorben, der Glaube todesbleich,
Die Wahrheit ist verdorben, die Lüge hat das Reich.

Den Stolz, auf den sie pochen, längst hätt' ich ihn gefällt,
Längst hätt' ich sie zerbrochen, die ungetreue Welt,

Säh' ich nicht treues Lieben blühen hin und wieder doch,
Ein Reis, das übrig blieben vom Paradiese noch.

Einen Engel will ich senden, den Treuesten, der mein,
Der soll mit starken Händen der Liebe Hüter sein.

Mit Gluth und Thau sie pflügen soll er zu rechter Zeit,
Soll schirmen sie und hegen gen alle Jährlichkeit.

Und spricht er einst mit Reue: „O Herr, die Lieb' verdarb —
Nichts half ihr meine Treue, denn ihre Wurzel starb“ —

Dann weigr' ich meinen Blicken nicht mehr ihr Rächeramt,
In ihren tiefsten Sitten zermalmt die Erde stammt,

Und aus dem Weltenstaube entfliegt die Liebe bloß,
Fliegt, eine weiße Taube, in meinen ew'gen Schooß.“

Der Vampyr.

Ach, so gerne gleich den andern Todten, hielt' ich Grabesruh,
Doch mich treibt der Fluch, zu wandern ewigem Verderben zu.
Liegt im blauen Mondenscheine friedlich aller Gräber Zahl —
Unter'm schweren Marmorsteine reißt mich auf die heiße Qual
Und mir wachsen dunkle Flügel und mir wächst der heiße Sinn,
Rastlos über Thal und Hügel reißt mich das Verlangen hin.
Wo in schwülen Liebesträumen süß die schöne Braut sich wiegt,
Dahin ohne Ruh' und Säumen leis der dunkle Freier fliegt.
Und zu ihren Häupten steh' ich — schon verlischt der Ampel Licht —
Und aus Schmerz um sie vergeh' ich: — doch sie lassen kann ich nicht! —
Ja, ich weiß, mein Hauch ist Sterben, ja, ich weiß, mein Ruß ist Tod:
Dennoch drück' ich das Verderben auf die Lippen voll und roth.
Horch': ein Hahenschrei! — Von hinnen! — Bleich und kalt das Mägdelein —
Aber ich — im Grab tief innen, über mir der Marmorstein!

Therese Dahn in Königsberg i. Pr.

Tödlicher Tanz.

Es schreitet aus goldnen Hallen
Der junge Königssohn:
„Was hör ich lockend schallen
Solch süßen fremden Ton?“ —
Zigeuner streichen die Geigen,
Den Burschen und Dirnen zum Reigen,
Und Alle sie tanzen schon.
Nur Eine fern von Allen
Und schen bei Seite stund,
Ihre gelben Haare wallen,
Es troht ihr rother Mund:
„Nur mein Lied kann ich singen
Und mag nur tanzen und springen
Auf blühendem Haidegrund!“
Und die getanz so gerne,
Sie achtet ihrer kaum —
Der Königssohn stand ferne,
Gelehnt am Eichenbaum;
Sie schaute nach ihm hinüber
— Die Augen gingen ihm über,
Ihm kam ein alter Traum.

Und zögernd kam er geschritten:
„Willst du tanzen nicht mit mir?“ —
„Wie sind so fein deine Sitten,
Möcht tanzen wohl mit dir!
Fern, wo an dunklen Seen
Die Haide-Tannen stehen,
Dort möcht' ich tanzen mit dir!“ —
Da tanzten sie durch die Lande,
— Sie hatten so frischen Muth —
Nach den Haiden am Waldesrande,
Nach der Weiher dunkler Fluth,
Und tanzten wonnetrunken,
Als schon die Sonne gesunken
In des Abends flammender Gluth.
Und tanzten über die Wege,
— Der Mond am Himmel stund, —
Und tanzten am Dorngehege
Die Hüße sich blutig wund;
Und tanzten in heißem Umfange,
Bis daß ihre Herzen sprangen
Auf blühendem Haidegrund.

Hermann Dickmann in Wiesbaden.

Der Bergführer.

(Aus den Reiseblättern eines Einsamen.)

Der Fuß ist wund, die Stirne feucht,
Vom Felsen prallt zurück die Gluth,
Mein Führer schleppt sich schwer und leucht
Und schweizet mit verdrosnem Muth. —
Die Last, die seine Schulter drückt,
Sie fällt am Ziel und lohnt ihn reich;
Ach Gott, wie fühlt' ich mich beglückt,
Wär' meine Last der seinen gleich!

Des Berges Krone winkt von fern
Und beut ihm Ruhe, Speis' und Trank,
Ich geb' ihm reichlich, geb' ihm gern
Und sag' ihm wohlgemeinten Dank.
In meinem Herzen haust ein Heer
Gedanken voll von Gram und Pein;
Das hält so fest, das drückt so schwer
Und krallt dem Geier gleich sich ein.

Zur Thale wohnt ihm Weib und Kind,
Für sie nur trieb es ihn hinaus;
Und was ihm Müß' und Schweiß gewinnt,
Bringt einen frohen Tag in's Haus.
Ich ließ nicht Weib, nicht Kind zurück,
Ein Fremdling bin ich dort wie hier;
Am stillen Herd der Liebe Glück
Beut nimmermehr das Leben mir.

Sieh da, das schöne Ziel erreicht!
Er schaut sich lächelnd nach mir um,
Nun ist ihm wohl, nun ist ihm leicht,
Er bleibt nicht länger trüb und stumm.
Zum Abschied reich' ich ihm die Hand:
Leb' wohl! — Schon wendet sich sein Fuß,
Schon eilt er fern am Bergesrand,
Noch einmal winkt er mir zum Gruß.

Wohl mag verschmäht er gern die Last,
Verschmäht den Trunk, den ich verhieß;
Er denkt nicht mehr der Müß' und Last:
Dort unten winkt sein Paradies.
Ich sah im Aug' der Freude Strahl,
Und leichter, freier schau' ich aus,
Und trifft mein Blick das ferne Thal:
So fleh' ich: Segen seinem Haus! —

Franz W. Freiherr von Ditsfurth in Nürnberg.

Der Wittwe Kind.

Im Leichenhaus gebettet ruht
Im offnen Sarg ein todter Knabe;
Die Mutter steht voll Trauernuth
Bei ihm mit letzter Liebesgabe.

Sie zieret ihn mit Blumen aus,
Schlingt um sein Haupt die Lilienkrone,
Sie schmückt das kleine Schlummerhaus
Zum langen Schlaf dem einz'gen Sohne.

Des Grames lichte Perlenfaat
Tropft auf des Bleichen kalte Glieder;
Ging's nicht zuwider Gottes Rath,
Die Thränen weckten ihn wohl wieder.

Noch einen langen, bangen Kuß
Drückt sie dem Todten auf die Wangen;
Dann ist sie, weil sie scheiden muß,
Schmerzüberwältigt heimgegangen.

Als sie nach Haus nun kam die Nacht,
Hat sie, um Trost sich zu bereiten,
Das heil'ge Schriftbuch aufgemacht,
Da liest sie auf den nächsten Seiten:

„Und als Elisa kam in's Haus,
Da lag der Knabe todt im Bette;
Er hieß sie Alle gehn hinaus
Und betete an dieser Stätte.

„Dann trat er vor; gebeugt auf's Kind,
Haucht er es an in seinem Arme;
Drückt ihm die Hände weich und lind,
Daß der Entschlafne neu erwarme.

„Drauf schritt er betend hin und her,
Und als er wiederum gekommen,
Da athmete der Knabe schwer,
Schlug auf die Augen neu entglommen.

„Elisa rief dem Diener zu:
Schick' mir die Sunamitin nieder!
Und als sie kam, sprach er in Ruh:
Da hast du deinen Knaben wieder.

„Sie aber fiel auf ihre Knie
Und betete Gott an zur Erde;
Sie nahm das Kind, das todt war hie,
Und Freude war an ihrem Herde.“ —

So las sie. Ihr ist da geschehn,
Als ob ein Engel sie berührte;
Wie Obem Gottes fühlt sie's wehn,
Der ihren Gram und Schmerz entführte.

Da fiel sie nieder auf die Knie
Und betete Gott an zur Erde;
Sie nahm das Kind, das todt war hie,
Und Freude war an ihrem Herde.

Und als der Morgen nun getagt,
Sie zur Beerdigung gekommen,
Da hat sie nicht geweint, geklagt,
Ihr Herz war selig fast bekommen.

Sie trat hinein zum Leichenhaus,
Sie trat zur Kammer ein der Todten —
Sie steht gebannt in Fremdegraus
Vom Anblick, der sich ihr geboten.

Umblüht vom lichten Sonnengold,
Sitzt aufrecht da im Blumengrave,
Und mit den Lilien spielend holt,
Frisch, lebensvoll der schöne Knabe.

Dräxler-Mansfred in Darmstadt.

Bäume — Wünsche.

Ich stand in einer Baumallee,
Die Bäume dicht in meiner Näh'
Wie ragten sie in's Blaue;
Die weiter'n, kleiner wurden die
Und immer niedrer schienen sie,
So weit ich sie erschaue.

Sie dächten mir wie Wünsche just,
Die aus der armen Menschenbrust
Zu steigen sich erdreisten:
Ununterbrochen eh' wie jetzt,
Und Niemand weiß es wann zuletzt,
Und unerfüllt die meisten.

Die ersten, da du Jüngling noch,
Wie steigen die so hoch, so hoch,
Es schwindelt sie zu denken;
Und mit den Jahren abwärts geht's,
Da werden sie geringer stets
Und sich zur Erde senken.

Die ersten so gigantisch kühn,
Gewipfel, dessen Hoffnungsgrün
Dem Blick kaum zu erreichen;
Die weiter'n klein, doch dichtgereiht
Und ach, für Hand und Fuß so weit,
Als ob zurück sie weichen.

Der Stamm so hoch, der Mensch so klein,
Der Wunsch so schön, doch selten dein,
Was er gewährt will sehen! —
Ich schreite durch der Bäume Reih'
Und denke sorgenvoll dabei:
Wie wird es weiter gehen?

Lorbeer.

In des Maien mildem Hauche
Tragen sie, nach altem Brauche,
Aus dem Treibhaus Lorbeerbäume
In die freien Gartenräume.
Sieh, die südlichen Gesellen
Strecken sich, die Blüten schwellen,
Auf dem Blatt liegt Duft und Glanz,
Und die da vorüber gehen
Sie bestaunen die Tropfäen
Fernen Hesperidenland's.

Arme Bäume, nur getrieben,
Streng in Winterzucht verblieben,
Mit dem Norden in Zerwürfniß,
Dem der Lorbeer kein Bedürfniß,
Nur gezogen, um zu prangen,
Statt dem glühenden Verlangen
Als ein Lohn gewährt zu sein:
Eruft ist euer Niederblicken,
Wo die Stirnen, die zu schmücken
Ihr bestimmt seid, nicht gedeihn.

Ach, und doch mit leisem Sehnen
Blickt und mit geheimen Thränen
Manch ein Aug' auf eure Blätter;
Doch die da vom rauhen Wetter
Abgefallen, aufzulesen,
Ist des Mannes nie gewesen,
Der gedankenreif und frei, —
Und das göttliche Erfrechen,
Selbst sich einen Zweig zu brechen,
Straft die deutsche Polizei.

George Baron Dyherrn in Herzogswaldau (Niederschlesien).

Küsse mich!

Küsse mich, damit ich vergesse
Böse Zeit und langsame Stunden,
Nagenden Groll und brennende Wunden,
Küsse mich, damit ich vergesse!

Trüb ist der Himmel allerwegen,
Schwarze Wolken vorüberjagen,
Rasse Zweige an's Fenster schlagen,
Rastlos rauscht der herbstliche Regen.

Ob sich auf ewig verdunkelt haben
Licht der Sonne und Blau dort oben?
Schwarzes Bahrtuch der Erde gewoben,
Drunter die Menschen trostlos begraben?

Laß uns der grauen Dämmerung wehren,
Daß sie gespenstisch herein sich nicht dränge,
Schließe der Fenster seidne Behänge,
Laß uns den Tag in die Nacht verkehren!

Zünde die Kerzen und schüre die Flammen
Dort im Kamin geschwind und bringe
Funkelnden Wein! ein Lied mir singe,
Daß wir vergessen, vergessen zusammen!

Adolf Ebeling in Kairo.

Das Wiedersehen bei den Pyramiden.*)

(Ein Frühlingssbild.)

Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!
Nief ich ihnen betrübt, aber voll Hoffnung zu,
Als sie am fernsten Gesichtskreis verschwanden . . .
Auf Wiedersehn im nächsten Lenz,
Wenn die Veilchen und Anemonen blühen,
Und die blendenden Falter sich wiegen auf dem röthlichen Alee. —

Aber die Zukunft des Menschen ist dunkelverhüllt,
Und sein Geschick gleicht der rollenden Kugel,
Die bald hierhin, bald dorthin den wechselnden Lauf lenkt,
Und ihn unerbittlich mit sich fortträgt in unbekannte Fernen.
Glücklich der, dem es vergönnt ist, sich in diesem Wechsel
Den festen Glauben und die kindliche Zuversicht zu bewahren:
Daß ein treuer Vater über den Wegen des Kindes wacht,
Ihm einen Engel mit lichtem Fittich zum Begleiter schenkt,
Und Alles zum Heil führt.

So trug auch mich die dampfbesflügelte Bahn
An das südliche Gestade,
Und dann die Woge des Mittelmeers nach dem Lande des Aufgangs;
Ob für mich das gelobte Land? . . . Wer darf es sagen!

Auch sie, die befreundeten Störche,
Waren damals fortgezogen zur Winterzeit,
Jedoch leichtbeschwingt und hoch durch den blauen Aether;
Aber auch unser Kiel durchsuchte ein friedliches Blau,
Denn der Himmel lächelte günstig herab
Und schenkte glückliche Fahrt.
In der Frühe des sechsten Tages
Lag sie vor uns, lichtgetränkt, palmenbekränzt,

* Siehe „Die Störche. (Ein Herbstbild.)“ Band VI., 1873, des „Deutschen Künstler-Albums“.

Durchglüht vom Morgenfeuer der aufgehenden Sonne:
 Die Küste Afrika's, mit der Stadt Alexander's,
 Und wie ein goldener Riesenspeiß
 Leuchtete die Pompejus-Säule zu uns herüber.
 Aber mich trieb es weiter und weiter
 Hin an das Reiseziel.
 Durch das ewig blühende, grünende Delta,
 (Denn der nordische Winter ist hier ein lachender Frühling)
 Zur Linken den Nil, den Vater und König der Flüsse,
 Den geheimnißvollen Zeugen der Urgeschichte der Menschheit,
 Die nach Jahrtausenden zählt und in seinen Fluthen sich spiegelt,
 Hin nach Kairo, der berühmten Khalifenstadt,
 Wo der Halbmond sein Banner aufgepflanzt hat,
 Und wo die grüne Fahne des Propheten weht.
 Wohl ist sie wunderbar und prächtig zugleich,
 Diese Stadt, mit ihren vergoldeten Pallästen,
 Ihren Kuppel-gekrönten Moscheen und den schlanken Minarets,
 Von denen herab der Moslim eintönig zum Gebete ruft:
 Allah akbar! Gott ist groß!
 Mit ihren Palmen und Sykomoren,
 Ihren Granat- und Orangenbäumen
 Und ihren Gärten, voll Rosen- und Jasminduft;
 Mit dem bunten Gewühl ihrer Straßen und Bazare,
 Wo man die Trachten schaut und die Sprachen hört der ganzen Welt
 Wunderbar und schön zumal mit ihrem ewig blauen Himmel,
 Der sich Morgens und Abends in Gold und Purpur malt,
 Und mit ihren Mond- und Sternennächten voll Märchenpracht.
 Aber — mein Herz schlägt stolzer und höher,
 Wenn auch umflort durch die Trauer der Trennung —
 Aber die Heimath ist es nicht.
 Die Heimath nicht, die meinige zumal nicht,
 Wo der Rheinstrom fließt und Glockenklang von Thal zu Thal tönt,
 Wo in den Domen die Orgeln den Gesang der Peter begleiten,*)
 Und das welterlösende Symbol, das Kreuz,
 Die Menschen zu Einer Brüderfamilie
 (Ich will heute nicht der Schatten, die dieses heilige Bild trüben, gedenken)
 Im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung vereinigt
 Die deutsche Heimath ist es nicht! —

Aber Welch eine Vergangenheit umschließt dieses Wunderland,
 Wenn die Schleier fallen von vierzig und mehr Jahrhunderten,
 Und die Zeit der Pharaonen vor unser geistiges Auge tritt.

So stand auch ich gar bald am Fuße der Pyramiden,
 Und legte an die größte von ihnen erschüttert die Hand:
 Ein himmelanstiegender Felsen,
 Und doch von Menschen erbaut,
 Gegen den sogar Sanct Peters Dom kaum mehr als ein Häuschen ist.
 Unter mir der Nil und die unermesslichen, von ihm durchströmten Ebenen,
 Saatsfeld an Saatsfeld, wo schon die ersten Ernten reifen,
 Denn in diesem gottgesegneten Lande
 Wird dreimal jährlich gesäet und dreimal geerntet;
 Hinter mir die gleich unermessliche Wüste,
 Ein unabsehbares, leeres, ewiges Sandmeer:

*) Im Orient gibt es keine Glocken, keine Orgeln und keinen Kirchengesang.

Dort frisches, blühendes Leben,
 Hier öder, schweigender Tod.
 Und vor mir das entsetzliche Steinphantom, die Sphynx,
 Die, ein vorweltliches Räthsel, schon vier Jahrtausende lang
 Ihr Riesenantlig gen Osten wendet,
 Und kein Sterblicher weiß, was sie bedeutet und was sie sinnt.
 Weiter den Nil hinauf, unter Palmenwäldern zerstreut,
 Ragen andere Pyramiden silbergrau und feierlich in die blaue Luft,
 Das Trümmerfeld von Memphis bedeckend, der Riesenstadt,
 Der ebenbürtigen Schwester des hundertthorigen Theben.
 Der Anblick, großartig, gigantisch, titanenhaft,
 Erschüttert das Gemüth, aber erfreut und erhebt es nicht,
 Das Herz bleibt unerquickt, ach, und die Seele so leer!
 Tobte Vergangenheit aus Stein,
 Zu der uns die goldene Brücke des tieferen Verständnisses fehlt,
 Denn auch die kunstvoll gemeißelte Priesterchrift
 Ist für uns wesentlich und todt.
 Das Auge schreckt zurück von den furchtbaren Wundern der Wüste,
 Und schaut wie zum Trost hinab in das lenzgrüne Thal;
 Aber zugleich ergreift auch den fremden Wandrer
 Ein Heimwehsehnen, schmerzlich und heiß,
 Und ein Erinnern durchschauert und durchklingt ihn
 Wie die Stimme der Mutter aus frommer Kinderzeit.
 Der Ibis kreist und der Silberreiher steigt,
 Aber die Freunde der Heimath,
 Die mir einst vorausgezogen, sehe ich nicht,
 Und doch schlug bereits für sie die Frühlingsstunde der Rückkehr.
 Wo seid ihr gefiederte Wandrer, meine deutschen Freunde,
 Damit ich einem von euch, wie einer Noachstaube,
 Ein grünes Blatt — meinen Lenzgruß — auf den schimmernden Flügel lege,
 Es hinüberzutragen zu den fernen Lieben!

Da plötzlich leuchtet aus Süden, von Arabien her, eine lichtweiße Wolke,
 Die näher und näher eilt, wie auf Fittichen des Sturms;
 O freudiger Jubel! O Wiedersehn, du Himmelsgeschenk von Oben!
 Willkommen, Willkommen! Sie sind es, sie sind es!
 Und nun bin ich nicht mehr allein und verlassen in der schweigenden Wüste.

Sie hemmen den Flug, sie senken die Schwingen,
 Um noch einmal am Ufer des Nils Erquickung zu trinken
 Und Stärkung für die nordische Reise.
 Dann steigen sie sicher und stolz empor
 Schon liegt — für sie das Spiel eines Kindes! —
 Die ungeheure Pyramide tief unter ihnen,
 Und noch immer steigen sie und steigen, und stehen endlich, wie damals, so auch jetzt,
 Gleich silberblitzenden Sternen hoch am sonnigen Himmel;
 Dann schweben sie durch den unermesslichen Luftraum,
 Weit, weit über das Delta hinaus.
 O wer mit euch ziehen könnte, mit euch heimkehren!
 Doch mich fesselt der Bann meines Schicksals,
 Das auch an mir sich erfüllen muß,
 Wie an jedem andern sterblichen Menschen.
 Ich zerdrücke männlich die Thräne
 Lebt wohl! lebt wohl! Des Himmels Segen über euch und eurer Fahrt!
 Und — „Grüßet mir freundlich mein Heimathland!“

Kairo, im April 1874.

Ernst Eckstein in Leipzig.

Februarabend.

(Nach Longfellow.)

Die Fluren schweigen,
Die Nebel steigen,
Das Feld ist öde,
Der Strom ist todt.

Der Himmelsbogen,
Wie grau umzogen!
Die Scheiben glitzern
Im Abendroth.

Die Flocken weben
Mit leisem Beben
Der stillen Erde
Das Schlummertuch.

Und durch die Matten
Wie düstre Schatten
Schleicht stumm und trübe
Ein Leichenzug.

Die Glocken tönen
Wie dumpfes Stöhnen,
Wie stilles Weinen,
So müd' und bang,

Und Alles trauert,
Und leise schauert
Mir's durch die Seele
Wie Grabgesang.

Geistergruß.

Wenn blaß der erste Morgenstreif
Im dunklen Osten stimmt,
Und zitternd hoch im Himmelsgrau
Der erste Stern verglimmt:

Das ist die Stunde, trüb und schwer,
Wo Geisterklagen wehn,
Das Grab die Todten wiedergibt,
Auf Erden umzugehn.

Kein Hauch bewegt die kalte Luft,
Kein Vogel ist erwacht,
Und bleiern schläft der müde Schmerz
Nach wilddurchweinter Nacht.

Vom feuchten Grund der Gräber hebt
Sich stumm ein blaßes Licht;
Der Sehnsucht Gluth, so heiß und voll,
Stirbt selbst im Grabe nicht.

Und leise schwebt die trübe Schaar
Durchs dunkle Feld dahin:
Kein Thau erquickt die Blume mehr,
Wo sie vorüberziehn.

Auch du, Marie, zogst vorbei, —
Wohl hab' ich dich erkannt.
Du legtest auf die Stirne mir
Die kalte Todtenhand.

Bernhard Gndrusat in Straßburg im Elsaß.

Blumen der Vogesen.

Wenn du eine Blume pflückst
Auf den Halben der Vogesen,
Diese Inschrift sollst du stets
Tief in jedem Kelche lesen:

„Reiche Ströme deutschen Bluts
Sind umsonst, ach, einst geflossen;
Dennoch hat an's falsche Herz
Frankreich dieses Land geschlossen.

„Reiche Ströme deutschen Bluts
Wieder sind dahin gekommen,
Bis auf's Neu' zum Eigenthum
Deutschland dieses Land gewonnen.

„Daß es nimmer anders sei,
Gottes Gnade mög' es geben,
Doch dazu das Deine thun
Soll dein ganzes Sein und Streben!“

Diese Inschrift sollst du stets
Tief in jedem Kelche lesen,
Wenn du eine Blume pflückst
Auf den Halben der Vogesen.

J. G. Fischer in Stuttgart.

Maifeier.



Wohin du siehst.

Da lockt sie wieder,
Deine Duftegestalt,
Und hält mich ergriffen
Mit Liebesgewalt.

Doch wo dich fassen
Von Anbeginn?
Alle dein Wehen
Woher? wohin?

Jede Blüth' am Wege,
So lang erharret,
Ein Zeuge deiner
Allgegenwart.

Gefunden.

Wann die Freude geboren sei,
Das wußte Keiner zu sagen;
Da wählte die Liebe sich den Mai
Am schönsten von allen Tagen.

Erstling der Freude.

Grüner Rasen,
Du Augenruhe,
Erste Wohlthat und Freude des Jahres!
Bald nun werden sie dich verhüllen,
Ganz verhüllen, die Herrlichkeiten
Ueberfließender Blumenpracht.
Und dann?
Wer bringt dich wieder,
Deiner ungezierten
Herzstärkenden Jugend
Ganze Einfalt?
Was gleicht dir wieder,
Du satte Wohlthat,
Erstling der Freude,
Grüner Rasen?

Unverändert.

Kind noch, ja, an dieses erwärmten
Wiedererwachten Hügel's Sonne,
Da lagest du noch an der Mutterbrust,
Da lebtest du ihn, den lebendigen Odem,

Da sprachest du nicht: Ich liebe dich;
Doch die Vögel kamen, die Bienen kamen,
Die Blumen winkten von selbst und schliefen
An deinem Halse, wie du an ihrem.

Und nicht mehr Kind? Die Jahre verleugnen's;
Doch Kind und Heimat? Wer trennte Die? —
Deffne die Arme, Mutterherz,
Und vergönne das süße Wort:
Ich liebe dich!

Einer Blume.

Aus diesem Keim
All' diese Blätterherrlichkeit?
Wie Falterflügel
Erst gebunden,

Dann aufgeschlagen
In Kranzespracht!
Und aus dem Herzen
Der gestaltige Schaft
Mit der gedrung'nen
Krönenden Knospe.
Sieh, sieh, wie Kindergesichter
Schlägst du den Blick auf
Nach mir, nach mir —
Und dennoch wieder
So nur für dich,
Als soll man sie suchen,
Die Einzige,
Wie keine hernach
Noch ehedem.

Doch wie Leben zu Leben
Redet mir erst dein Athem, du Jungfrau,
Als wäre der Erde
Ganzer Wohlgeruch
Nur deine Seele.

Und solcher Kinder
Millionen erschaffst du,
Unendliche Erde?
Nein doch, nein!
Solche Lieblingefinder
Des Himmels gedeihen
Unter'm Himmel nur einmal,
Einmal nur!

D i a m a n t.

Farbenlos
Wie des Wassers Quell
Und der Thau der Frühe,
Doch tausendfarbig
Am Herzen des Lichtes
Bewegst du das Auge;
Aber am schönsten,
Wenn die Lichter des Maien
Dich grünend umspielen,
Du Brunnen des Lichts.

Klang und Duft.

Das ist ein Tönen zum Versinken!
Die Freude kehrt sich fast in Weh,
Wenn alle Lustorgane trinken
Dies Sturget aus fern' und Näh',
Und alle Andacht keinen Tag
Die Herrlichkeit beschließen mag,

Und wenn in einem Strom von Düften
Ein jeder Strom von Duft versinkt,
Daß durstig sich in solchen Lüften
Die Seele überdurstig trinkt! —
Komm nur, du Bluth, und breite dich,
Ich trinke und ergebe mich.

B e s c h e i d u n g.

Und wies das ganze Eine dich zurück,
Wer weiß, du wagst's im Einzelnen mit Glück.

Einer Aurihel.

Welch ein Duft umweht mich?
Du bist's, ach, mit der Morgengestalt
Und den frommen Hauchen
Auf Blatt und Blume.
Ja, du gemahnst mich
Wie keine and're
An all' das theure
Unausgesproch'ne
Geheimste Leben
Der innigsten aller Frauenseelen.

Nun schließt euch, Augen
Vor dem Blumenauge;
Doch du selbst vertrau' mir —
Es schweigt noch Alles —
Deine eig'ne Seele,
Du Seelenvollste,
Daß ich einmal, Kind,
Daß ich ganz erathme

Deines innersten Lebens
Lebendigstes,
Wie du selbst es lebst,
Wie sie es lebt.

Rosenknospe.

Wo die Rige du öffnest
Der schwellenden Hülle,
„Hier“, sagen die Dichter,
„Hat der Engel des Morgens
Bei'm scheidenden Frühroth
Dich wund geküßt,
Und du voll Sehnsucht
Blicktest ihm nach,
Wie die Geliebte
Auf Stirn' und Wangen
Die Hände deckt,
Und nur das Auge
Lüftet den Schleier
Einem einzigen Blick.“

Doch anders geflüstert
Hat mir die Wahrheit.
Denn das Rosenroth bist du,
Das unverglic'h'ne,
Zwischen des Kelches einzigem Grün.
Und Gott selbst erschuf dich,
So wie du bist,
Nur deinerart;
Und also denk' ich
Und glaube dich.

Der Nachtigall.

Ob du den Springquell,
Oder des Herzens
Schwellendes Wogen
In der Brautnacht singest,
Ich fand es nicht aus.
Da stieg ich an deinen
Ufern zum Bade,
Wagte tiefer und tiefer
In die Bluthen den Fuß,
Bis an die Welle das Ohr geneigt,
Ob die Tiefe dein Gleichniß bürge.
Doch in Zweifel und Wahl,
Ob aus den Wassern,
Ob aus des Himmels
Entlegenen Fernen
Das Wunder klinge,
Drohete der Wogen und deine Gewalt
In Einen Gesang mich zu verschlingen,
Bis ich zurück mich
An's hörsame Ufer wieder gerettet.

Für heute laß mich,
Du Wonne des Abends,
In stiller Entfernung
Verwunderten Dank noch
Einsam begeh'n;
Doch morgen wieder,
Du Wunderbare!

Morgen wieder? —
Zu keiner Stunde!
Denn jede brächte die sichere Sorge:
Du sängest heute
Zum letzten — oder
So unsterblich nicht wieder.

Eigener Frühling.

Nun leer die Kirchen geworden sind,
Heraus zur heiligen Flur, mein Kind,
Da deine Weihe vorüber ist,
Und du selbst ein Frühling worden bist.

Blüth' und Blüthe.

Schone den Schummer der zärtlichen Blätter,
Du im Westen bräunende Wolke,
Oder wähle dir deinen Raub;
Segen ist auch im Sturm und Wetter,
Aber verschone an meinem Volke
Seiner heiligen Kränze Laub.

Tummele die Becher, tummele die Kasse,
Schäumende Jugend, und löse die Bande,
Muthige Liebe und Liebesgunst,
Treibe, freudiger Stamm und Sprosse,
Blüthen um Blüthen deinem Lande,
Frühlinge seiner Kraft und Kunst.

Trage Lieder dem Lenz entgegen,
Blüthen des Geistes, im Lenz empfangen,
Gluthen der Seele, wenn Alles glüht;
Ist er herrlich, der Maiensegen,
Göttlich ist er allein bezungen,
Wann die Blume der Menschheit blüht.

Ziele.

Wie freudig sprengt der Frühling seine Gast,
Daß munter das Geborne sich gewöhne,
Der Zweig an seines Sonnenscheines Kraft,
Der Vogel an die vorbestimmten Töne;

Und welch Gefühl erblühte deiner Kunst,
Sich an des Lebens Witterung zu wagen,
Mit Würde ihren Haß und ihre Gunst,
Mit Schönheit auch das Widrige zu tragen!

Maß für Maß.

Siehst du den Landmann bedauernd am Pfluge treiben,
als dächt' er
Kaum des Frühlings umher, welchen er selber gepflanzt?
Aber weißt du sie auch, die stolzen Gefühle des Mannes,
Sieht er vorüber dich geh'n, wo er sein Tagewerk thut?

Theilung.

Ach, daß man nicht der Wege zwei zugleich
Begehen kann! Indem wir diesen wandern,
Blüht jener; und auch dieser schien uns bleich,
Weil wir zu sehr nachdachten an den andern.

Im Ueberflus.

Strom und Himmel, Flur und Haine,
Alles war an dich gesandt;
Hättest du nur Allem deine
Ganze Liebe zugewandt.

Grenzen.

Der Friedhof begrenzt die Saat und Strand;
Aber die Flur den Friedhof auch.

Verhüllung.

Wärest du alleg' des Meer's und des Himmels Tiefen und
Weiten
Bis an's Ende gelangt, wär' es noch Himmel und Meer?
Hätte den Frühling in seinem Gemüth und ganzen Gestalten
Deine Sehnsucht erschöpft, wäre der Frühling so schön?

Vermächtniß.

Zweierlei hast du gewiß von deinen Lenzen: Das Eine,
Daß der herrlichste bleibt, der dich als erster beglückt,
Wie das Andere dich zeitlebens gemahnte, daß immer
Jener der kürzeste sei, der dich als jüngster verließ.

Ernst Förster in München.

Zum hundertjährigen Geburtstag

von

Ludwig Gies

am 31. Mai 1873.



er im Flachland wohnt, weiß Haus sich erhebt am rebenumkränzten Gelände,
Wer daheim in der Stadt, und wandelt bequem in den wohlgeordneten Straßen,
Wo Haus sich an Haus nach strengem Gesetz und Palast sich reiht an Paläste,
Wo sorgsam gepflegt im Garten ihm blüh'n die lieblichsten Kinder der Flora,
Wo Pomona ihm beut aus offener Hand die verlockendsten süßesten Gaben,
Wo er mühlos findet Genuß auf Genuß und Befriedigung jedes Bedürfnis,
Wo in regem Verkehr ihm die Welt sich erschließt in des Geistes reicher Entfaltung,
In des Staates Aufbau, in den Werken der Kunst und der Wahrheit klarer Erkenntnis, —
O, wie lebt er so leicht in dem Frieden der Stadt, im Glück des behaglichen Daseins! — —

Und doch zieht uns hinaus in Wald und Gebirg ein eingebornes Bedürfnis,
Als fänden wir dort verwirklicht und wahr der Kindheit Märchen und Wunder.
Ja, wer sähe von fern in des Himmels Blau auffragen die Häupter der Alpen,
Bald in schneeigem Glanz, bald in glühendem Roth, und es zög' ihn nicht das Verlangen
Vom qualmenden Schlot, aus Maschinengeräusch, von der täuschenden Jagd nach dem Glück,
Aus der Alltagswelt in der Schönheit Bereich, in ihr duftig umhülltes Geheimnis?

Doch wer führt uns hinaus in das Wunderland, durch die Nacht labyrinthischer Gänge,
Durch den pfadlosen Wald, über rollend Gestein zu lieblichen, sonnigen Matten,
Zu den dunkeln Seen, wo im Schimmer des Mondes sich ergehen die Nixen und Elfen
Durch geborstene Felsen, durch Schauer der Klamm zu dem schäumenden, brausenden Tobel,
Der Woge nach Woge den Waldstrom reißt in die unerfättliche Tiefe;
Zu der felsigen Höhl', wo der Adler wohnt und in heimlicher Grotte der Berggeist,
Auf Thaten bedacht, den Guten zum Heil; zu Verdruß und Verderben den Schlimmen.

Wer kennt diese Welt, wo der Berggeist haust, sich ergehen die Nixen und Elfen,
Wer führt uns zum Ort, wo die Alltagswelt verschwindet vor unseren Blicken,
Wo das Leben gewinnt eine neue Gestalt, die Natur selbst scheint ein Traumreich,
Wo verwirklicht wir sehn, die einst uns entzückt, die Märchen und Wunder der Kindheit?

Was suchen wir lang? Wir kennen ihn wohl; des Phantasus heiteren Schöpfer,
Der dem wirklichen Leben uns täuschend entrückt in die Zaubergebiete der Dichtung.

Wer im Flachland lebt und wandelt bequem in den wohlgeordneten Straßen,
Nicht baut er sein Haus an des Sturzbachs Rand, ins Gellüst geborstener Felsen;
Doch kehret er gern bei dem Berggeist ein, bei Nixen und Elfen im Mondschein,
Im dunklen Wald, auf der sonnigen Alm, an des Waldstroms wilden Cascaden. —
Und der Dichter, der uns die Wunder erschloß und verewigt die Träume der Kindheit,
Wie schmückt der Kranz mit Vollrecht ihn, den Spender genußreicher Stunden!
Und ob ihn verkennet das jüngre Geschlecht in der gährenden Kräfte Bewußtsein —
Doch lebt er in uns und im Volke fort in dankbar treuem Gedächtnis!

Ludw. Aug. Frankl in Wien.

Strom und Jugend.

In Gletscher ging ich über Alpenstraßen,
Zusah ich unter mir der Wolken Gänge,
Den Schlangenbligen, die bei Donnerklänge
Aufzüngelten, die Adler zu erfassen.

Ich sah den Strom in wildbewegten Massen
Herunterstürzen von der Felsen Hänge
Und hörte zu dem tosenden Gesänge,
Mit dem er brauste durch die Felsengassen.

Ins Thal gekommen, sah ich ihn gebändig,
Den freien Bergsohn Anechtsdienste leisten,
Die Mühlen treiben und die Brücken tragen,

Der stolzen Freiheit willenlos entsagen —
Wer mag in kühnem Muthe sich erdreisten,
Wenn also die allmächt'ge Jugend endigt.

Befreiung.

Ich mußte ziehen an der Arbeit Pfluge,
Die Sorge drang in's Herz durch alle Poren,
In meinen Flanken fühlte ich die Sporen,
Selbst wenn ich sah dem Saumthier in dem Buge.

Kein Brod im Korbe, keinen Wein im Kruge,
Im Wüstenraume ging ich oft verloren,
Wenn Spiegelangen zu des Himmels Thoren
Mein Auge lockten mit dem Zaubertruge.

Mir ekest vor des Seins gemeinen Lasten,
Ich schleudre sie von meiner Seele Flügelu;
Indeß gegönnt mir jetzt ist auszurasen,

Kann ich der Seele Sehnsucht nicht mehr zügelu,
Weil ewige Gedanken sie erfasten,
Zu schöner Freiheit goldbesonnenen Hügelu!

Ferdinand Freiligrath in Cannstatt.

(Gedichte nach Robert Herrick.*)

1.

Wie man seine Verse lesen solle.

Nicht in des Morgens Mächternheit und Ruh,
Sprich eines Verses heil'gen Zauber du;
Doch wenn des Mahls, des Trunks man froh gewesen,
Sollst meinen Spruch du singen oder lesen.
Wann Vorbeer sprüht im Her'r; wann sich der Herd
Selbst anlacht, und mit Lust das Dach verklärt;
Wann hoch der Thyrsus kreist; wann das Gefumm
Geweiheter Orgien fliegt rundum, rundum;
Wann herrscht die Rose, Locken glänzen licht,
Vies, herber Cato, dieses mein Gedicht!

2.

An Ben Jonson.

Nehm ich 'nen Vers mir für,
Wiss', o Poete,
Daß ich, zu helfen mir,
Fromm zu dir flehte.

Ebne die Pfade mir,
Wenn ich, dein Treuer,
Opfr' auf den Knieen dir
Nieder zur Leher.

Kerzen und neuen Schrein
Weiß' ich dir, Alter;
Trag', o Sankt Ven, dich ein
In meinen Psalter.

3.

An Denselben.

Ah, Ven!
Sag' wie, sag' wenn
Wir, deine Gäste,
Uns wieder freuen jener Viederfeste,
Sei's in der Sonnen,
Sei es im Hunde, sei's in den Drei Tonnen;
Wo also froh gedrängt wir saßen,
Daß edle Wildheit uns ergriff, nicht Rasen?
Und jeder doch der Verse dein
Ausstach das Mahl, austach den fröhlichen Wein.

Mein Ven!
Komm' wieder denn!
Sonst wende du
Den Ueberfluß uns deines Geistes zu!
Doch den Gebrauch,
Den weisen, deiner Gabe lehr' uns auch:

*) Robert Herrick, Zeitgenosse Shakespeare's und Milton's, Freund Ben Jonson's, einer der anmuthigsten englischen Anacreontiker.
der Thomas Moore des siebzehnten Jahrhunderts. — S. S.

Auf daß solch Pfund wir nicht verthun,
Und, wenn der reiche Schatz zu Ende nun,
Die Welt hinfort
Von Geist und Wig nicht misse diesen Hort!

4.

Daß man lustig leben und guten Versen trauen solle.*)

Jetzt ist die Zeit zur Lust;
Jetzt seid nicht stumm, noch zahm;
Die Erde steht in Bluth;
Die goldne Pracht, sie kam.

Die goldne Pracht, sie kam;
Denn Perl' und Ambraschaum,
Die seinem Saft er nahm,
Trägt jezo jeder Baum.

Jetzt herrscht die Ros', und klar
Benetzt Arabia's Thau
Mein rückgestrichen Haar
Und meine freie Brau'.

Homer, dies Hoch für dich:
Selt, der so feurig rinnt,
Er machte sehend dich,
Wär'st du auch noch so blind!

Virgil nun! Her den Krug!
In Wein dir bring' ich's gleich,
Von dem ein jeder Zug
Werth ist ein indisch Reich!

Dir nun, mein Naso! gelt,
Thät' mir Bescheid dein Glas,
Du dächtest wohl, die Welt
Hätt' all' nur Eine Nas!

Catull nun, dieses Meer
Von würzreichem Wein,
Zu Ehren schlürf' ich's leer
Der schmucken Muse dein!

Wild bin ich jetzt von Gluth:
O Bacchus, Kühlung mir!
Sonst heiß' ich noch voll Wuth
Nach Kranz und Thyrsus dir!

Rundum läuft und davon
Das Dach! Ich muß, ich muß!
Anstrink' ich noch 'ne Tonn'
Dir, mein Propertius!

Du jetzt, Tibullus, weckst
Zum Hochtrunk meinen Geist;
Doch halt, hier ist ein Text,
Der fruchtbar sich erweist!

Demt sieh': Tibullus liegt,
Verzehrt von heißen Lob'n,
Und seinem Staub genügt
Die kleinste Urne schon.

Drum guten Versen trau';
Sie einzig halten Stand,
Wenn Pyramidenbau,
Wie Menschen, frist der Brand.

Und wenn im Lethe stirbt,
Was sonst auf Erden blüht:
Unsterblichkeit erwirbt
Einzig das süße Lied!

5.

Nachstüch.

Sein Glüh'n der Glühwurm leih' dir;
Handmagd die Sternschnupp' sei dir;
Und die Elfschen auch
Mit dem Funtelanz'
Sei'n holdgesinnt und tren dir!

Kein Irrlicht führ' im Kreis dich;
Nicht Wurm noch Schlange heiß' dich;
Nur zu, immer zu!
Hab' nicht Raft, nicht Ruh'!
Schreckt kein Geist doch aus dem Gleis dich!

Laß nicht die Nacht dich kümmern;
Virgt auch der Mond sein Schimmern:
Leiht doch Stern an Stern
Sein Licht dir gern,
Wie unzähl'ger Kerzen Flimmern!

Drum, Julia, triff am Rain mich!
So am Rain im dunkeln Hain mich!
Und tönt hell zum Gruf
Mir dein Silberfuß,
Gieß' in dich meine Seel' hinein ich!

6.

Sein Held.

Gebt mir den Mann, der unverzagt
Das Ros' der See zu reiten wagt,
Und stolz die Wasserwelt durchjagt!
Mit seinen Blicken auch die Wuth
Des Sturms und der empörten Fluth
Beschwichtigen kann, fest und voll Muth!
Dies, dies vermag, wen Tugend hält —
Den Fels angegeln, daß er spellt;
Ja, und durchziehn von Lanzen eine Welt!

* Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß der Dichter den Anstoß zu diesem Dithyrambus Ovid's berühmter Elegie auf Tibull (Am. III. 9.) zu verdanken hat. — F. F.

Emanuel Geibel in Lübeck.

Im Spätherbstlaube.

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Accorden
Hinsterven soll mein Harfenschlag;
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag.

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Karl Gerok in Stuttgart.

Der stolze Troubadour.

Daß Ihr mit hohen Augenbraunen,
In unnahbarer Majestät,
Mit kaltem Blick und finstern Launen
Ungnädig mir vorübergeht;
Daß Ihr den Sänger nicht mögt ehren,
Durch dessen Mund die Gottheit spricht:
Euch, Herr, wird's Euern Ruhm nicht mehren,
Und mir benimmt's den meinen nicht.

„Reich seid Ihr, manch' Juwel ist Euer,
Doch Euern besten Diamant,
Vom reinsten Wasser, hellsten Feuer,
Mein Fürst, den habt Ihr schönöd' verkauft;
Wenn Ihr den Platz nicht allzuferne
Von Eurem Herzen ihm gegönnt:
Bei Gott, er hätt' Euch schöner gerne
Geschmückt, als Ihr es selber könnt!“

„Hoch steht Ihr, und nach hundert Graden
Nest Ihr die Pfänder Eurer Gunst,
Ich aber bin von Gottes Gnaden
Ein Fürst im Reich der heitern Kunst,
Streut Gnadenketten, Ehrenzeichen,
Nach Launen aus mit stolzer Hand:
Den Lorbeer könnt Ihr keinem reichen,
Noch nehmen, den mein Volk mir wand.“

„Weit herrscht Ihr, Eure Banner wallen
Auf hundert Burgen bis an's Meer,
Und ruft Ihr Eure Kronvasallen,
So starrt um Euch ein eisern Heer;
Mir aber brechen leichte Lieder
Von Land zu Land die Siegesbahn
Und hallen tausendstimmig wieder
Aus Herzen, die mir unterthan.“

„Glück habt Ihr, und Gott woll' Euch geben,
Was Euer fürstlich Herz begehrt;
Er schenk' Euch Heil und langes Leben,
Durch mich sei Euch kein Wunsch verwehrt;
Doch wird im kalten Sarkophage
Längst modern Eure Majestät,
Wenn noch am Himmel später Tage
Mein Banner unter Sternen steht!“ —

So sprach er still im Herzensgrunde
Und stand mit heitrer Stirne da,
Dieweil in seiner Ritter Munde
Der Herrscher kalt ihn überfah;
Der König geht, zur Erde nieder
Verneigt sich tief der Troubadour,
Daß des Barettes stolz Gefieder
Den Boden küßt der Marmorflur.

Er hat den Rittersaal verlassen,
Er steht am hohen Thor allein
Und athmet auf den Schloßterassen
Den süßen Duft der Mainacht ein;
Der Hofburg Fenster leuchten ferne,
Er wandelt selig durch die Nacht
Und hat beim Glanz der hohen Sterne
Ein unvergänglich Lied erbacht.

K. Gödeke in Göttingen.

Aus dem Chinesischen.

1. Die Begegnung.

(Chi-King 1. 7. 20.)

Auf dem Feld die schlanken Ranken
Funkeln hell im Morgenthau.
Lieblich ist, die im Gedanken
Tief mir ruht, die holde Frau;
Ihre Brauen
Sind entzückend anzuschauen.
Ohne daß wir einverstanden
Wir uns fanden,
Und sie war so gut und lieb,
Daß mir nichts zu wünschen blieb.

Auf des Feldes schlanken Ranken
Funkelt's, was es funkeln kann.
Lieblich ist, der im Gedanken
Tief mir ruht, der holde Mann;
Seine Brauen
Sind entzückend anzuschauen.
Ohne daß wir einverstanden
Wir uns fanden,
Und er war so gut und lieb,
Daß uns nichts zu wünschen blieb.

2. Abschied.

(Chi-King 1. 3. 3.)

Die Schwalbe mit ungleichem Flug
Durchschießt die Luft nach allen Seiten.
Gewandert bin ich wohl mit Flug,
Die ziehende Freundin zu begleiten:
Die Augen hab ich noch einmal,
Ihr nachzuschau'n im grünen Thal,
Da war sie schon im Weiten.
Ich weint' ihr Thränen nach genug,
Da Thränen ohne Zahl.

Die Schwalb' im launenhaften Flug
Durchkreuzt die Luft nach allen Seiten.
Gewandert bin ich weit genug,
Die ziehende Freundin zu begleiten:
Die Blicke hob ich in die Luft,
Da schwand sie in der Ferne Duft,
Nicht mehr zu sehn von weiten.
Ich weint' ihr Thränen nach genug,
Einsam wie in der Gruft.

Die Schwalb' im hoch und tiefen Flug
Durchschrillt die Luft nach allen Seiten.
Gewandert bin ich weit genug,
Die ziehende Freundin zu begleiten:
Die Augen hab ich in die Fern,
Es schmerzte mich der Augen Stern
Um sie in fernen Weiten.
Ich stand in Gram gebeugt und frug:
Ist auch dein Herz mir fern?

Victor Granella (F. Tangermann) in Cöln.

König und Bettler.

Wie im Diamantschmuck blinkend,
Lag des Königs Sommerhaus;
In dem goldnen Lehnstuhl sitzend,
Blickt er in den Park hinaus.

Plätschernde Fontänen springen
Draußen silberklar und frisch;
Bunte Falter fröhlich schwingen
Lenzumsflocht sich in's Gebüsch.

Durch des Fensters Blüthengitter
Strahlt noch hell das Tageslicht;
Farbenreich das Goldgestitter
Sich in Blumenkelchen bricht.

Nah' dem stolzen Königsjaale
In dem blühnden Gartenraum,
Müden Haupt's im Silberstrahle
Lehnt ein Bettler an dem Baum.

Ganz verlassen, ohne Habe,
Ungegrüßt und ungekannt,
Zog er mit dem Wanderstabe
Fluchbeladen durch das Land.

Heldengröße, längst gewichen,
Sich noch auf dem Antlitz zeigt;
Alte Schönheit, halb verblichen,
Auch im Sterben nicht entweicht.

Glockentöne fernhin tragen
Aller Welt den Frieden zu,
Und er bettet, sturmverschlagen,
Erdenmüde sich zur Ruh.

Dem die Angstfluth der Bedrängniß
Nicht benahm den letzten Halt,
Ward Canossa zum Verhängniß,
Bis das Herz ihm stumm und kalt.

Seelenangst ergreift den König,
Bange wird's ihm um den Thron:
Denn der Bettler war ein König,
Und der König war sein Sohn.

Nachtigall in tiefen Klagen
Singt ihr letztes Frühlingslied;
Singt's dem Lenz in Sarkophagen,
Singt's dem Bettler, der verschied.

Ein Orangenbaum verhüllet
Der zerriff'nen Kleider Schmach;
Duft'ge Zweige, fruchterfüllet,
Wölben ihm ein goldnes Dach.

Abendpurpur ihm zu Häupten,
Statt der Königskrone, glimmt;
Zu den Füßen, den bestäubten,
Brunnquell seine Harfen stimmt.

Und der Adler, der in hohen
Felsenklüften sonst gehaust,
Kliegt empor in Abendlohen,
Das Gefieder halb zerzaust.

Sermann Grieben in Köln.

Lyrische Postkarten.

I.

Wieder hast du von der Warte
Heut' vergebens ausgehant;
Denn statt meiner kommt die Karte,
Die der Post ich anvertraut.
Schrieb ich dir, ich würde kommen,
Sei's auch nur auf einen Tag:
Hast du mich beim Wort genommen
Auf Termin und Glockenschlag.

Seit du schriebst im letzten Briefe:
„Nun auf bald'ges Wiedersehn!“
War's mir stets, als ob es rief:
„Herz, du mußt auf Reisen gehn!“
Wär' ich noch ein junger Falter,
Macht' ich mir vielleicht den Spaß;
Doch ein Mann im Schwabenalter
Hält bedächtig Ziel und Maß.

Ach, ich muß ja Maß wohl halten,
Denn mich selber hält die Pflicht.
Zieh die Stirne nicht in Falten!
Schah, es geht wahrhaftig nicht.
Eins nur bleibt mir unbenommen:
Dir zu senden diesen Schein;
Laß die Karte dir willkommen
Und ein Pfand der Liebe sein.

II.

Hast du gestern, liebe Süße,
Deines Mannes wohl gedacht,
Als der Mond dir meine Grüße
Bis an's blaue Meer gebracht?
Als die blanke Nachtlaterne
Tief am Abendhimmel hing,
Kam's dir nicht aus weiter Ferne
Wie ein stiller Liebeswink?

Keinen Brief und keine Karte,
Auch kein Zeitungstreifenband,
Wie dein Herz es wohl erharrte,
Hab' ich gestern abgefandt;
Nur den Mond in später Stunde
Hab' ich träumend angeschaut
Und ihm dieses Lied zur Kunde
Für mein Herzenslieb vertraut.

Wenn nun Abends deine Blicke
Sinnend auf dem Monde ruhn,
Und dir scheint's, als ob er nickt,
Um dir etwas kund zu thun;
Denke, daß es meine Grüße
Sind an dich vom fernen Rhein:
Gute Nacht, du meine süße
Liebe Frau im Mondenschein.

Julius Grosse in Weimar.

Ein Lebenslauf.

(Aus dem Cyclus: „Aus dem Hochland“.)

Mancherlei ist der Pflanzen Geschlecht im lachenden Hochland:
Edelweiß, Alpenrosen, auch Silberdistel und Enzian,
Pilze zugleich von mancher Gestalt rothfledig und giftig;
Aber der größte ist weiß, weitschattend und sichtbar von weitem.
Häufig triffst du ihn an, bei sonnigem Wetter besonders:
Walerschirm ist sein Name, und mausweichlich begegnet
Du ihm auf Höh'n und an schimmernden Seen und in sonnigen Klüften.
Drunter regt sich's und wirft und schafft unablässig im Stillen
Wochen und Monde hindurch, bis ganz die Mappe gefüllt ist,
Und der Künstler den Stab zur Heimath kehrt, der ersehnten.
Mancher doch ließ sein Herz schon zurück im lachenden Hochland.

Hört den Alten, der es erzählt. Mit silbernem Haar schon
Sitzt er am Tisch und stopft mit Tabak die Pfeife von Meerschamm:

„Bierzig Jahre nun sind's, da trieb mich die giftige Stadtluft
Fort in's blaue Gebirg. Zum erstenmale betrat ich's,
Und in der würzigen Luft langsam genas ich vom Fieber,
Das mich schleichend umstrickt. Am sorglichsten pflegte mich Walburg
Droben auf einsamer Alm; es war ein reizendes Bergkind,

Frisch wie die Blumen der Höb, voll Schalkheit und sprühender Laune.
 Oft im sinkenden Tag, wenn die ragenden Wände sich färbten,
 Saken wir vor der Hütte des Bergs und mit silberner Stimme
 Jodelte Wally hinaus, daß mächtig die Seele mir aufging;
 Auch ich selber besaß damals noch den prächtigsten Brustton,
 Und längst war ich daheim als tüchtiger Sänger gefeiert;
 Aber das Jodeln erlern' ich von ihr, den bebenden Jubelschrei,
 Daß wir in Kürze gemeinsam bald die beliebtesten Lieder
 Sangen, freilich im Sang auch einten sich mäßig die Seelen,
 Und die Liebe des Lieds, sie wurde zur Liebe der Herzen.
 Nur unmerklich geschah's, doch eines purpurnen Abends
 Lag mir das Mädchen am Hals, und willenlos fand sich die Lippe,
 Fand sich das stammelnde Wort in dem süßen Bekenntniß der Liebe.

Da erfaßte mich Schrecken, und plögl'ich den gährenden Abarund
 Sah ich zu Füßen. Nichts hinderte zwar ein glückliches Bündniß,
 Reich war Wally, das einzige Kind wohlhabender Banern,
 Mir auch hatt' ich seit Jahren erspart ein erkleckliches Sümlein,
 War auch gerne gesehen im Thal, obschon ich ein Stadtherr;
 Aber plögl'ich erwachte vom Schlaf mein schlummernd Gewissen —
 Wißt, ich war schon verlobt. Im letzten Winter im Städtlein,
 Oh mich das Fieber darnieder gestreckt, verlor ich die Freiheit:
 Anna, die ich von Jugend auf als Bräutlein geliebt' schon,
 Anna des Nachbars Kind, des Bäckers erblühende Tochter,
 Anna sie hatte mein Wort. Todtbleich mit thränendem Auge
 Stieg ihr Bildniß herauf voll heimlich klagendem Vorwurf;
 Noch in der Nacht entwich ich hinweg, gleichwie ein Verbrecher,
 Floh über's Alpengebirg. Wildwasser und drohende Klüfte
 Hemmten den Weg, doch ich stürmte hinab, der Gefahren nicht achtend,
 Bis mich der Himmel des Südens empfing und die ewige Roma.
 Dort erst fand ich die Ruh, und mäßig verblaßte ihr Bildniß
 Gleichwie am göttlichen Hain erst die Eumeniden entwichen.
 Reich aufblühte mein Leben, und emsig schaffte die Vollkraft
 Nach den Gebilden der ewigen Kunst unsterblicher Meister.
 Auch im Gewühle der wogenden Welt vornehmer Gesellschaft
 Stand mein Stern im Zenith. Oft mißt' ich singen des Abends;
 Niemals noch hörte die Hügelstadt das Jodeln des Hochlands,
 Und so begann ich bei schimmerndem Mond, an rauschenden Brunnen,
 Auch in Sälen von Kerzen erhellt, bei seidenen Damen
 Oft die Lieder Tirols mit dem mächtig hallenden Jubelschrei,
 Daß oft die Wände gebebt und die Marmorbilder erklangen.
 Staunend standen sie dann, und mächtig erscholl mir der Beifall;
 Jubelgeschrei klang straßenherauf, denn draußen im Mondlicht
 Stand oft lauschendes Volk, und immer von neuem begehrt' es
 Bene Lieder des Nord's mit dem weithin schallenden Bergruf.
 Damals stand mein Stern im Zenith, und gefeierter war ich,
 Als manch Einer der großen, berühmtesten Maler Europas.
 Gönner fand ich genug, Marchesi und Monsignori,
 Principi alten Geschlechts, Mylords vom nebligen England,
 Mehr noch russischen Volks goldstrogende Oberstarosten —
 Alle sie breiteten mild um den Deutschen die Flügel des Schutzes;
 Aber am meisten das schöne Geschlecht, die Damen von Roma,
 Die mit glühendem Blick Germaniens Sänger belohnten.
 Brieflein kamen mir oft, auch holde Winke und Wünsche,
 Mehr als einmal sogar Anträge vornehmer Heirath.

Eine Lady Britanniens war's von unendlichem Reichthum,
 Güter besaß sie daheim und schwimmende Schiffe in Indien,
 Selber war sie untadelhaft schön und verführerisch üppig.
 Alles bot sie mir dar: Stand, Rang und athmende Jugend —
 Schriftlich sprach sie es aus, und schriftlich wollte sie Antwort.
 Jäh vom Taumel war ich erfaßt und fiebernden Zweifel:
 Nehm' ich es an oder nicht? — Solch Glück kehrt nimmermehr wieder!
 Und so verfaßt ich den Brief noch spät in der lautlosen Nachtzeit;
 Aber anders geschah's. Wer kennt seine eigene Seele —
 Plötzlich erwachte im Traum zum zweitenmal mein Gewissen,
 Anna stieg mir herauf. Unkenntlich war sie von Herzeleid,
 Ernst wehmüthig sah sie mich an mit klagendem Verwurf,
 Wie ein Gespenst, das Gräbern entstieg in stürmischer Herbstnacht.
 Wieder fuhr ich vom Schlaf, und Schrecken bebte im Gebein mir.
 Wieder entfloh ich bei Nacht, wie ein eingefangner Verbrecher.
 Rastlos macht' ich die Reise zu Fuß, zu Ross und zu Wagen
 Durch die Campagna von Rom und Toscana's lachende Fluren,
 Ueber der Schweiz blauunkelnde Seen, bis ragend im Norden
 Aus dem unendlichen Wald austauchten die Thürme der Heimath.
 Fernher mischten der Heerden Geläut sich trauernde Glocken,
 Und zum schattigen Friedhof hin wogt' dunkel Gedränge;
 Nicht war's Anna, die meiner geharrt und stehend dahinsank,
 Aber ihr Vater er starb, der brave, behäbige Bürger.
 Einsam traf ich die Braut, verwaist und gealtert von Schwermuth,
 Und sie sank mir mit Thränen an's Herz, und wir hatten uns wieder.
 Wenige Wochen darauf zum Altar führt' ich die Gute,
 Eine einsame Hochzeit war's, in der Stille gefeiert;
 Dann mit der sinkenden Nacht fortfuhren wir südlich zur Hauptstadt,
 Wo ich als Künstler dereinst mir die zweite Heimath gegründet. —
 Jahre nun kamen und gingen dahin mit Freude wie Herzeleid,
 Bald in rauschendem Glanz und Ruhm und in reichlicher Arbeit,
 Bald vom Elend umdroht und von Unheil in gleicher Weise.
 Kinder sie blühten emper, drei Söhne kamen, drei Töchter,
 Schön war keine, doch brav und thätig lernten die Buben,
 Zwei hinsanken zum Grab, der älteste ward ein Beamter.
 Niemals entwich die Sorge seitdem vom sparjamen Tische,
 Arbeit, rastlose Arbeit sie hielt mich über dem Wasser.
 Freunde betrogen mich, schnell schwand hin das Scherflein der Nothzeit.
 Niemals wieder erklomm ich die Höh der glänzenden Jugend,
 Denn wer schafft um Erwerb, ihm kehren den Rücken die Musen.
 Denk ich heute der glücklichen Zeit, da ich fröhlich gesodelt,
 Da noch lockig mein Haar und alle Tage des Glücks voll,
 Faßt mich manchmal die Wehmuth an, daß Treue und Liebe
 Sich so jämmerlich lohnt, doch nimmermehr mag ich's bereuen:
 Selber hab ich's gewollt, und redlich that ich das Meine,
 Drum ist ruhig die Brust, und ruhig ist mein Gewissen.
 Walburg hatte sich bald mit einem Bauer getrostet,
 Ist jetzt Wirthin im Thal, noch manchmal jodelt sie steinalt;
 Aber die englische Lady hat reizende Bücher geschrieben
 Und mit beißendem Spott den deutschen Träumer gezüchtigt.
 Mag sie — also ist menschliches Loos. Ein Jeglicher schmiedet
 Sich sein Erdengeschick; gern fügten das Beste die Götter,
 Aber die Treue wirkt mächtiger noch und die Liebe der Jugend! —

Anastasius Grün in Graz.

Auf dem Thurme von Cremona.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Auf dem Thurme von Cremona
Halt's von Schritten, daß im Schrecken
Dohlschaaren, lust'ge Strolche,
Flattern sehen aus den Verstecken;

Gleichwie menschlich Nachtgezögel,
Diebsgesellen ihresgleichen,
Wo der Wächter Tritt zu spüren,
In beschwingter Flucht entweichen.

Des Gesetzes höchste Wächter
Setzt hinan die Stufen schreiten,
Eine der drei Majestäten
Eine der drei Heiligkeiten.

Selt'ham fruchtbar sind die Jahre,
Schwerer Segen drückt die Erde:
Deutschland hat drei Kömerkö'nige,
Drei der Päpste Christi Herde.

Auf dem Thurme von Cremona
Schweift der Blick entzückt in's Weite;
Dort steht Sigismund der König,
Papst Johann an seiner Seite;

Stehn wohl an derselben Stelle,
Wo der Rothbart, der sie baute,
Ueber Wälschlands Gartenfluren
Nach den deutschen Alpen schaute.

Anders als gemeinem Schauen
Spiegelt sich des Bild's Entzücken
In den Augen eines Königs
Und in eines Papstes Blicken.

Sigismund sprach: „Die Gauen preiß' ich,
Die getränkt von deinem Segen!“
Still doch denkt er: wenn die Arme
Sich nach meinem Wink bewegen.

Darauf der Papst: „Die Reiche segn' ich,
Die geschirmt von deinem Degen!“
Still doch denkt er: wenn die Seelen
Dienstbar folgen meinem Wegen.

Sigismund sprach: „Mein heil'ger Vater,
All mein Stolz ist der Gedanke,
Daß ich heile unsre Kirche,
Die an Haupt und Gliedern franke.

„Ohne Zucht sind Lai'n und Priester,
Klöster die Herberg' der Sünde,
Und der Kirche Lichter leuchten
Prunkvoll durch des Lasters Gründe.

„Doch wenn unter'm heil'gen Hute
Sich zugleich drei Köpfe drängen,
Muß es, mein' ich, die Tiare
Oder eure Schädel sprengen.

„Drum des Seelenheils Dokto ren
In's Konzil zu rufen eile,
Hör' den Spruch ehrwürd'ger Väter,
Daß er rathe, strafe, heile!“

Drauf Johann: „Mein großer König,
Wer in eines Andern Hause
Ordnung schaffen will, der spähe
Erst wie's steht in eigener Klausel.

„Hört' ich doch von einem Sigmund,
Den die eigenen Magnaten
Hinter Schloß und Kiegel sperren,
Kaum wohl ob glorreicher Thaten.

„Und das Spottbild heil'ger Dreieit
Sah auch auf german'schem Throne:
Mühslos auf dem Trümmershaube
Blieb jetzt Einem nur die Krone;

„Weil vom Todesbolz getroffen
Gegner Jobst vom Thron gesunken,
Und vom Sig der faule Wenzel
Zechend stürzte weinestrunken.“

Sigismund höhnt: „So kleine Mühen
Freilich ließ nicht Vener gelten,
Der einst hieß Baldassar Cossa,
Den sie Papst Johann jetzt schelten:

„Erst ein Kräutlein muß' er suchen,
Erst ein Tränklein macht' er schäumen,
Eh' ihm wollt' ein zäher Vorfahr
Der drei Plätze einen räumen.

„Lag er nie im Kerker, leider,
Trieb er's toll doch als ein Freier,
Als in der Piratenbarke
Einst er stink geführt das Steuer.

„Ja, in eines Raubschiffs Segeln,
In der Mordgesellen Mitte,
Lernt man Christi Schifflein führen
Nach dem Kompaß reinster Sitte.“

Da aufbäumt des Priesters Grollen,
Wie der Tiger, sich zum Sprunge,
Der Piratendolch von damals
Fährt vom Gürtel in die Zunge:



ges. v. G. G. G. G.

M. V. V. V. V. V.

Auf dem Thurne zu Cremona.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

„Herr von Luxemburg, o pred'ge
Keine Sitte du vor Allen,
Der durch Leppigkeit und Unthat
Längst dem Fluch und Bann verfallen!
„Stahlst, ein Mägdlein zu beschleichen,
Nachts dem Gastfreund die Gewande,
So auf ihn, den edlen Friedel,
Lenkend schlau Verdacht und Schande.

„Nahmst zu Thron und Bett dann Eine,
Wie sie ziemend dem Verlog'nen,
Barbara, die üpp'ge Schöne,
Rächerin all der Betrog'nen;

„Schmückst der neuen Messaline
Mit dem Diadem die Stirne;
Gut zum Hahurei auf dem Throne
Taugt ja die gekrönte Dirne.“ — —

Als die beiden heil'gen Schwerter
Grimm so auf einander klirrten,
„Steck' es in die Scheide, Peter!“
Mahnt ein inn'rer Ruf den Hirten.

Eisefalt, hoch aufgerichtet
Schließt Johann mit Ruh' und Würde:
„Eines wisse, der du spottest
Unsrer Freiheit, die nur Würde;

„Wir all Dreie sind nur Sünder,
Staub und Hauch, der Zeit zum Raube,
Unvergänglich doch die Kirche,
Uuerschütterlich der Glaube;

„Wir zerspalten und zerfallen,
Sie die Ew'ge, einzig Eine,
Ob die Mächt'gen auch und Weisen
Scheiden aus der Christgemeine.

„Unser bleibt das Heer der Starken,
Das uns dient mit Gluth und Treue:
Armuth, Kummer, Einfalt, Elend,
Sünd' und ihr Gefolg, die Neue;

„Und mit diesem Sammerhaufen,
Und mit dieser Krüppelherde
Schlagen wir all eure Helden,
Alle Weisen dieser Erde!“ —

Während die zwei Christenhäupter
Sich im Tausch die Sünden beichten,

Steht ein Finst'rer hinter ihnen,
Dessen Augen wetterleuchten;
Der nun gern die beiden Frommen
Ihrer Sünden absolvirte;
Der Despot war's von Cremona,
Der zum Thurm die Gäste führte.

Gabrin Fondolo stand lauschend,
Die Gedanken in Bedrängniß,
Armverschränkt und stürnerunselnd,
Gleich dem lauernden Verhängniß:

„Wie, wenn diese beiden Schächer
Jetzt ich packte an der Kehle,
Und mit solcher Gutthat sühte
Meine mordbeladne Seele?

„Wenn die Welt ich, statt von Guten,
Jetzt vom schlimmsten Paar befreie,
Und vom Thurm die Beiden schleudre
Höllenswärts, zermalmt zu Breie?“

Doch wie sich zum Meuchlergriffe
Schon die Riesensäuste ballen,
Da im Umsehn streift sein Auge
Das Gefolge von Vasallen:

„Soll ich diese Schelme lehren,
Wie man so im Augenwinkel
Flügel schmiedet für Tyrannen?“
Bangend läßt den Arm er sinken.

Noch im Volle geht die Sage,
Wie's nach Jahren an ihm nagte,
Wie's das Sterben ihm verbittert,
Dah er jene That nicht wagte. —

Papst und König schreiten friedlich
Jetzt herab des Thurmes Stufen,
„Sehn uns bald in Kostniz wieder“,
Hörte man den König rufen.

Auf dem Thurme von Cremona
Ist es öd' und stille heute,
Und es fanden nie sich wieder
Dort vereint so schöne Leute.

Mächtig hallen seine Glocken
Heut' im gleichen Ton, wie gestern,
Und die Doblenschaaren nisten
Ruhig in den alten Nestern.

Ludwig Habicht in Berlin.

Die Kaiserinnen-Wahl.

Jung und feurig geht der Kaiser
Theophilos durch den Saal,
Um nach morgenländ'scher Sitte
Sich zu wählen sein Gemahl.

An den Wänden aufgerichtet
Steht der reichste Mädchenflor,
Der im weiten Römerreiche
Blühend, üppig schoß empor.

Welch' ein Anblick zum Verwirren,
Zu Verücken den Verstand!
— Kaiser Theophilos halte
Fest den Apfel in der Hand! —

Und er wandert durch die Reihen
Lächelnd und beschauend hin,
Und manch' wunderbare Reize
Woll'n verlocken seinen Sinn.

Doch sein scharfes Aug' entdeckt
Bald die Schönste in dem Saal;
Ja, nur sie allein ist würdig
Seines Apfels — seiner Wahl.

Wie ein Bild aus Licht und Aether
Lächelt sie dem Kaiser zu.
Seine Brust beginnt zu wogen,
Und sein Herz verliert die Ruh.

Und er stammelt süß befangen:
„Ach, die Frauen dieser Welt
Brachten doch schon vieles Unheil
Ueber manchen kühnen Held!“ —

Doch Klasia, kühn geworden,
Wagt das rasche, feste Wort:
„Aber auch schon manches Gute
Danket Ihr der Frauen Hort.“

Mit dem Worte war entschwunden
Aller Zauber, der ihn band —
Und der Nachbarin, der stillen,
Reicht er Apfel hin und Hand. —

Ach, Klasia birgt im Kloster
Und im Schweigen ihren Schmerz,
Weil mit einem festen Worte
Sie verlor im Kaiserherz.

Robert Hamerling in Graz.



Alpenrosen.

Wo schroff umhergestreuet
Das öde Kalksteinfeld
Im Hochgebirge dräuet,
In Trümmern eine Welt,
Infern des Eises Zonen
Steh'n Röslein noch im Thau,
Schlingend die Purpurkronen
Um Blöcke, wettergrau.
Es blüht auf öder Welle
Der Lotuskelche Pracht,
Es stimmern Sternlein helle
Im Schooß der Winternacht,
Es rasten Schmetterlinge
Um welke Blumen, wie fern
Im Aether Engelschwingen
Auf einem erlosch'nen Stern.
Es ist kein Ort so traurig,
Wo nicht, aus Eden entstammt,
Im Dunkel, wüßt und schaurig,
Ein himmlisch' Wunder stammt.
Wo nicht dämmert ein Stern der Güte,
Ein Gruß der Liebe klingt,
Um falbe Todesblüthe
Ein Lebenskranz sich schlingt.

Laß die Einzelwelle tanzen. . .

Laß die Einzelwelle tanzen
Freiheitsstolz mit Eigensinn:
Muß sie zieh'n doch mit dem Ganzen,
Mit dem Strom zum Meere hin.
Laß sie rollen, laß sie springen:
Ob sie flüstert, ob sie braust,
Weiß der Stromgott sie zu zwingen
Leise mit der starken Faust.

Laß die muht'ren Vöglein hüpfen
Bei des Lenzes goldnem Fest,
Dieses unter Blumen schlüpfen,
Jenes bau'n sein Felsenest.
Laß sie flattern, laß sie schweben!
Nah'n des Herbstes Stürme bang,
Müssen übers Meer sie streben
Alle doch in gleichem Drang!

Daseinschranken abzuschütteln,
Mit der Hölle selbst im Bund,
Laß der Faust Geister rütteln
An des Himmels ew'gem Grund.
Laß sie folgen ihrem Drange:
Auch der kühnsten Seele Flug
Lehrt an goldnem Zauberstrange
Tiefgeheimer Schicksalszug.

Liebesfrage. —

Mädchen, Mädchen, diese Wangen,
Dies Erröthen, dieser Blick,
Ach, entflammt sie das Verlangen,
Und verkünden sie mir Glück?

Darf ich kühn in's Aug' dir schauen,
Darf ich voll und unbegrenzt
Diesem zarten Schwure trauen,
Der in seinem Sterne glänzt?

Prüfe dich in tiefster Seele,
Ob' dein Auge mich bethört,
Und dein Herz mir ganz verhehle,
Wenn es mir nur halb gehört.

Epigramme.

Fremde, stille Blumen stehen
Angefesselt an die Erde:
Kröten, Schlangen, Tiger, Menschen
Wütben frei herum . . .

Wie kann dem bitter sein der Tod, wenn er
So engverwandt, so bruderähnlich ist
Dem Süßesten auf dieser Welt, dem Schlaf?

Auch an Dornen fehlt's wohl nicht!
Denk' ich, wenn ich Rosen sehe.
„Rosen blüh'n wohl in der Nähe!“
Denk' ich, wenn ein Dorn mich sticht.

Friedrich Hasenow in Dortmund.

Harter Stand.

Auf kahlem Fels im Sonnenbrand,
Da reißt der köstlichste Wein,
Hat unter sich so wenig Land,
Daß kaum genug die Wurzel fand, —
Nings nackter, harter Stein.

Hast solchen Stand du in der Welt,
Nicht murre wie ein Thor;
Da zeigt sich, was die Reb' enthält,
Ein schlechter Weinstock, so gestellt,
Bringt Trauben nicht hervor.

Hoffmann von Fallersleben.

(Aus dem Nachlaß des Dichters.)

Ein Sommerwunsch.

(14. Juli 1873.)

Das Korn ist reif, die Sichel schallt,
Und bald ist öd' und grau das Feld;
Wie bald, es salbet auch der Wald,
Und Winter hat sich eingestellt.

Die Vögel schweigen allzumal,
Auf ihre Reise schon bedacht;
Nur hier und da im Sonnenstrahl
Ein Blümchen uns entgegen lacht.

Du Tannenbaum, bleibst, wie du bist,
Auch in der kalten Winterzeit,
Als ob's dir immer Frühling ist,
In deinem hoffnungsgrünen Kleid.

O könnt' auch ich doch ebenso
Wie du ins kalte Leben seh'n,
So hoffnungreich, so frisch und froh
Den schlimmen Winter übersteh'n!

Warte nicht auf neue Kränze!

(23. Juli 1873.)

Sag, wozu doch immer warten,
Immer nach dem Grabe seh'n?
Deine Wünsche, die verscharrten,
Werden doch nicht aufersteh'n.

Wenn die Selbstsucht dir im Lenze
Jedes Blütenreis zerbricht,
Warte nicht auf neue Kränze,
Die die Liebe dankbar slicht.

Laß das Harren, laß das Warten,
Freu dich dessen, was du hast!
Mach die Welt zum Freuden Garten,
Darin du dein bester Gast.

Flieht dir Kränz' aus alten Tagen
Fröhlichster Erinnerung!
Laß das Warten, laß das Klagen!
Werd' und bleibe froh und jung!

Bei Beginn des Winters.

(23. October 1873.)

Meine Wünsche, meine Träume,
Die ein Blüthenlenz mir gab,
Sterben wie das Laub der Bäume,
Und der Winter ist ihr Grab.

Ach, der Winter kehret wieder,
Und mir wird so weh, so bang,
Meines Herzens frohe Lieder
Schweigen wie der Vögel Sang.

Dunkle Wolken schauen schaarig
In das Zimmer mir hinein,
Alles um mich öd' und traurig,
Nirgend froher Sonnenschein.

Frühling! meines Lebens Bäume
Mach' noch einmal wieder grün,
Meine Wünsche, meine Träume
Laß noch einmal wieder blüh'n!

Hoffnungseligkeit.

(28. October 1873.)

Unsre Reben blühen wieder,
Grün ist wieder Berg und Thal;
Neue Lust und neue Lieder
Schenken alle alte Qual.

Wie die Ranken um die Reben
Spielen in der Lüfte Hauch,
Ueberrant mit neuem Leben
Hoffnung unsre Herzen auch.

Und die Hoffnung reicht den Becher
Unserm lechzendmatten Mund,
Und es thut der frohe Zecher
Danlbar seine Freude kund.

So genießt er, was der Reben
Blüthe heut' ihm schon beschied — —
Ist doch Traum nur alles Leben,
Jede Freud' und jedes Lied.

Die dunkeln Tage kommen.

(22. November 1873.)

Die dunkeln Tage kommen
Mit Regen, Schnee und Wind.
Was kann es weiter frommen,
Wenn wir nun traurig sind?

Laß danlbar uns gedenken
Der alten Fröhlichkeit,
Und unsre Blicke lenken
Zur neuen Frühlingszeit!

An Dank dein Herz gewöhne,
Sei froh Jahr aus, Jahr ein,
Und alles Gut' und Schöne
Bleibt auch im Winter dein!

Jugend im Alter.

(5. December 1873.)

Wie freut mich, daß ich weinen kann,
Daß noch mein Herz gesund
Und trotz des Alters Fluch und Bann
Thut seine Freude kund.

Mein ist des Lebens Frühlingszeit,
Der Lieb' Erinnerung,
Des Mannes frohe Wirksamkeit,
Des Geistes Glut und Schwung.

Was ich für Wahrheit je erkannt,
Zeig' ich in That und Wort,
Und Freiheit, Recht und Vaterland
Ist meines Lebens Hort.

So nehm' ich Alles danlbar hin;
Gott schenke Glück und Heil,
Daß Alles, was ich hab' und bin,
Auch ferner sei mein Theil.

Friedrich Hofmann in Leipzig.

Am Grabe eines Ritters vom Geißt. *)

Ja, einem Manne haben die Stätte wir geweiht,
Es ward ein Mann begraben, ein Held im Kampf der Zeit,
Ein Ritter von dem Geiste, der kennt nur eine Bahn:
Die schnurgerade steile zum Menschenthum hinan.

*) Des Dichters Theodor Delbäcker, der seine „Lieder“ von elf langen Jahren „Kriegsgefangene“ nennen konnte.

Nicht eitles Spiel des Strebens war ihm des Wissens Born,
 Ihn trieb der Ernst des Lebens bis zu dem Mannesjorn,
 Dem tiefsten in der Seele, wo er erhöht sah
 Dem Völkergeist der Freiheit ein neues Golgatha.

Der harmlos konnte scherzen mit kindlichem Gemüth,
 Dem anmuthreich im Herzen der Griechengeist geblüht,
 Der war im Römersinne gewappnet auch mit Erz,
 Wenn Uebermuth des Unrechts empört sein deutsches Herz.

Sa, würde solchen Helden, die in dem schwersten Kampf
 Mit gleichem Muthe stehen, wie die im Pulverdampf,
 Mit Kriegerehr' vergolten, die Fahne säuf' herab,
 Drei Ehrensalben rollten auch über dieses Grab.

So muß dir nun genügen die alte Bürgerfitt':
 Drei Schollen von dem Hügel giebt treue Hand dir mit;
 Drei Schollen von dem Hügel, das dröhnet dumpf und hohl —
 Doch hell der Gruß der Herzen: Du Tapftrer lebe wohl!

K. Hofmann von Nauborn in Coblenz.

Der muthige Caplan.

Die Schweppenburg thront
 Im Brohlthal allein,
 Franzosen verkünden
 Die Freiheit am Rhein.
 Die Freiheit? — O weh! —
 Die plündert und raubt,
 Die Egalité,
 Die Gott nicht mehr glaubt.

Die Herrschaft entfloh,
 Der Burgherr voran.
 Auf Schweppenburg blieb nur
 Der muth'ge Caplan,
 Schloß Thüren und Thor,
 Und kam ein Franzos',
 So schoß er und warf
 Mit Steinen drauf los.

Die Städte ringsum
 Ergaben sich bald,
 Nur Schweppenburg blieb noch
 In Sackmann's*) Gewalt.
 „Ce sacré chien!“
 Flucht wild der General,
 Ließ stürmen mit Macht
 Des Schlosses Portal.

O tapferer Held,
 Mit dir ist's vorbei!
 Der Franzmann wird lohnen
 Mit Pulver und Blei.
 Bald nimmt deine Seel'
 Zum Himmel den Lauf.
 Wie fährt der General
 Wild gegen dich auf!

Da sprach der Caplan
 Mit stolzer Noblesse:
 „Un brave commandant
 Défend sa forteresse!“
 „Ha!“ rief der Franzos',
 „C'est une parole bonne!
 Vous êtes délivré
 Et je vous pardonne!“ —

Hermann Hölty in Hannover.

Im Berner Oberlande.

1. Der Gletscher.

Gletscher dort im Morgendunkel!
 Keine weiße Prachtgestalt!
 Aber ach! du gleichst dem Todten,
 Wunderschön, doch starr und kalt.

Da entflieht die Nacht dem Lichte,
 Und er strahlt in Freudengluth,
 Und aus seines Herzens Tiefen
 Braust des Wasserfalles Bluth.

*) Sackmann hieß der muthige Caplan.

2. Das Echo.

Wie so schön die Alphornweisen
Klingen hier von lichten Höh'n! —
Warum bringt die Töne wieder
Dort ein Echo, doppelt schön?

Warum bringt mir die Grim'mung
Doppelt schön den schönen Sang,
Der in hohen, lichten Stunden
Einst dir aus der Seele drang?

Moriz Horn in Bittau.

Die Schmiede.

So oft ich fahr' vorüber
Am Kirchhof in dem Ort,
Laß ich den Wagen halten
Vor'm Schmiedehause dort.

Es ist der Kirchhofmauer
Dicht nebenan gebaut,
Und manches Trauerzeichen
Auf jene Schmiede schaut.

Dort oben Ruh und Stille,
Der Wind nur flüstert leis,
Doch hier im Schmiedehause
Erglüht die Arbeit heiß.

Da stählen sie die Schaufel,
Die Hacke wird gespigt,
Indeß der Todtengräber
Am Herde wartend sitzt.

Ihr rüstigen Gefellen
Mit ruß'gem Angesicht,
Schreckt euch die schlimme Schaufel
Auf eurem Ambos nicht?

Mailied.

Wie wird in diesen Tagen
Der Wonne weit das Herz,
Und wär' darum geschlagen
Ein dreifach Panzer-Erz.

Des Himmels tiefe Bläue,
Der Erde funkelnd Grün,
Das immer wieder neue
Aufknospen und Erblühn!

Dies Zwitschern in den Zweigen,
Dies Singen in der Luft,
Dies sanfte Aufwärtssteigen
Vom Blumenopferduft!

Dies Rieseln in den Wellen,
Dies Zittern im Gezweig,
Dies Sprudeln und dies Quellen,
Dies Klimmern auf dem Teich!

Frisch auf! mein Herz, erwache!
Und wandre! Weist, wohin?
„Ja, unter jenem Dache
Wohnt deine Schäferin.“

Oskar Horn in Gera.

Junge Liebe.

I.

Es geht ein süßes Zauberwalten
Von deines Mundes Athem aus,
Mit deinem Eintritt kam's wie Segen
Auf mich und auf mein ganzes Haus.

Wenn diese sanften braunen Augen
So märchenhaft rings auf uns ruhn,
Nichts Schöneres wissen wir zu schaffen
Als dich zu seh'n und nichts zu thun.

Die Schwestern, die dich lehren sollen —
Wie sich das so von selbst versteht,
Sie lauschen stumm der Kinderweisheit,
Die dir vom kleinen Munde geht.

Die Mutter selbst, die stets geschäft'ge,
Sieht ruhig vor sich hin und schweigt
Und hat dir, deinen Rath zu hören,
Schon ihren Leinwandstap gezeigt.

Und ich, ich habe, da ich glücklich
Dein Mantelkrägelchen erblickt,
Voll Angst, ich möchte mich verrathen,
Es heimlich an den Mund gedrückt;

Und doch glücklich, weil nun sicher
Der weiche, treue Schwanenflaum,
Wenn du jetzt kommst, ihn umzubinden,
Den Gruß dir bringt von Traum zu Traum.

II.

Ich ging in sternverhüllter Nacht
 Voll Träumens, weil ich dich gesehn;
 Mich trieb's mit ungestümmter Macht,
 Noch durch die stille Stadt zu gehn.

Wie Hoffnung auf ein fernes Glück,
 Ging, bange wartend, still in mir
 Die Sehnsucht mit, und weit zurück
 Lag alle Erde außer dir.

An deinem Hause hielt ich ein
 Und lauschte, sacht vom Wind umweht,
 Ob du in deinem Kämmerlein
 An mich gedacht im Nachtgebet.

Und wie ich aufblickt, sieh, da sprang
 Die Wolke, die den Himmel noch
 Bisher bedeckte; leise klang
 Ein Zittern in den Lüften hoch.

Ein mildes Licht ergoß von Fern'
 Sich leuchtend über's dunkle Land,
 Es war von Bethlehem der Stern,
 Der über deinem Hause stand.

Wilhelm Jensen in Kiel.

Aus alter Kaiserzeit.

I.

König Conrad auf dem Bette lag,
 Er fühlte sein Ende nahen;
 Und um ihn standen die Großen des Reich's,
 Sein letztes Wort zu empfangen.

Der Beichtvater neigte sich an sein Ohr
 Und flüsterte durch die Stille:
 Versammelt sind die Fürsten all',
 Herr, wie's befaßt dein Wille!

Der König hob mühsam die Lider auf
 Zum matten Abendscheine:
 „Wer fehlt noch? Sprich!“ — Der Pfaffe sprach:
 „Dein Todfeind fehlt alleine.“

„Heinrich von Sachsen fehlt allein,
 Die Andern all' sind gekommen,
 Zu hören, wem du die Krone bestimmst
 Zu des Reiches Wohl und Frommen.“

Der König sprach: „Ich fühl's, es geht
 Vorzeitig mein Tag zur Rüste,
 Doch stürb' ich leicht, wenn starken Arm
 Für diesen Stab ich wüßte.“

„Lang' sah ich meinen Sohn nicht mehr —
 Ist er kräftig heraufgewachsen?“ —
 Der Vater nälte grimmig: „Dein Sohn,
 Er fiel durch Heinrich von Sachsen.“

Und Conrad seufzte tief und sprach:
 „Wohl ist es Zeit, zu gehen;
 Die alten Freunde so mancher Schlacht
 Nur hätt' ich gern noch gesehen.“

„Wär' gern gestorben auf meiner Burg,
 Deren Pfeiler zum Himmel wachsen —“
 Der Vater sprach: „Zur Erde riß
 Hernieder sie Heinrich von Sachsen!“

„In Schutt und Nacht liegt deine Burg,
 Deine Treuen gefangen, gefallen —“
 Aufschrie der sterbende König laut:
 „O wehe dem Kaiser vor allen!“

„Weh' meinem Geschlecht und wehe dem Reich!
 Ich sehe die Schatten wachsen,
 Sie greifen nach mir —.“ „So wähle schnell
 Dir den Rächer an Heinrich von Sachsen!“

„Die Kirche segnet seine Hand,
 Die Ungarn ruft sie zum Erben,
 Sie ruft jedes Volk der Erd' in den Kampf,
 Deinen Todfeind zu verderben!“

Der Pfaffe rief's mit funkelndem Blick,
 Doch plötzlich zuckt' er zusammen:
 Ein letzter aufglühender Sonnenstrahl
 Umgoß ihn mit blutigen Flammen.

Und der sterbende Kaiser das Antlitz hob,
 Und der scheidenden Sonne nachschaute er,
 Bis sie der unnachteten Welt versank —
 Dann sprach er laut und lauter:

„Ist's wahr, wie du es sprach'st, daß ich
 Durch Heinrich von Sachsen sterbe?
 Daß meines Sohnes Blut das Schwert
 Heinrich's von Sachsen färbe?“

„Ist's Wahrheit, daß das deutsche Reich
Durch Heinrich von Sachsen verderbe —?
So geht zu Heinrich von Sachsen hin
Und bringt ihm die Krone zum Erbe!

„Wer einen Kaiser bezwang, ist werth
Des Kaisers Erbe zu werden —
So Kaiser Heinrich grüß' ich dich
Mit dem letzten Gruße der Erden!“ —

Die Fürsten beugten lautlos die Stirn,
Der Pfaff' schnitt ein böses Gesicht —
König Conrad's letzter Athemzug
Zog nach dem scheidenden Lichte.

II.

Als Heinrich von Sachsen die Botschaft empfing,
So ihm die Fürsten brachten,
Sie trafen ihn an mit Garn und Schling',
Daß Manche von ihnen lachten.

Sie trafen ihn an im tiefen Wald
Bei lustigem Pfeifen und Singen;
Um ihn viel Werkzeuge mannigfalt,
Reimruthen und Vogelschlingen.

Herrn Heinrich's Auge war gar scharf,
Sah wohl ihre spöttischen Mienen,
Und artig sprach er: „Womit darf
Ich, edle Herrn, euch dienen?“

„Ihr wißt, es ist so hergebracht,
Daß erst man das Waidwerk vollende;
Wir trafen uns ja schon auf mancher Jagd
Und reichten nachher uns die Hände.“

Er sprach es stolz, doch mit lachendem Mund,
Die spöttischen Mienen verschwanden;
Herr Heinrich löste am steinigten Grund
Ein Vöglein aus seinen Banden

Und sprach: „Ich weiß, daß es euch drängt,
Zu lernen solche Dinge:
Hier seht ihr, wie man Zaunkönige fängt —
Man fängt sie in der Schlinge.“

Still lächelnd fuhr Herr Heinrich fort:
„Man braucht nicht Wehr noch Waffen,
Mit einfachen Reimruthen fang' ich dort
Die feistesten Dompfaffen.

„Gelüftet's euch, ihr Herrn, zu sehn,
Wie ich Raubvögel fange,
So habt die Güte, mit mir zu gehn
Zu den Netzen am Bergeshange.“ —

Die Fürsten beugten sich her und hin,
Dann stotterte der von Hessen:
Doch hatt' er seiner Rede Beginn,
Der wohlgesetzten, vergessen.

Er sprach, auf die Vöglein im Gesträuch
Hinstarrend, wie traumverloren:
„Es haben des Reiches Kürer Euch,
O Herr, zum Kaiser erkoren.“ —

Herr Heinrich gab der Antwort nicht,
Als ob sein Ohr es verstände,
Nicht seine Lippen und nicht sein Gesicht,
Es gaben sie nur seine Hände.

Er löste die Vöglein alle, die
In seinen Garnen sich fingen,
Und ließ auf hurtigen Flügeln sie
Zurück zum Wald sich schwingen.

Dann sagte lächelnd er: „Ihr seht
Nun, denk' ich, wie leicht umgarnen
Ein Jäger euch kann, der sein Waidwerk versteht,
Und laßt wohl fürder euch warnen.“

Er wandte sich stolz: „Doch eurer Kund'
Nehmt Dank, der ihr gebühret,
Daß ihr den Finkler vom Waldesgrund
Zu andrer Jagd gefüret!

„Willkommen jeder, der sein Theil
An diesem Pirschen will haben!
Steht auf, ihr Herrn — und Waidmannsheil
Zur Reichsjagd auf Geier und Raben!“

Germann Kletke in Berlin.

Elfenzauber.

Eleg' dich nicht zu Schlaf und Traum
Im stillen Wald am Elfenbaum;
Der Elfenzauber wiegt dich ein
Mit Seel' und Leib im Mondenschein.

Dann findest du nie zu Lieb und Glück
Den alten Weg nach Haus zurück —
Und fändst du doch — ein fremd Gesicht
Hat Alles dann — du kennst es nicht.

Fremd bist du selbst, kein Mensch vermißt
Voll Sehnsucht dich — verschollen ist
Mit dir die Zeit, die ehemals war,
Du hast verschlafen Jahr auf Jahr.

Vielleicht noch steht dein altes Haus,
Doch Fremde wandeln ein und aus,
Da schaut dein Blick sich fragend um —
Für dich ist Alles todt und stumm.

Und suchst du bang nach Weib und Kind,
Kaum weiß der Kirchhof, wo sie sind,
Kaum sagt ein halbzerfallner Stein:
Hier ruht ein Herz — dies Herz war dein!

Sonnenuntergang.

Sie taucht in's Meer ihr flüssig Gold —
Wie war der Tag so schön,
Der auf der Fluth so weich und hold
Noch ruht im Untergehn!

Noch glüht ein roß'ger Wolfenschein
Im letzten Sonnenfuß;
So haucht ihr leis „Gedenke mein!“
Der Liebsten Scheidegruß.

Bald aber weht der Dämmerung Grau
Den Schleier trüb und dicht —
O Himmel, wo ist all dein Blau,
O Seele, wo dein Licht?

Abschied.

's ist einmal so auf Erden hier —
Man kommt und geht.
Viel Bessern ging es so als mir —
Der Staub verweht.

Gelebt, geliebt — o Herz, noch ist
Verloren nichts,
Wenn du nur selbst unsterblich bist,
Ein Funke Lichts.

Muth.

Steh' nicht am Ufer halbverzagt,
Spring' frisch den Strom hinein!
Nur wer den Sprung in die Woge wagt,
Wird ihr Beherrscher sein.

Nur wenn's den Kampf um's Leben gilt,
Wächst mächt'ger Muth und Mark,
Die Woge nur, die zum Herzen schwillt,
Sie macht dich groß und stark.

Germann Lingg in München.

Die Meerfahrt des Bacchus.

Ehrt den Genius kühner Thaten,
Höhnst seiner Milde nicht! —
Schiffer wollten einst verrathen
Jenen Gott, der Fesseln bricht;
Aber daß er auch sie slicht,
Mußten die Berruchten bald gewahren,
Als sie auf dem Meere waren.

Ihn nach Naxos hinzuführen
Hatten sie mit Mund und Hand
Zugesagt in hohen Schwüren;
Aber als der Tag entschwand,
Ließen sie das Tafelland —
Alle Segel schnelligst aufgezo-gen —
Seitwärts liegen in den Wegen.

Sie beriethen sich im Kreise
Und erwogen her und hin,
Wie sie wohl zum höchsten Preise
Ihn verkaufen möchten, ihn,
Der so hold und sanft erschien;
Gold in Fülle würden selbst die Scythen
Für den schönen Jüngling bieten.

Drauf nach Asien hin das Steuer
Lenkten sie, gewinnbethört;
Doch da zückten ringsum Feuer,
Denn er hatte sie gehört,
Und, von edlem Zorn empört,
Die verrätherischen Raubgenossen
Zu bestrafen schon beschlossen.

Sieh! es biegen sich die Stangen,
Mast und Ruder krümmen sich
Und verwandeln sich in Schlangen;
Wo die Segel abendlich
Kaum vorher der Wind bestrich,
Winden um den Kiel und um die Planen
Reben sich und Epheurauten.

Immer stärk're Zweige packen
Einen nach dem Andern fest,
Strauchelnd seh'n sie Arm und Nacken
In der Bande hoch gepreßt;
Horch! und wie zu frohem Fest
Tönen unsichtbar dazu Gefänge,
Cymbeln und Oboenlänge.

Das Verdeck wird von Mänaden,
Panthern und Bacchanten voll,
Wo den Trauben hochgeladen
Ueberall nun Wein entquoll;
Aber jene schreckentoll
Stürzen, an den Ranken fortgezogen,
Sich kopfüber in die Wogen.

Doch als Schwärme von Delphinen
Tauchen sie sogleich empor,
Tummeln, wie dem Gott zu dienen,
Nach den Tönen sich im Chor —
Einer eilt dem Schiffe vor,
Um die Andern schlingt mit hellem Riede
Triton sich und Nereide.

„Deiner Macht soll innewerden,
Siegesheld Dionysos,
Was im Meer lebt und auf Erden“
Klang es aus dem Wellenschoos;
Strahlend Licht herniederloß
Von dem Zwiagestirn der Dioskuren,
Dem sie froh entgegenfuhren.

Begegnung.

Dunkel über dunkle Wogen
Lagern sich die Wolken schwer,
Doch es kommt kein Sturm gezogen,
Und kein Blitzstrahl leuchtet her.
Einsam ragt die dunkle Mauer
Am Gestade dort empor,
Aber nur verflung'ne Schauer
Schau'n aus ihr hervor.

Und da grüßt ihr, gramdurchdrungen,
Augen, dunkle, mich? O sagt,
Welch ein Meer Erinnerungen
Stumm aus eurer Tiefe klagt?
Sind nicht längst verharst die Wunden,
Ausgestungen Schmerz und Ach? —
Ueber jene dunklen Stunden
Wird kein Blitz, kein Sturm mehr wach!

Friedrich Marx in Graz.

Im Eisenhammer.

Ein Knabe war ich, wild und froh,
Entflohn der dunklen Kammer,
Da ging's im tausenden Halloh
Hinab zum Eisenhammer.
Die Sterne leuchteten zu schön
Noch über Bergesjochen,
Das Thal erfüllte mit Gedröhn'
Der Hämmer dumpfes Pochen.
Schon stand ich in der Ofen Schein,
Blaugelbe Hölle flammten;
Die Bälge stöhnten, schnaubten drein
Wie Aechzen der Verdammten!
Gigantisch an der Bretterwand —
Der Hütte war, o Grauen, —
Im hellen Schein, der kam und schwand,
Ein Schattenbild zu schauen!

Ist's auf dem Thron der Unterwelt
Fürst Pluto? Ist's der Böse?
Hu, wie das zischt und pfeift und gelst,
Auf daß der Fluch sich löse!
O komm', des Wassers Segensmacht,
Wie himmlisches Verzeihen,
Aus dieser Hölle Feuerschacht
Die Geister zu befreien!

Da that sich auf des Ofens Schlund;
Als gält's ein neues Werde,
So schütterte im tiefen Grund
Das Herz der alten Erde; —
Als käm' ein Auferstehungstag
Dem Großen, Guten, Schönen,
So hub nun mit gewalt'gem Schlag
Der Hammer an zu dröhnen.

Und ihr, wie Hünen anzuschau'n,
Beim Funfentanz, dem hellen,
Im Lederfchurz, halbnaht und braun,
Was schmiedet ihr, Gesellen? . . .
Sind's Racheſchwerter, blutigroth, —
Endloſe Sclavenketten?
Ein blankes Beil, von aller Noth
Die Menſchheit zu erretten? . . .

Ein Scepter, eine Krone gar,
Den Herrn der Zeit zu ſchmücken,
Daß er ſich auf ſein gold'nes Haar
Die eiſerne ſoll drücken?
Hei, wie das flammt und wie das raucht!
Mit jedem Hammerschlage
Mir aus bewegtem Herzen taucht
Auf eine dunkle Frage!

Doch ſchweigend wie des Schickſals Macht
Habt ihr in Müh'n und Sorgen
Getrenlich euer Werk vollbracht —
Und draußen glüht der Morgen!
Aus Kinderangen grüßt euch hell
Die goldne Feiertunde,
Nun geht, gefüllt am Silberquell,
Das Krüglein in die Runde.

Wohl biſt du heißer Arbeit Lohn,
Glückſeliges Genügen!
Dir müſſen ſich, die uns bedroh'n,
Die Höllemächte fügen! —
Ich trat hinaus; — ein liebend Aug'
Sah aus dem Morgenſterne
Zu grüßen mich, im goldenen Hauch
Zerrann die blaue Ferne! —

H. A. Mayer in Karlsruhe.

Das alte Klavier.

Bevor die Männer aus dem Haus dich tragen,
Laß noch ein Wort des Abſchieds dir,
Ein herzlich: Habe Dank! laß mich dir ſagen
Für treue Dienſte, mein Klavier!

Als ſie und ich in friſcher Jugend waren,
Und raſch des Lebens Strom uns ſtoß,
Da wurdeſt du, vor vollen zwanzig Jahren,
Jung ſelber, unſer Hausgenoß.

O gerne mag ich Blick und Seele wenden
Nach jener goldenen Zeit zurück!
Wie oft erklangſt du unter ihren Händen
Und warſt ein Echo unſrem Glück!

Der Lerche gleich, ſtieg ihr Geſang, umfangen
Von deinen Tönen, froh empor.
Still lauſcht' ich, und aus unſern Herzen drangen
Der Liebe Blüthen reich hervor.

Ich hatte ſie geführt in fremde Ferne
Aus Vaters Haus am ſchönen Rhein:
Da ſchlich am einſam ſtillem Abend gerne
Heimweh in ihr Gemach ſich ein.

Sang ſie die lieben Lieder dann, die alten,
Da tropft' es wohl auf ihre Hand,
Biß auf dem Geſtrich meine Schritte ſchallten,
Und ſchmeichelnd ſie mein Arm umwand.

Die Tafel ſteht gedeckt; die Kerzen flammen;
Ein Schwarm von Freunden ſtellt ſich ein;
Die ſpäte Nacht noch hält uns froh beiſammen:
Da mußt du mit im Bunde ſein.

Hoch läßt Frau Muſica das Banner wehen;
Ein fällt der Chor aus voller Bruſt.
Jetzt klingt ein Walzer, und die Paare drehen
Im knappen Raume ſich mit Luſt.

Doch nun genug mit Saitenklang und Springen!
Geſchloſſen mußt du länger ſein.
Bald hört man in der Kammer leiſes Singen:
Eiopoepia! Kind, ſchlaf' ein!

Ein Weilchen noch — die Mutter ſpielt dich wieder;
Ein Kleines jauchzt auf Vaters Knie;
Im Tact genau bewegt es ſeine Glieder,
Bewundert als Muſikgenie.

Die Jahre ſinken in das Grab der Zeiten;
Schnee lagert auf der Eltern Haar;
Schon ſieht man ſchlankte Kinder ſie umſchreiten,
Wie Rebe leicht und augenklar.

Nur ſelten rührt die Mutter noch die Taſten;
Die Stimme ſchwindet ihr, wie dir;
Doch laſſen dich die Töchter nimmer raſten,
Du altes, heißeres Klavier!

Doch ſchau, wer naht? Acht ſtarke Arme tragen
Ein neues Inſtrument herein;
Dich aber ſchleppt hinweg ein Leiterwagen
Zu einem Dorſſchulmeiſterlein.

Vom Silberton des neuen Spiels entzückt,
Vergißt dich bald die junge Welt,
Indeß uns Alte, die du ſo beglückt,
Erinnerung gefangen hält.

Alfred Meißner in Bregenz am Bodensee.

Die Verlassene.

Kämst du zurück, der mir das Herz
— Als wär's ein Blümlein, gepflückt im Scherz —
Erst hochgehalten, zertreten dann —
Dich tödten könnt' ich, wortbrüchiger Mann,
Kämst du zurück!

Kämst du zurück, deß Herz voll Trug
Nach meinem einsamen Leid nicht frug,
Ich würde schweigen und, abgewandt,
Die Thür dir zeigen mit starrer Hand,
Kämst du zurück.

Kämst du zurück, der mich verließ —
O Qual, o Glück, wie schau't mir süß!
Ich wollt' dir danken: bist wieder mein?
Mich an dich ranken und selig sein,
Kämst du zurück!

Schuldbewußt.

Süß' ich stets, was ich begangen?
Wird die Hand nie wieder rein?
Endet nimmer dieses Bangen?
Sühnt nicht langgetrag'ne Pein?

Jeder Grund, auf dem ich gehe,
Weicht mit tückischer Gewalt,
Wo vom Bett ich aufwärts sehe,
Zeigt die Mauer einen Spalt.

Keine Nacht seit langen Jahren,
Wo ich plötzlich aufgestört,
Lauschend, mit gestäubten Haaren
Leise Schritte nicht gehört

Wenn ich dann empor mich raffe,
Einen Schatten seh ich gehn,
Unterm Mantel eine Waffe,
Die es auf mich abgesehn!

Welch' ein Dasein! Erde, weiche,
Hinstre Decke, stürze ein,
Führe, Schatten, deine Streiche,
Denn ich bin schon satt der Pein!

Frühlingsabend.

(Piano di Sorrento.)

Es kam der Seewind, duftbeladen,
Von den Orangengärten her,
Unfern, an dämmernden Gestaden,
Sah ich Gestalten, nackte, baden;
Ob 's Knaben, Mädchen, ob Rajaden,
Entstiegen dem azurnen Meer?

Im Felsgestein gelagert, schaute
Ich reglos Alles wie im Traum;
Zuweilen grüßten Flüsterlaute
Wie eine Stimme, eine traute;
Erst als die Nacht herunterhaute,
Stieg ich empor vom Ufersaum.

Stephan Milow in Ehrenhausen (Steiermark).

Errungenschaft.

Heil dir, mein Herz!
Dein ist das Leben,
Nie zwingt dich das Leben.
Wo Andere zagen
In scheuer Angst,
Da fassst du furchtlos,
Was dir die Stunde
Des Holden gewährt.
Du wandelst am Abgrund
Und pflückst die Blumen,
Die ihn umsäumen,
Nicht bange schwindelnd
Vor seiner Tiefe.
Aufpochend erglüht,
Doch deiner gewiß,
Genießest du selig,
Genießest und lächelst.

Heil dir, mein Herz!
Dein ist das Leben,
Nie zwingt dich das Leben.
Wo Andre sich mühen
Und trachten und hasten
Nach einem geträumten,
Ersehnten Glück,
Da bleibst du still
Und ringst nicht, wie sie,
In Thränen die Hände,
Wenn Traum um Traum
Als eitel zerfließt.
Du kanust dich dem Schönsten,
Dem Liebsten verschließen,
Und wie dich's bezaub're,
Du lässest es klanglos
Vorüberflüchten:
Entsagst und lächelst.

Warnung.

Du weißt nicht, was ein Auge kann,
Das sich um dich in Thränen feuchtet!
Es lockt dich zaubermächt'ger an,
Als wenn dir's liebebligend leuchtet.

Leicht schüttest du dich vor der Gluth,
Die schmachend auf dein Werben lauert;
Doch vor dem Schmerz sei auf der Hut,
Der still verschlossen um dich trauert.

Da lägst du dir's zur edlen That,
Bleibst du nicht stark mehr im Verzichten;
Ein Dasein, das dein Fuß zertrat,
Wähnst du dich schuldig, aufzurichten.

Du wähnst nur mild und gut zu sein,
Doch pocht dein Herz und will sich dehnen;
Wähnst einen Andern zu befreien,
Und stillst doch nur das eig'ne Sehnen.

Und: dein auf ewig! stammelst du
Zulezt im Liebesüberwallen;
Zwei Arme streben heiß dir zu,
Sie halten dich, du bist verfallen.

Du weißt nicht, was ein Auge kann,
Das sich um dich in Thränen feuchtet!
Es lockt dich zaubermächt'ger an,
Als wenn dir's liebebligend leuchtet.

Paul Möbius in Gotha.

Heimweh.



Heimath, Heimath, süßes Träumen,
Heimath, Heimath, liebstes Glück,
Mächtig zieht nach deinen Räumen
Mich es fort und fort zurück!

Jeden Tag, wohl jede Stunde
Denk' ich deiner sehnsuchtsvoll,
Nimmer schließet sich die Wunde,
Daß ich fern dir bleiben soll.

Ach, wo hört' ich solche Lieder
Als in deinem Waldesgrün,
Sah ich solche Blumen wieder
Wie auf deinen Auen blüh'n?

Was dem Aug' mag Lust bereiten,
Was nur schuf des Künstlers Hand,
Seiner Wunder Herrlichkeiten
Zeigte mir das fremde Land.

Doch ob köstliches ich schaute:
All mein Sehnen blieb bei dir,
Deine Sprache, deine Laute
Klingen immer fort in mir.

Schöner noch als Prachtpaläste
Dünket mich das liebe Haus,
Wo die Mutter mir, die beste,
Wand den ersten Blütenstrauß.

Wo sie Märchen mir erzählte,
Manches Sprüchlein mich gelehrt,
Wo sie liebe reich, wenn ich fehlte,
Meinem kind'schen Sinn gewehrt.

Heimathstätte, da sich einte,
Was mir Lieb' und Freundschaft gab,
Theure Stätte, wo ich weinte
An dem ersten offenen Grab!

Erste Freuden, erste Schmerzen,
Die bewegt des Kindes Brust:
Tiefer wurzeln sie im Herzen,
Als des Mannes Weh und Lust.

Heimath, Heimath, süßes Träumen,
Heimath, Heimath, liebstes Glück,
Ach, nach deinen traunen Räumen
Zieht es mächtig mich zurück!

Albert Noeser in Dresden.

Die Schlacht bei Göllheim.

(2. Juli 1298.)



Das Kloster liegt umleuchtet vom jungen Morgenstrahl,
Dort sitzen zwei der Männer beim blinkenden Pokal,
Herr Adolf ist's, der Kaiser, bewehrt zu Kampf und Streit,
Vom Stifte von St. Gallen der Abt sitzt ihm zur Seit'.

Da springt ein Ritter keuchend in schnellem Trab einher:
„Laßt mich's nicht büßen, Kaiser, ich bring' Euch schlechte Mähr,
Ihr seid entsetzt, erkoren Albrecht von Oesterreich,
Gerhard von Mainz, der Bischof, der spielt' Euch diesen Streich.

„Zu Mainz im Dom vereint' er die Fürsten allzumal,
Vergehn und Fehler rügt' er an Euch schier ohne Zahl,
Sie fluchten Euch und sangen eine Kyrie drauf im Chor
Und huldigten Herrn Albrecht, der froh schon harret' am Thor.“

Da sprang in wildem Grimme der Kaiser von der Bank,
Stieß von sich seinen Becher, daß er vergoß den Trank:
„Hei, hätt' ich dieser Natter zertreten längst das Haupt!
Mir wäre jetzt vom Argen nicht Kron' und Reich geraubt.

Der Bischof wollte hanfen, ich weiß, nach Lust im Land,
Das war's, weshalb der Schleicher hülfreich zu mir einst stand,
Doch irrt' er sich, das merkt' er, ich wehrte freulein Drang,
Nun hofft er mich zu schäd'gen und zollt mir schlimmen Dank.“

Der Ritter sprach: „Es rühmte der Bischof sich mit Hohn:
Durch ihn nur säßt Ihr herrschend auf Deutschlands Kaiserthron,
Nun Ihr die Macht errungen, sei er Euch lästig gar,
Doch werd' er's Euch gedenken und schaff' Euch noch Gefahr.“

„„Ich stürz' ihn““ — rief er schallend — „dann mach er's selbst bereu'n,
Der Habsburg sei erkoren! Dankbarer wird der sein,
Wenn nicht — an seine Tasche schlug er und lachte sehr —
Aus dieser Tasche nehm' ich der Könige noch wohl mehr.““

Da rief der Kaiser lachend: „Hat er entsetzt mich gleich,
Zu lohnen einen Schneider bin ich genug noch reich;
Fang' ich ihn, laß' am Leibe die Tasch' ich zu ihm näh'n,
Nicht kränk' es ihn, wenn zu tief da manch ein Stich mag gehn.

„Es sei! ich bin entthronet, doch hatt' ich stets den Preis:
Ich sei ein wacker Ritter; wohlan! jetzt zum Beweis!
Herr Abt, laßt rasch uns reiten, Beistand heiß' ich von Euch;
Wird mir der Obsieg werden, mach' ich Euch groß und reich.“

„Die Feinde, denk' ich, bringen wir noch in Angst und Noth,
Den neuen König Albrecht, den schlagen wir zu Tod',
Die ungeborenen Könige dazu zum Zeitvertreib,
Die ruh'n in Gerhards Tasche, diesem Königsmutterleib.“

Drauf ritten sie von dannen. — — Schon hallt es wüst und wirr
Bei Göllheim auf dem Felde, dort hebt sich Schwertgeklirr,
Dort rüsten sich zwei Heere zu manchem wackern Streich,
Es kämpften da zwei Kaiser um Leben, Thron und Reich.

„Sancta Maria“ tönt es voran der Kriegerschaar,
Der Erzbischof von Trier singt's laut und hell und klar,
Der Erzbischof von Straßburg singt es auf Albrecht's Seit',
Sie heißen des Himmels Segen und wecken der Hölle Streit.

Voran trägt der von Rechberg das Banner hoch zu Roß,
Daneben ragt Herr Adolf, sein Schwert blüht blank und bloß;
Daß er des Kampfs kundig, das merkt heut mancher Mann;
Wen seine Streiche treffen, den zwingt des Todes Bann.

Der Abt auch von St. Gallen hebt kühn den Morgenstern,
Erprobte Krieger rasen kaum gleich dem frommen Herrn,
Der kann das Rauchsfaß schwingen, doch auch das Schwert zugleich,
Des Himmelreiches walten und schützen des Kaisers Reich.

Das tobt auf beiden Seiten und kämpft mit grimmer Wucht,
Da seht! Herrn Albrecht's Mannen enteilen in rascher Flucht,
Hei, soll das Recht heut' siegen? Herr Adolf folgt geschwind,
Der Helm sinkt ihm vom Haupte, es wallen die Locken im Wind.

Doch weh! zurück hinwieder sprengt rasch die flücht'ge Schaar,
Die Flucht war Schein und Tücke, nun sieht's Herr Adolf klar,
Er steht allein, von Albrecht wird er sofort veranant;
Deß' Helmbusch weht in Lüften, sein Aug' spricht grimmen Brand.

Herr Adolf sieht ihn nahen, er weicht ihm gar nicht aus,
Rasch zieht er aus der Scheide sein gutes Schwert heraus:
„Heut läßt du Kron' und Leben!“ sein Ruf in Lüften hallt,
„Das wird nun Gott entscheiden!“ Herrn Albrecht's Antwort schallt.

Nun sprengen sie zusammen, sie heben hoch das Schwert,
Hei, wie auf Adolf's Stirne der Stahl da niederfährt!
Der Wunde sinkt vom Kopfe, der Tod naht ihm sofort,
„Heut läßt Du Kron' und Leben!“ schallt höhneud Albrecht's Wort.

Bei Göllheim schlug ein Kaiser den andern so zu Tod',
Kein Zeichen ward gesehen, kein Nordlicht blutig roth,
Der Himmel ward nicht finster, die Sonne blieb nicht stehn,
Und doch hat gleichen Frevel niemals ihr Aug' gesehn.

Bei Adolf's Leiche lagen acht Grafen bald im Blut,
Nicht wehrte mehr dem Unheil des wackren Abtes Muth;
Des Königs Sohn, den jungen, fing grimmer Feinde Hand,
Heimfenden wollt' ihn Adolf, doch er stritt haßentbrannt.

Herr Rechberg trug, der Ritter, das Banner bis zuletzt,
Es war für ihn, den starken, kein Feindes Schwert gewagt,
Nun sank auch er, im Harnisch erstickt von Sonnengluth,
Das Banner deckt' er sterbend und hielt's in treuer Hut.

Als endlich spät am Abend still ward der Lärm der Schlacht,
Da nahten aus dem Kloster die Mönche zag' und sacht,
Die suchten Adolf's Leiche ringsum auf weitem Feld,
Und fanden ihn, zertreten, von Staub und Blut entstellt.

Sie hatten ihm am Morgen kredenzt den Klosterwein,
Nun bargen sie den Bleichen im stillen Todtenschrein,
Sie sangen Todtenmessen und heißen Grabgesang:
Das ist des Menschenschicksals rasch sich wendender Wandelgang.

Clara Nebe in Neß.

Unvergesslich.

Ich werde nie den trauten Ort vergessen
— Die Rosen blühten dort und der Jasmin —
Wo schweigend Hand in Hand wir zwei gesessen;
Sein Auge sah nur mich und meines ihn —
Ich werde nie den trauten Ort vergessen.

Und nie wird meinem Geist der Blick entschwinden,
Der mir so wunderholde Mähr vertraut.
O süßes Ahnen, köstliches Empfinden,
Wenn liebetrunken Seel' in Seele schaut! —
O, nie wird meinem Geist der Blick entschwinden!

Und ewig wird das schöne Wort mir klingen
Wie Festesgruß und Auferstehungschor:
„Ich liebe Dich!“ — Wie hob auf mächt'gen Schwingen
Es zu den Sternen all' mein Sein empor. —
O, ewig wird das schöne Wort mir klingen!

Emil Neubürger in Frankfurt a. M.

Mein Herz, es lachte freudig.

Mein Herz, es lachte freudig;
Ich stand auf blüh'nder Au,
Rings froh die Vögel saugen,
Rings glänzte der Blumen Prangen
Frisch wie vom Morgenthau.

Es rauschten so lustig die Bäume
Und lachten im Sonnengold,
Und muntre Genossen viele
Sich drängten zum Reizen und Spiele,
Gestalten traut und hold.

Und mitten in der Freude
Mir eigen Weh geschah.
Die Vöglein begannen zu schweigen,
Es schwanden vom Spiel und Reizen
Mählig die Freunde da.

Auf Wald und Au und Blume
Erlosch der goldne Schein,
Mich wehet an ein Schauer,
Mein Herz erfasset Trauer —
Was soll ich noch hier allein?

Carl Woldemar Neumann in Regensburg.

Beim Siegesheimzug.

(1871.)

Die Glocken läuten,
Die Fahnen weh'n,
Beim Siegesheimzug —
Beim Wiederseh'n!

Es geht ein Jubel
Von Haus zu Haus,
Es lohnt den Krieger
Manch' duft'ger Strauß.

Wie dröhnt so mächtig
Sein stolzer Schritt,
Es ist vergessen,
Was er erlitt!

Die Augen glänzen
Vor Lust und Glück, —
Doch ach, wie Mancher
Kehrt nicht zurück!

Wie viele Helden,
Die wir gekannt,
Ruh'n fern der Heimath
Im wässchen Land! —

O, schlummert Alle
In süßer Ruh'!
Herzlieber Bruder
Auch du, auch du!

Friedrich Oser in Basel.

Sing' früh dein Lied!

Sing' früh dein Lied, mag noch so schlimm
Der Winter dir's verschneien,
Am frohesten grad trotz allem Grimm,
Am hellsten wird's gedeihen!

Sing' früh dein Lied! Wie ist gar bald
Der letzte Schnee vergangen,
Und fangen lustig Busch und Wald
Und Sturen an zu prangen!

Sing' früh dein Lied, und halt's bereit
Getrost mit flüggen Schwingen:
Wohl nie bei all der Herrlichkeit
Wird eins dir mehr gelingen!

Frühlingsnacht.

Warum wohl so kurz nur die Frühlingsnacht? —
Wie drängt es die blühenden Ranken
Mit süßstem Dufte, mit schimmernder Pracht
Am frühesten Morgen zu danken!

All' würden sie sterben wohl über Nacht,
Weh! müßten noch länger den Segen
Verborgen sie halten! verschlossen die Pracht
In den schimmernden Kelchen sie hegen!

Maigesang.

Sind's die Lüfte, die da singen?
Ist's des Lerchenjubels Schall?
Sind's die Däfte, die da klingen?
Ist's das Lied der Nachtigall?

Sind es Blüten, die da fliegen,
Los vom Stengel, hoch im Blau?
Sind es Falter, die sich wiegen
Ob der maienfriischen Au?

Singt ihr Feierlied die Sonne
Hoch am lichten Himmelsplan?
Hebt der Wald vor Lust und Sonne
Tief im Grund zu rauschen an?

Alles will hinauf sich schwingen
In demselben Freudendränge:
O glücklich, wem gelingen
Mag ein solcher Maigesang!

O holde Zeit!

O holde Zeit, wenn spät im Jahre,
Als wär' der Frühling wieder da,
Der Schimmer noch, der wunderbare,
Verklärt die Auen fern und nah;
Wenn goldengrün die Matten liegen,
Die Höhen in zauberischem Duft,
Die letzten Blumen noch sich wiegen
Glücklich in der lauen Luft.

O holde Zeit, von seltner Wonne!
Wenn strahlend durch die Wipfel bricht
Das Mondenlicht als wie die Sonne,
Die Sonne lacht wie Mondenlicht;
Wenn ahnungsvoll in weitster Ferne,
Das Herz erspähet neues Glück,
Voll sel'ger Wehmuth doch so gerne
An fernste Tage denkt zurück.

Wilhelm Osterwald in Mühlhausen in Thüringen.

Novemberlied.

Der Wald läßt sein Laub
Den Winden zum Raub,
Bang zittert das Wild
Und flieht ins Gefild,
Der Winter schon droht,
Die Blümlein verzagen
Im Feld und im Hagen,
Sie fürchten den Tod.

Wie frisch sie geklüht,
Jetzt stehn sie so müd'
Und senken das Haupt,
Der Freude beraubt,
Und nickten sich zu,
Die Augen voll Kummer,
Als ging's in den Schlummer
Der ewigen Ruh.

Ihr Blümlein, gut' Nacht,
Getrost! ihr erwacht:
Der Lenz kommt zurück
Und weckt euch zum Glück,
Von Neuem zu blühen;
Auch unter der Hülle
Keimt Leben in Fülle,
Bleibt Hoffnung noch grün.

Adolf Peters in Meisen.

Mondschein am Meere.

1.

Der Mond durchbricht die Schwärze
Und schimmert am Klüftendamm,
Schon tanzt eine flackernde Kerze
Auf jedem Wellendamm.

Glanz überschleiert die Sterne,
Doch hebt Felsriesen empor,
Er baut in unendlicher Ferne
Den Fluthen ein gold'nes Thor.

Strand und Gewässer glimmen,
Hell glüht der Wölkchen Heer,
Im magischen Licht verschwimmen
Erde, Himmel und Meer.

2.

Mond, der Nacht Entzücken,
Die sich verklärt in dir,
Du weilst, in Licht zu rücken
Die dunklen Wogen ihr.

So sind, als sie ergossen
Auf mich den Liebesblick,
In einen Glanz mir zerfloßen
Welt, Himmel und Geschick.

Noch von dem Blicke trunken,
Des Himmelsauges Macht,
Steh' ich nun tief versunken
Vor dieser Zaubernacht.

Gustav Reinhart (R. Neuhaus) in Barmen.

Resignation.

Daß im Leben Traum auf Traum
Müßig nur in Nacht zerfließen,
Auf des Lebens goldnem Baum
Seltner eine Frucht dir sprießen:
Trag' es Herz: Daß Blatt auf Blatt
Fällt, von mancher Thrän' befeuchtet:
Deine heiße Stirne hat
Liebessonne einst umleuchtet.

Zwar, die meinen Lebensstab
Hold mit Rosen hat umwunden,
Hat schon längst im kühlen Grab
Tod als Lohn für Lieb' gefunden.
Doch es blieb mir ein Erzas
In der Kinderschaar, der lieben,
Ewig Dank, daß dieser Schatz,
Dieser eine mir geblieben. —

Dem sonst nenn' ich wenig mein,
Als nur Sorgen noch in Fülle;
Meine Kräfte muß' ich weih'n,
Wo nicht inner'n Rufes Wille.
Vielfach hab' ich auch geirrt,
Oft auch anders handeln sollen,
Doch mein Trost: gewogen wird
Nicht Erfolg blos, auch das Wollen.

Und mein Wollen war gewandt
Immer nur nach hohen Dingen:
Alle Menschen sollt' ein Band
Brüderlicher Lieb' umschlingen

Doch wie auf dem hohen Flug
Meine Träume bald zerrannen:
Aus des Lebens Schiffbruch trug
Eine Lehr' ich doch von dannen:

Daß zuerst der Einzle muß
Schön, harmonisch sich entfalten,
Soll zu einem vollen Guß
Die Gesamtheit sich gestalten;
Daß ein gut und böß Geschick
Nie an auß're Form gebunden
Und ein Herz das reinste Glück
Ewig nur in sich gefunden. —

Und ich fand's! auf Flur und Hain
Unter sonnenhellen Bäumen,
Wie wenn Abendsonnenschein
Lud mich ein zu süßen Träumen;
Fand es in des Schaffens Lust,
In der Bildung ehrnem Gange,
An des treuen Weibes Brust,
In der Kinder frohem Sange;

Fand es in der Freunde Kreis
An der heitern Tafelrunde,
Wenn des Busens starres Eis
Wich der Gluth der flücht'gen Stunde. —
Jauchze meines Liedes Schall
Drum aus innerstem Genügen
Dank den dunklen Mächten all,
Die es wußten so zu fügen:

Daß auch ich berufen war,
Theil an Alledem zu haben,
Was Natur und Kunst gebar,
Regen Sinns mich dran zu laben;
Daß auch ich geliebt, gegliht,
Mitgenossen, mitgestritten
Und, von Lebenslust umsprüht,
Mitgewirkt und mitgelitten.

Dank drum jedem Sonnenstrahl,
Der mein Auge hat gesegnet,
Jedem Herzen, das einmal
Feuer in mein Herz gereget!
Jedem Liede, jedem Traum,
Jedem Glanz aus fernen Sphären!
Und auch Dank dem engen Raum,
Der einst Ruh' mir wird gewähren!

Geh in dich, Herz!

Schwirrt eine Lerche hoch zum Himmel auf:
O folg' der Lerche nach in ihrem Lauf!
Sie führt dich über Schutt und Dornesflecht,
Sie führt dich sicher, o sie führt dich recht
Zu Himmels Höhn: wie wird dein Herz so weit,
Wie klein erscheint dir plötzlich all' dein Leid;
Die Schranken fallen ab: die Stirn umschwebt
Ein Glanz des Himmels, den dein Aug' erstrebt.

Wenn Rosen blüh'n und duften rings im Thal,
O unter grünen Blättern ruh' einmal!
Nach all' dem Treiben, all' dem Weltgewühl,
Wie thut so wohl ein still, ein fromm Gefühl!
Wie friedlich all' die Blütenbäume steh'n:
O ihren Frieden laß in's Herz dir weh'n;
Schau jeder Blume tief nur auf den Grund,
War deine Seele krank: sie wird gesund.

O thöricht Treiben: jagen immerfort
Und rasten nie und nie an einem Ort,
Zu klagen, daß die Stunden träge zieh'n,
Die immer ach! nur allzu rasch entflieh'n.
Geh in dich, Herz! Laß' was die Blume will,
Klag' mit dem Sturm und steh' bei Gräbern still;
Die Zeitenuhr dir nie zu langsam rinnt,
Suchst du nur Stunden, die voll Leben sind.

Viriatheus.

Schwer auf Lusitaniens Fluren
Lag verheerend Roma's Macht,
Bis sie muthig Viriatheus
Schlug in mancher blut'gen Schlacht.

Viriatheus, der ein Hirte,
Sonst durch's Land die Heerden trieb;
König Astolf's holde Tochter
Schwur ihm ew'ge Treu und Lieb'.

Als der frohe Tag gekommen,
Der ihm trauen sollt' die Braut:
Auf das festliche Gepränge
Finst' Viriatheus schaut.

Herrlich mit der Pracht des Landes
War geschmückt der Hochzeitsaal;
Feurig Nebenblut erglänzte
Hell in manchem Goldpokal.

Doch, der wie ein Leu gefochten,
Rühn' voran in jedem Streit,
Der stets schlief in voller Rüstung,
Daß er immer kampfbereit,

Keins der goldenen Gefäße
Hat der tapfre Held berührt,
Keine von den Speisen allen
Hat er an den Mund geführt:

„Laß' das Gold und laß' das Silber!
Meine Lust ist klirrend Erz!
Und mein Glück, das hält geborgen,
Reich in sich, ein treues Herz!“

Sprach's, hob mit der Kraft der Jugend
Auf sein Roß die Braut geschwind,
Und trug heim zu seinen Bergen
Sein geliebtes Königskind.

Theodor Renaud in Straßburg im Elsaß.

Triolette.

I.

Es trägt der Mai ein buntes Banner
Aus Roth und Blau und Weiß und Grün.
Auf allen Fluren siehst du's blüh'n:
Es trägt der Mai ein buntes Banner.
Herr Amor dient als Bogenspanner
Und streitet drunter siegeslüh'n:
Es trägt der Mai ein buntes Banner
Aus Roth und Blau und Weiß und Grün.

II.

Dorten, wo die Linde steht,
Bin ich ihr zuerst begegnet.
Lieber Platz, o sei gesegnet,
Dorten, wo die Linde steht!
Wonnig hat's mich angeweht,
Blüthen hat's herabgeregnet:
Dorten, wo die Linde steht,
Bin ich ihr zuerst begegnet.

III.

Ihr Stimmlein klingt wie Glockenlang
Und süßer Nachtigallenschlag.
Nichts Lieberes ich hören mag:
Ihr Stimmlein klingt wie Glockenlang.
Das ist der beste Kirchengang
Nach ihrem Häuschen jeden Tag:
Ihr Stimmlein klingt wie Glockenlang
Und süßer Nachtigallenschlag.

IV.

Meine Gedanken sind leuchtende Sterne,
Die sich um dich als die Sonne dreh'n!
Wollen und können nicht untergeh'n:
Meine Gedanken sind leuchtende Sterne.
Königlich schickst aus gemessener Ferne
Licht du, daran sie nicht satt sich seh'n:
Meine Gedanken sind leuchtende Sterne,
Die sich um dich als die Sonne dreh'n!

V.

Für uns nur blüht der Lenz, für uns,
Die endlich sich gefunden!
Wir halten uns umwunden:
Für uns nur blüht der Lenz, für uns!
Im Glück des Aneinanderruhns
Da haben wir's empfunden:
Für uns nur blüht der Lenz, für uns,
Die endlich sich gefunden!

Der Aermste.

Hülfe haben, und nicht gehen können,
Augen haben, und nicht sehen können,
Worte haben, und nicht sagen können,
Waffen haben, und nicht schlagen können,
Was wird härter noch dir scheinen können?
— „Thränen haben, und nicht weinen können!“ —

Emil Rittershaus in Barmen.

Im Walde.

I.

Über der reisenden Aehrenflur,
Sengende Mittaggluthen;
Droben die singenden Lerchen nur,
Badend in Sonnenfluthen.

Alles verstummt in Wief und Wald,
Alle die Frühlingslaute!
Nur das Gesumme der Bienen schallt
Leis aus dem Haidekraute.

Bienengesumme und Lerchensang,
Sommer- und Frühlingslieder! —
Sänger, es wecken der Veier Klang
Heute die Töne wieder!

Das ist der Wald, das sind die Eichen!
Durch's Laub sich kaum die Sonne drängt;
Die Stämme hat mit Ehrenzeichen,
Mit Flechtenschnuck die Zeit behängt.

Des Pilzes braune Schirme sprossen
In Büscheln auf vom feuchten Grund. —
Hier spielt' ich einst mit den Genossen
Als Knabe Jäger, Has' und Hund.

Weit in die Welt verstreut, begraben,
Verkommen in dem Weltgewühl! —
Ich seh' im Geiste noch die Knaben
Und träum' von meinem Jugendspiel!

II.

Wo sind die Freunde hingegangen,
Wo trieb sie hin die irre Fahrt?
Den Buben, der an beiden Wangen
Als Jäger trug von Moos den Bart? —

Der Bursche, der so flink gesprungen,
Wenn er gespielt des Jägers Hund,
Wo ist er nun? die munteren Jungen,
Wo weilen sie in dieser Stund'? —

III.

Du liebes Kind mit blonden Haaren,
Blauäuglein du, ich sah' so gern
Noch einmal jetzt nach langen Jahren
In deiner Augen frommen Stern!

Du warst so gut! In manchen Stunden,
Wenn wir entflo'h'n dem Lärm der Stadt,
Hast du mir Kränze hier gewunden
Von frischem, grünem Eichenblatt.

Ich bog zu dir die Stirne nieder,
Wenn lächelnd du den Kranz gereicht;
Ich schrieb für dich die ersten Lieber
Und hab' kein einz'ges dir gezeigt!

Und hätt' aus deinem Augensterne
Nicht aufgezuckt solch' heller Strahl,
Gewiß, ich hätt' im Walde gerne
Dich dann geküßt zum zweiten Mal! —

Und einmal doch — die Lippen fanden
Zusammen einmal sich im Kuß,
Als wir am Stamm der Eiche standen,
Uns schützend von dem Regenguß.

Der Donner kracht', es fielen Schloßen,
Du bargst bei mir die Stirn verzagt.
Und als die Augen du geschlossen,
Da hab' ich einen Kuß gewagt!

In Purpur meine Wange brannte;
Erst, als dein Mund mit leisem Schrei
Mich zürnend „dummer Junge“ nannte,
Da war's mit meiner Angst vorbei!

Julius Rodenberg in Berlin.

Festgruß der Berliner Presse.

Gesprochen bei der Vorstellung im K. Schauspielhause zum Besten ihrer Unterstützungskasse
am 21. Mai 1874.



eid mir gegrüßt! — Daß ihr ersieht, macht diesen Abend uns zum Fest,
Und sie, die froh durch meinen Mund den Willkomm euch entbieten läßt,
Freut sich des schönen Anblicks und empfindet, tiefen Dankes voll,
Was dieses reichgefüllte Hans ihr sagen und bedeuten soll.

Unscheinbar thut sie sonst ihr Werk und, nicht gewöhnt an Prunk und Glanz,
Ist sie's, die Kränze spendet, doch für sich niemals begehret den Kranz;
Die still und ernst, nicht haschend nach Gewinn, nicht nach der Menge Gunst,
Des Volkes Heiligthümer wahrt im Reich der Freiheit und der Kunst;
Die streng des Richteramtes pflegt, der Zeit Gewissen und ihr Geist;
Die nicht um Beifall wirbt, den sie doch dem Verdienste gern erweist;
Die keines Ruhms bedarf, als daß die öffentliche Meinung spricht:
Sie that ihr mühevoll's Werk, sie übte ihre schwere Pflicht!

Wenn's diese Meinung war, der ihr Gestalt und Ausdruck habt geliebt,
 Indem ihr kamt: so habet Dank! Euch dankt die Presse von Berlin!
 Für jeden Kämpfer, welcher müd' auf halber Bahn zusammenfiel,
 Für jedes Pfand, das er uns ließ, für Kind und Wittwe habet Dank!
 Für ihn ist nicht das Lorbeerreis, das wunde Heldenstirnen schmückt,
 Nach ihm streckt keine Hand sich aus, wenn ihn die Sorge niederdrückt.
 Und dennoch war's ein Schlachtfeld auch, und dichtgedrängt stand Mann an Mann,
 Und für der Menschheit höchstes Gut ging sie voran, ging sie voran!
 Sie war's, die Presse, welche lang das Feuer, das den Feind verzehrt,
 Die Lieb' zum Vaterlande in Millionen Herzen hat genährt;
 Sie war's, die tren dem Ideal, in schwerer Stund', in banger Nacht,
 Den Glauben an die Zukunft in Millionen Seelen angefaßt;
 Sie war's, zwar oft verkannt, die fest und furchtlos jenes Banner trug,
 Bis Deutschlands starker Arm es nahm und hoch erhob zum Siegesflug,
 Bis es das Banner ward, vor dem die Welt sich beugt, wenn sonnengleich
 In seinen Purpurfalten glüht der Spruch: für Kaiser und für Reich!

So nimm den Gruß, den festlich heut' und von Italiens Schaar umringt
 Im Haus der vaterländ'schen Kunst dir die Berliner Presse bringt,
 Stadt Lessing's! — Du, vom Genius geweiht unsterblichem Beruf,
 Wo Deutschlands erster Journalist auch Deutschlands erstes Lustspiel schuf.
 Nicht feindlich, fördernd wandle hier Kritik und Dichtung Hand in Hand,
 O Stadt, in der vor Allem stets die Wahrheit eine Stätte fand!
 Der deiner Presse ward vertraut der Schild, er werde nie besleckt,
 Daß er dem Schild Achilles' gleich die Schönheit unverwundbar deckt;
 Daß, so wie Deutschlands Herrlichkeit mit vollem Strahle dich beschien,
 Hier glorreich auch die deutsche Kunst erblühen mag — Heil dir, Berlin!

Friedrich Roeder in Elberfeld.

Anakreon.

Schlummernd war Anakreon in süßem
 Rausch am späten Abend hingefunken
 Unter traubenschweren Neben, schlummernd
 Lag er noch am Morgen, bis ein heißer
 Sonnenstrahl ihn weckte, der durch's grüne
 Laub auf seine Stirne fiel. Es war ihm
 Dumpf und schwer im Haupt, verweilt, zerrissen
 Hing der Kranz, der ihn geziert, auf seinem
 Kahlen Scheitel; mit zersprungnen Saiten
 Vor ihm, auf dem Boden, lag die Leier,
 Und verloren hatte er von einem
 Fuße die Sandale. — Ach, in welche
 Dämmervolle Ferne waren jene
 Jahre hingeschwunden, wo er siegreich,
 Gleich dem Dionysos, mit der goldnen
 Binde um das Haar, durch's Land gezogen; —
 Wie da hatten seinem Mund entgegen
 Rosige Lippen sich gedrängt und weiche
 Arme ihn umschlangen! nicht vermocht' er
 Mit des Alters schwankem Gang und kurzem
 Hast'gem Athem, mit der Hand, die zitternd

Hielt die Leier, noch den Gott zu spielen,
 Nur den trunkenen Silen! — Und lachend
 Floh vor ihm die Schaar der jungen Mädchen,
 Wollt' zu süßem Kuß er eines haßchen;
 Spottend hielten sie ihm vor den Spiegel,
 Zeigten ihm die dünne greise Locke,
 Die ihm noch geblieben, und vergebens
 Sang er ihnen, wie so lieblich ständen
 Weiße Lilien zu den rothen Rosen.
 Nur sich selber suchte er zu täuschen.
 Nun sein Traum entschwand, wie schien ihm nichtig,
 Fruchtlos, leer und öd' sein ganzes Leben!
 Warum nicht gefolgt war er dem Drange,
 Da er Atreus' Söhne wollte singen,
 Kadmos und der Herakliden Kämpfe,
 Daß im Mund der Griechen seine Lieder
 Lebten, wie Homer's, und sie zu hohen
 Thaten, voll Unsterblichkeit, entflammeten?
 Ach, es hatte von des Eros Waffen
 Seine Leier nur getönt, vom kleinen
 Süßen Krieg der Liebe, Wein und Tänzgen,

Von des Frühlings und des Sommers Rosen.
 Waren seine Lieder nicht verklungen
 In dem Augenblick, da sie geboren?
 Wie der Lusthauch, der des Inselmeeres
 Blum'ge Ufer streift, voll Duft dich anweht
 Und hinwegstirbt ohne Spur? Er fühlte
 Schwerer es auf seiner Seele lasten,
 Immer schwerer. Da, — was Klang herüber
 Aus dem Mund der Hirtin? — was er selber
 Längst vergessen, was in Jugendtagen
 Auf der Wandrung er im fernen Trakien
 Einst gesungen, nur das kleine Liedchen
 Einer Braut, wie war es durch der Jahre
 Lange Reihe nun zurückgewandert
 Ueber Meer und Inseln! — Und ein kleines
 Mädchen, das der Hirtin saß zu Füßen,
 Sang ihr nach das Lied, noch unverstanden,
 Mit der unschuldvollen Kinderstimme;
 Aber kommen wird die Stunde, wo ihm
 Süß bekomm'nen Herzens, wie der Hirtin,
 Quellen diese Töne aus dem Busen,
 Und ein andres Kind, am Wege sitzend,
 Dann sie auffängt und bewahrt. — Vorüber
 zog ein Bursch: es jauchzte in den Himmel
 Hell das Lied vom Wein, dem Sorgenbrecher,
 Und im Chor herüber aus der Ferne
 Klang das Tanzlied wieder, das er gestern
 Als Silen gesungen: Laßt uns tanzen!
 Besser ist es hier den Reigen schlingen
 Als im Schattenreiche mit den Schatten! —

Da ein Leuchten überslog sein Antlitz,
 Seliges Gefühl da überkam ihn,
 Daß die kleinen Lieder leben würden,
 Unvergänglich, in die fernsten Zeiten,
 Und der Aphrodite girr'nde Tauben
 Eben so zum Sitz der Götter trügen
 Seine Seele, wie Kronions Adler!
 Könnte jetzt ich sterben! rief er leise.
 Ueber ihm hing eine goldne Traube
 Und er sehnte sich des Dionysos
 Süße Frucht zum letzten Mal zu kosten,
 Aber da er darnach langte, sank ihm
 Müd' der Arm herab. Doch ungeschen
 Ihm zu Häupten trat der Tod und pflückte
 Aus der Traube ihm die schönste Beere;
 Da er sie auf seinen Lippen fühlte,
 Ging ein Lächeln drüber. Dann die Augen
 Schlossen sich als wie zum letzten Schlafe,
 Und der Mund, der Lieder reiche Quelle,
 Schloß auf immer sich. War von der Beere
 Er erstickt, der tückevollen, hatte
 Ihm der bleiche Tod geküßt die Lippen? —
 Aus den Nebeln flogen auf die girr'nden
 Tauben Aphroditens, von der Küste
 Wehte frisch der Wind, und Rosenblätter
 Warf er über ihn und grünes Weinlaub.
 Aus der Ferne aber klang verhallend:
 Besser ist es hier den Reigen schlingen
 Als im Schattenreiche mit den Schatten.

Otto Roquette in Darmstadt.

Die Lampe.

Erene Gefährtin
 Auf der Gedanken
 Raslos durchwandertem
 Nächtlichen Pfad,
 Dir will ich endlich
 Ein lang gehegtes,
 Dir will ich dankbar
 Weißen ein Lied!

 Wenn vor der Seele
 Finsterem Ringen
 Weit mir entflohen
 Der stille Gott,
 Dann wie ein Pharos
 Winktest du segnend mir
 Zu des Gefanges
 Leuchtendem Pfad.

Denn aus der Tiefe
 Drängt sich und hebt sich
 Wer sich gegeben
 Dem ewigen Licht,
 Und es umschlingen ihn
 Erde-Dämonen,
 Sorgen und Schmerzen,
 Drohend umsonst.

Stolz wie der Adler
 Zum Wolkenhause
 Des ewigen Vaters
 Die Flügel hebt;
 In blitzgewohnten
 Sicheren Fängen
 Führt er zum Aether
 Der Jugend Bild:

So aus der Nächte
 Dampfendem Chaos
 Ringt sich die Seele
 Gestärkten Flugs,
 Mit der geraubten
 Ewigen Jugend
 Hebt sie zum Lichte sich
 Jauchzend empor.

Unter ihr wälzen sich
 Völkergeschicke,
 Kämpfe der Eulen
 Um Recht und Licht.
 Ob auch erliegend
 Der Mißgunst Pfeilen,
 Palmen umkränzen
 Des Siegers Haupt.

Dem seit der erste
Gewaltige Dulder
Siegreich küßte
Den Flammenraub,
Hält fest am Kampfe,
An seinem Rechte,
Dem uralt ewigen,
Wagend der Mensch.

Hat er aus Funken
Des Gottheitlichtes
Sich neu erschaffen
Seine Welt:
Leben nun muß sie!
Ob Tausende fallen,
Sie kann nur wachsen,
Nicht untergeh'n!

Geschlechter wellen,
Und wähten trunken
Im reichsten Lichte
Gewandelt zu sein,
Und neue Geschlechter
Seh'n zu den Vätern,
Wie in die Dämmerung,
Lächelnd zurück.

In volleren Zügen
Muß alles Kommende
Trinken des Lichtes
Ewigen Strahl.
Licht ist die Wahrheit,
Licht ist die Schönheit,
Licht ist des Lebens
Heiliger Keim!

Der Funke selbst,
Der still die Lampe
Des einsamen Dichters
Nächtlich erhellte,
Vom Ewigen stammend,
Läßt er den Liebesten
Flammend sich gießen
In's All des Lichts!

Adolf Friedrich v. Schack in München.

Ubaldo Lupo.

1.
Schöne Zeit der Kunst! Seitdem Athen
In Staub sank bei der Völkerstürme Wüthen,
Hat eine gleiche nicht die Welt geseh'n,
Wie da im freud'gen Wiederanfersteh'n
Sich in Florenz die Götter alter Mythen
Im Morgenlicht des neuen Tages sonnten
Und wieder sich zu freiern Horizonten
An ihrer Hand empor die Menschheit rang.
So wie der Hauch des Mai durch die erstarrten
Gefilde, ging ein frischer Lebensdrang
Dahin durch alle Seelen und umschlang
Die Zinnen und die Thürme und die Warten
Der düstern Stadt mit jungem Frühlingsgrün
Und ließ zu einem großen Zaubergarten
Von Stein des goldenen Arno Strand erblüh'n.
Mit Marmorbildern füllten sich die Säle,
Um der Korinther schöne Kapitäl
Wand rankend der Akanth sich himmelwärts,
Und vor Ghiberti's Geiste schmolz das Erz
Im Gusse zu den Paradiesesthüren,
Die noch in St. Johann's Kapelle führen.
Verwandelt ward zur Göttin Griechenlands
Die hagere Madonna von Byzanz,
Der bleiche Christus lächelte verklärt,
Und Benvenuto's Perseus mit dem Schwert
Vertrieb der Heil'gen klägliche Gestalten,
Indeß von Donatello's eh'rnen Faunen
Die Stimmen höh'nend hinter ihnen hallten:
Armjel'ge! bei des jüngsten Tags Posaunen
Dereinst mögt ihr gerecht erfunden werden,
Doch aus für immer ist eu'r Reich auf Erden.

Von jenem Hang, der an des Arno Borden,
Wie nirgend sonst, sich regt' und Blüthen trieb,
War auch erfasst Ubaldo Lupo worden.
Seit er, noch Kind, beraubt der Eltern blieb
Und ihn in Obhut Michel Angelo's
Der Vater auf dem Sterbebett gestellt,
Sein Traum gewesen war's, als Bildner groß
Mit seinem Ruhm zu füllen einst die Welt;
Und, da der Meister sich zuerst gesträubt,
Mit Bitten hatt' er ihm das Ohr betäubt,
Bis Jener seinem Drängen nachgegeben.

In seiner Werkstatt schafft der Jüngling so
Und thut, der neu vollbrachten Arbeit froh,
Den letzten Schlag an einen Marmor eben,
Als Michel Angelo in Reisetracht
Eintritt und ihm die Hand entgegenstreckt.
Ubaldo, überrascht und halb erschreckt,
Blickt zu ihm auf: „Wer hätte das gedacht?
Ihr, Meister, hier? Seid tausendmal willkommen
So habt Ihr Eure Romfahrt wohl vollbracht?
Bang war mir Carethals das Herz bekommen,
Denn Räuber haufen, heißt's, am Trasimener.“ —
„Nicht hatt' ich ihrer Acht,“ erwidert Jener,
„Noch sehen' ich so die ehrlichen Banditen,
Die offen auf dem Heerweg Trost uns bieten,
Wie die verkappten innerhalb der Mauern,
Die hier bei uns auf Straßen und auf Plätzen
Die günst'ge Stunde zum Verrath erlauern.“

Dann auf Ubaldo's Ladung, sich zu setzen,
Wirft in den Armstuhl nieder sich der Meister

Und läßt die Blicke zu der Werkstatt Seiten,
 Wo Bilder sich an Bilder reihen, gleiten.
 „Trau' ich den Augen? Alle guten Geister!
 Geduldig war der Marmor und der Ton;
 Statue an Statue drängt sich ja, Modell
 Dicht an Modell auf jeglichem Gestell;
 Allein du selbst, kannst du — gesteh mir's, Sohn! —
 Dich deiner Arbeit freu'n? Hier der Gesell,
 Der sich so linksich spreizt, soll Jupiter
 Das sein, der Götter und der Menschen Herr?
 Zehn Fuß zwar mißt er, doch nach einem Fosse,
 Der gut, spä'h' ich vergebens an dem Bild;
 Wie aufgepolstert ist der Kerl aus Wolle,
 Ein Brei sein ganzer Leib; es macht mich wild,
 Die Puscherei zu sehen. Dort Mars — die Knochen
 In allen Gliedern scheinen ihm gebrochen,
 In Frauenkleider sollte man ihn stecken,
 Doch dazu selbst taugt nicht solch traur'ger Held.
 Dort das Modell vom Faune mit dem Becken!
 Ein Mädchen, das nach Vorschrift des Pariser
 Tanzmeisters ihre Füße zierlich stellt,
 Glaub' ich vor mir zu seh'n, und nun gar dieser
 Apollo, welche Mißgeburt! — nein, Zunge,
 Zur Schmeichelei gab Gott mir nicht die Zunge,
 Drum sag' ich's grade dir heraus: nie wird
 Aus dir ein Künstler werden; lehr denn um,
 So lang es Zeit noch ist.“

Die Blicke stumm

Zu Boden schlug Ubaldo und stand verwirrt,
 Das Antlitz überflammt von hohem Noth.
 Und wieder anhub Jener: „Vor dem Tod
 Vertraute noch — oft hab' ich's dir gesagt —
 Dein Vater seinen letzten Wunsch mir an,
 Ein Krieger möchtest du, ein Reitersmann,
 So wie er selber, werden. Unverzagt,
 Ruhmvoll hat für die Freiheit unsrer Stadt
 In zwanzig Schlachten er gekämpft, geblutet.
 Wohlan denn! wenn den Meißel du entmüthet
 Bei Seite legst, so winkt ein Lorbeerblatt,
 Vielleicht ein voller Kranz, dir auf der Bahn,
 Auf welcher glorreich er und schon dein Ahn
 Und Aeltervater dir vorausgeschritten.
 Wenn ich dich auch zu zwingen nicht vermag —
 Denn mündig bist du — ernstlich doch dich bitten,
 Dir rathen will ich. Jeder Meißelschlag,
 Den du noch thust, ist, glaub, in Luft gethan;
 Für immer fahren laß darum den Wahn,
 Erringen könntest je durch Kunst du Ehre!
 Selbst lachen wirst du über dieses leere
 Machwerk, wenn erst verslogen ist dein Rauch;
 Jetzt eben in der Jugend voller Stärke
 Blühst du, ein Zwanzigjähriger; vertausch
 Die Bildnerei denn mit dem Waffenwerke!
 Vielleicht bald deiner können wir bedürfen,
 Denn schon hört man von feindlichen Entwürfen

Der Kaiserlichen, in die Tyrannei
 Der Medicäer wieder uns zu knechten;
 Da ist nicht Rettung, als wenn alle ächten
 Söhne der Väter, Alle, denen frei
 Und kühn das Herz schlägt, sich zum Kampf bereiten.
 Vom trefflichen Ferrucci wird ein Heer
 Schon Tag für Tag geübt zur Gegenwehr,
 Und vor der Stadt den Festungsbau zu leiten
 Ward mir vertraut. So rüste dich bei Zeiten,
 Daß du gewandt, das Schwert zu führen, sei'st.
 Wie freudig nicht wird deines Vaters Geist
 Herniedersehen, wenn er als Soldaten
 Den Sohn erblickt, wenn gar von deinen Thaten
 In seinen Himmel ihm die Kunde schallt! —
 Gehab dich wohl für heute, mein Ubaldo,
 Und glaube mir, aus treuem Herzen kam,
 Wenn auch in rauhem Wort, was ich gesprochen.“

2.

Von Unmuth halb bewältigt, halb von Scham,
 Blicke regungslos der Jüngling, wie gebrochen,
 Und konnte lange sich empor nicht raffen.
 Was er mit voller Seelenkraft geschaffen,
 Woran er sich vom ersten Strahl des Lichts
 Bis in die Nacht gemüht, es sollt' ein Nichts,
 Nur werth des Lachens sein? und eitel Dunst
 Sein hoher Traum, als Meister in der Kunst
 Einst dazusteh'n? „Vergebens denn geblannt
 Hat mir das Feuer der Begeisterung,
 Da Michel Angelo mich so verdammt?
 Allein ein Greis ist er, und ich bin jung,
 Und schau'n auf das, was Jünglinge gestalten,
 Nicht immerdar mißgünst'gen Blicks die Alten?
 Verkennet er nicht auch deshalb mich vielleicht,
 Weil seiner Weise meine Art nicht gleicht?“

So gingen ihm im Haupte die Gedanken,
 Doch wenn sein Geist auf einen Augenblick
 Sich aufgerungen, bald von Neuem sanken
 Die Schwingen dem entmütheten zurück.
 Schon durch den Erker in die Werkstatt hatten
 Gebreitet sich die Abenddämmer Schatten,
 Da auf die Locken drückt' er das Barett
 Und schritt hinaus, entlang dem Arnobett
 Und weiter auf den Platz der Signorie.
 Dort im Palast mit hangendem Balkone,
 Dem Bau des Brunelleschi, wohnte sie,
 Die hoch er hielt als aller Weiber Krone,
 Die schöne junge Wittwe, Aloise.
 Geschmückt für sie mit reichem Marmorfrise
 Hat er den Saal und, wenn beim Werk er war,
 Ließ sie ihr blaues Auge himmelklar
 Hold auf ihm ruh'n — so sah er bald die Klust
 Von ihm zu ihr vor seinem Blick verschwinden,

Und selbst die Hoffnung, ihr sich zu verbinden,
Schien ihm kein Traum mehr. —

Wie in Frühlingsluft
Gefang'ne, athmet aus der Herzensqual
Er auf, als er eintritt in ihren Saal
Und sich zwei Arme ihm entgegenbreiten.
Der Jüngling drückt Alwise an die Brust,
Und kurz erzittert, wie geschwungne Saiten
Vom Klange der Musik, sein Herz von Lust,
Doch bald sinkt er zurück in trübes Brüten.
„Freund! was umdüstert heute deinen Sinn?“ —
Fragt sie und führt ihn zu der Ruhbank hin,
Auf die ein Oleander seine Blüten
Aus einer Jaspisvase niederseht —
„Trüb scheint dein Auge von verhaltenen Thränen;
Was ist geschehen? hat dich wer gekränkt?
Vertrau's mir, daß ich stille deinen Harm!“
Er muß sich hin an ihren Busen lehnen,
Ihn sanft umschlingt sie mit dem weißen Arm
Und spielt mit seinen duftgetränkten Locken.
Da endlich ihr erzählt er, doch mit Stocken,
Wie ihn und all sein Streben, all sein Hoffen
Des Meisters Wort mit gift'gem Pfeil getroffen,
So daß er muthlos nur an Sterben denkt.
Doch sie lacht auf: „Und um den alten Prahler
Dich kümmerst du? Er meint, als Bildner, Maler,
Baumeister herrschen müß' er unumschränkt,
Ein König von Florenz. Wenn ganz verrenkt
Des Leibes Glieder sind, nicht zu den Füßen
Die Beine passen, noch zum Kopf der Rumpf,
Das rühmt er als der ächten Kunst Triumph,
Und wer es anders macht, der muß es büßen.“ —
Ihr in das Antlitz blickt der Jüngling groß:
„Du schmähst Italiens größten Genius?“ —
— „Nenn' ihn nicht also! roh und anmuthlos,
Nur für Barbarenseelen ein Genuß,
Sind die Gestalten, die er schafft; doch deine,
O mein Ubaldo, wie hold, wie süß, wie weich!
Wie zauberst du die Formen aus dem Steine
Und überschüttest ihrer jede reich
Mit Schönheitreiz! Und wenn ich gar erwäge,
Wie du schon Alle hinter dir gelassen,
So jung du bist, dann weiß ich kaum zu fassen,
Welch' höh're Werte deine Meißelschläge
Noch einst, wenn vollends deine Kunst gereift,
In's Leben rufen werden. Keiner nennen
Wird dann mehr den, noch seinen Namen kennen,
Der jetzt mit Schmähungen dich überhäuft.“

Die süßen Schmeichellaute einzufangen
Ward nicht der Jüngling müd; mit freierm Schlag
Hob wieder sich sein Herz, und in die Augen
Der Lieblichen, in deren Arm er lag,
Sah er zum ersten Male wieder heiter.
„Auch glaub das Eine mir“ — sprach Jene weiter —

„Neid ist's vor Allem, was den Alten treibt,
Auf das, was du geschaffen hast, zu schmäh'n!
Er weiß und fühlt es wohl, daß nichts ihm bleibt
Als deinem Siegeszuge nachzusehen,
Wenn weiter du verfolgst des Ruhmes Pfad.
Darum bring' ihm von seiner bösen Saat
Die Ernte heim und schütte so die Last
Des Unmuths ab! Seit lange schon verhaßt
Ist mir der alte grimme Demokrat,
Weil er zum Sturz der edlen Medici,
Die tückisch er der Willkürherrschaft zieh,
Den Pöbel von Florenz gestachelt hat.
In die Verbannung mußten, gleich so Vielen,
Auf seinen Antrieb meine Brüder ziehn;
Nun, zücht'gen werden sie mit Nächstem ihn;
Doch schon zuvor ihm einen Streich zu spielen,
Ist mir ein wahres Labjal. Höre nun!
Jetzt eben jubelt mit der Masken Schwall
Hin durch Florenz der munt're Carneval,
Und der Groß-Mogul tummelt mit Neptun
Und Arlechino sich im lust'gen Schwank.
Da soll zu Hohn und Spott des alten Narren
Ein Zug sich bilden und mit einem Karren
Von Platz zu Plage zieh'n. Auf jeder Bank
Des Wagens steht in grausiger Verrentung,
Wie er sie liebt, die Muskeln hochgespannt,
Ein tollverzerres Bildwerk seiner Hand,
Und vor dem Wagen, ihm zu größ'rem Kränkung,
Spottlieder singend, die der Hörer Ohr
Betäuben, geht ein Musikanten-Chor.
Du, mein Ubaldo, ordne solchen Zug!
Der jungen Freunde hast du ja genug;
Wenn ihr, Antlitz und Glieder marmorweiß,
In solche Statuen lustig euch verummunt,
Tragt ihr davon des ganzen Faschings Preis,
Und noch auf Wunde lang, glaub mir, verstummt
Nicht das Gelächter über diese Posse;
Ich selber leihe gerne die Karosse,
Die dazu noth.“ — „Nein,“ fiel Ubaldo ein,
„Mag schwer der Meister mich beleidigt haben,
Nicht dergestalt gleich ungerathnen Knaben
Will ich an ihm mich rächen — nochmals nein!
Doch daß ich alle Kraft zusammenraffe
Und immer Größ'res, immer Schön'res' schaffe,
Alwise, das soll meine Rache sein!“ —
„So ernst doch ist der Maskenscherz, bei Gott,
Nicht wie du glaubst! Und hat er solchen Spott
Nicht überreich verdient? Wenn dem Verdruß,
Den er dir angethan hat, Lust zu machen
Du selbst nicht Lust hast, schaffe den Genuß
Doch mir, Ubaldo! O wie werd' ich lachen,
Der Kurzweil zuzuschauen vom Altane!
Von jeher war ich Freundin solcher Schwänke,
Und sehe schon die lust'ge Karavane,
Wie ihr, verrenkt die Glieder, die Gelenke

Verdreht nach Michel Angelo's Schablone,
 Hin durch die Straßen fährt; ein Cicerone
 Steht neben euch und zeigt auf jedem Brette
 Die Statuen, in komischem Sonette
 Jedwede feiernd, und ein Weihrauchfaß
 Zu Ehren des modernen Phidias
 Schwingt vor dem Zug ein anderer Maskenträger,
 Indessen Buben, Sänger, Lautenschläger
 Jubelnd voranzieh'n — herrlich, köstlich das!
 Nein, diese Lust mir weigern darfst du nicht!
 Und wenn du mir nicht das Versprechen giebst,
 So muß ich glauben, daß du mich nicht liebst."

Noch lang, bis grauent schon das Morgenlicht
 Durchs Fenster einfällt, reden so die Beiden.
 Bis ihr zuletzt der Jüngling vor dem Scheiden
 Mit halbem Wort, was sie verlangt, verspricht.

3.

Ubaldo, in die Wohnung heimgekehrt,
 Sucht Schlaf, allein unsonst; zu mächtig gährt
 In seiner Brust der Zwiepsalt der Gefühle
 Und treibt hinaus ihn wieder in die Kühle.
 Unmuth, all das, woran er hochbegeistert
 Geschaffen hat, als Stümperwerk gemeistert,
 Verhöhnt zu seh'n als kindischen Versuch;
 Argwohn, daß Buonarrotti solchen Spruch
 Aus Reid gethan, wie Moise glaubt;
 Verlangen, sich für diese Schmach zu rächen;
 Dann Ehrfurcht vor des Meisters greisem Haupt
 Und wieder das gegebene Versprechen —
 Er kämpft und schwankt, wofür er sich entscheide,
 Und wie der Strauch des Winters auf der Haide
 Sich hin und her im Hauch der Stürme wirft,
 Die bald aus der Schlucht, bald aus jener brechen,
 So sein Gemüth. In durst'gen Zügen schlürft
 Er ein den Balsamhauch der Morgenfrische,
 Doch mehrt er ihm der Seele fieberische
 Erregung nur.

Hin an den Stromgeländen
 Des Arno irrend, auf ein Marmorstück
 Wirft er, ermüdet, sich zuletzt zurück:
 „Durch solchen Bubenstreich mich sollt' ich schänden?
 Hinweg, Versucherin! Mein Wort gegeben
 Dir hätt' ich? Listig und nach Widerstreben
 Nur halb entrangst du's mir.“

Indes in Brüten
 Er so am Ponto Vecchio sinnt und sinnt,
 Schon in den Gassen von Florenz beginnt
 Es sich zu regen, und, wie seinen Blüten
 Voraus der Lenz bereits im lauen Weh'n
 Des März die ersten Schmetterlinge sendet,
 So schickt der Fasching einzle Masken schon,
 Eh er in reicher Fülle sie verschwendet,
 Auf Plätz' und Straßen aus, und der Balkon
 Und jener wird mit Teppichen bedeckt.

Durch einer wohlbekanntem Stimme Ton
 Wird da Ubaldo vom Brüten aufgeschreckt.
 Blickt auf und sieht den jungen Grafensohn
 Ascanio Strozzi, dem sein Wappenschild
 Und Ahnenglanz und Reichthum minder gilt,
 Als die Palette, die er führt. „Gepriesen
 Mein gutes Glück“ — ruft ihm Ascanio zu —
 „Daß ich dich finde, denn von Moisen
 Werd' ich zu dir gesandt.“ — „Bei ihr warst du?“ —
 „Auftrag sie mir, mit Fresken eine Wand
 Für sie zu schmücken; just wollt' ich beginnen;
 Da von dem Schwank, der dir bereits bekannt,
 Mir sprach sie; schön'res läßt sich nicht erfinden!
 Es wird ein Fest für Götter! Komm! bei Zeiten
 Laß diesen Maskenscherz uns vorbereiten!
 Zu unsern Freunden hab' ich schon gesandt,
 Daß sie uns beisteh'n.“ Und ihn an der Hand
 Fortzieh'n will er; doch: „Solchen Bubenstreich
 Mir sinnst du an? Ich überlass' ihn euch,
 Wofern ihr euch nicht schämt“ ruft Jener aus.
 Allein von andern Jünglingen inzwischen,
 Die lachend sich in ihre Zwiepsprach' mischen,
 Sind beide schon umringt. „Bei mir zu Hans
 Hab' ich ein Mahl für uns bestellt; dort laßt
 Uns fröhlich sein; auch dich lad' ich zu Gast.“
 Spricht Strozzi weiter, während er am Arm
 Den immer zögernden Ubaldo faßt;
 Und schon in Faschingslaune wälzt der Schwarm
 Mit Jenem in der Mitte dem Palast
 Ascanio's sich zu. Eintraten Alle
 In die mit frischem Grün geschmückte Halle
 Und weiter in den marmorblanken Saal,
 Wo sich Festons und blumige Guirlanden
 Von Säule hin zu Säule duftend wanden
 Und leuchtend auf die Tafel, die zum Mahl
 Geschmückt war, durch die Kuppel der Rotunde
 Herniederzitterte des Himmels Blau.
 Dem Wirth gehorjam setzten in die Runde
 Die Gäste sich, und einen mächt'gen Pfau,
 Das köstlichste Gericht für Florentiner,
 Auf einer Silberplatte brachten Diener,
 Und Muscheln, an Gorgona's Felsgestaden
 Von Tauchern abgerungen den Najaden.
 Aus Bechern, d'ran von Benvenuto's Hand
 Gebildet Nereiden und Tritonen
 Sich haschen, gießen Weine wärm'rer Zonen
 Das Sonnenfeuer, das auf sie gebrannt,
 In alle Herzen, und des Frohsinns Töchter,
 Beschwingte Scherze, gaukeln mit Gelächter
 Von Mund zu Mund. Da mit dem Becher flirrt
 Zum Zeichen, daß man schweigen soll, der Wirth:
 „Vertheilen will ich nun der Rollen jede
 Für unsern Aufzug.“ Aber in die Rede
 Fällt ihm Ubaldo: „Immer noch der tolle
 Boshafte Plan? Ich spiele keine Rolle.“

D'rauf Jener weiter: „Zu gerechtem Grolle
 Gab Buonarotti dir doch Grund zumeist.
 Daß er dich nur den Damen-Sculptor heißt,
 Weiß ganz Florenz, auch daß er oft gemeint,
 In Zucker müßttest statt in Stein du meißeln;
 Und wer sich so dir zeigt als offnen Feind,
 Durch Spott vor Aller Augen ihn zu geißeln,
 Gewährt dir Labfal nicht?“ Ubaldo schweigt,
 Indeß der Wein, der Cyperus Strahlengluth
 Noch birgt in seiner Wellen gold'ner Fluth,
 Ihm sinnbewältigend zu Haupte steigt.
 Und neu anhebt Ascanio: „Den Ruin
 Der Künste bringt uns dieser alte Narr;
 Auf die Madonnen unfres Perugin
 Schmächt er, sie hätten ewig den Katarrh,
 D'rum das Gesicht verzögen sie zum Weinen —
 Als Muster gelten sollten nur die feinen,
 Zwitter von Mann und Weib, mit den verdrehten
 Gliedmaßen und dem hageren Leibe, d'ran
 Man selbst der Knochen kleinsten zählen kann!
 Ni's Wert nun! — Beppo, du spielst den Propheten
 Jonas, der rückwärts wie ein Trunkenbold
 Das Haupt wirft! Euch, Arrigo und Bartold,
 Geb' ich die Sklaven, die mit einem Beine
 Nach links, dem anderen nach rechts hin geh'n;
 Für dich, Pandolf, ist Moses ausersieh'n,
 Das Monstrum, das im Arme Kieselsteine
 Anstatt der Muskeln hat: Brunetto, du
 Stellst Bacchus vor, die grause Mißgestalt
 Mit aufgeschwemmtem Leibe; dir, Ubaldo,
 Theil' ich den ungeschlachten David zu,
 Die Ausgeburt von Ungeschmack und Schwulst;
 Ausstopfen wollen wir dir Glied an Glied
 Mit Wolle, bis zu einem großen Wulst
 Du wirst, der jenem David ähnlich sieht.“

Ubaldo schwankt noch, aber in ihm pulst
 Die Gluth des Weines, seine Schläfe pocht
 Von Unmuth über den gekränkten Stolz,
 Der fort und fort in seiner Seele locht.
 So endlich springt er auf und ruft: „Ihr wollt's,
 Wohlhan!“ und Alle treffen unter Leitung
 Ascanio's für den Zug die Vorbereitung.

4.

An Fenstern, auf Balkonen und Terrassen
 Dicht drängt sich Haupt an Haupt, und auf den Gassen
 Wie wogt und schwillt der bunte Mummenschanz!
 Poeten auf dem Haupt den Lorbeerkranz,
 Doctoren mit Perrücken und mit Brillen!
 Essenzen bietet, Elixire, Pillen

Mit Stentorstimme feil der Charlatan,
 Indessen auf ihn nieder vom Altan
 Ein weißer Hagel von Confetti stäubt.
 Dazwischen halt Geschnarr von Dudelsäcken
 Und Schall von Pfeifen, der das Ohr betäubt.
 Barbieri tragen auf dem Haupt ihr Becken,
 Im weh'nden Kleide gaukelt Columbine,
 Der Capitano suchelt mit dem Schwert
 In Lüften hoch — da auseinander fährt
 Die Menge rings; es klirren Tamburine,
 Dazwischen tönt Gelächter, Schall von Bechern,
 Und her auf laubbekränzten Wagen zieht,
 Evvira Baccio jubelnd und im Lied
 Den Weingott preisend, eine Schaar von Bechern.

Von Porta Pinti so zum Römerthere,
 Vom Ponte Vecchio nach Marie del Fiore
 Und nach dem stolzen Platz, auf den die Braut
 Des Michel Angelo herniederschaut*)
 Wälzt das Gewühl sich hin. Mit Mast an Mast,
 D'ran bunte Fahnen weh'n, ist der Palast
 Der Signorie umringt; dort um die Bogen
 Orgagna's schlägt das Fest die höchsten Bogen,
 Und fort und fort, je mehr der Tag sich neigt,
 Noch aus der finstern Seitengasse Enge
 Strömt's zu dem Platz heran und schwillt und steigt
 Zu immer höh'rer Fluth. Der Podesta
 Schaut vom Balkon herab auf das Gedränge;
 Auf einmal schallt ein Ruf: sieh da! sieh da!
 Und Bahn bricht sich ein Wagen durch die Menge,
 Nach dem sich stammend richtet jeder Blick.
 Befest — das ist der tollste aller Schwänke —
 Sind mit lebend'gen Statuen die Bänke,
 Davon der einen jedes der Gelenk
 Gebrochen scheint, der andern das Genick;
 Mit rechtem Arme stützt auf's linke Knie
 Der dritte sich — heraus kaum wieder finden
 Kann man sich aus der Glieder Irrgewinden —
 Und lautes Lachen schallt umher: „sieh! sieh!
 Von Michel Angelo sind das die Bilder,
 An eines jeden Fuße zeigen Schilder
 Zum Ueberflusse noch den Namen an;
 Adonis dort, die Mißgeburt, dort Moses
 Der seiner Muskeln Last kaum schleppen kann,
 Dort David! ja, in Wahrheit, solch monstroses
 Gebild ist er, solch schwamm'ges Ungethüm.“
 Und, wie der Wagen hinrollt, wälzt mit ihm
 Sich schallendes Gelächter durch die Schaaren
 Gedrängten Volks, und schmetternde Fanfaren
 Ertönen, und bei gellem Pfeifenklang
 Reißt lärmend eine Bande Possenreißer
 Mit Klappern, Knarren und mit Spottgesang
 Sich vor dem Zug.

*) Die Kirche Santa Maria Novella, für die Michel Angelo eine solche Vorliebe hatte, daß er sie seine Braut nannte.

Ubaldo, der als weißer
 Marmorloß, die Glieder aufgebauscht,
 Reglos dasteht, fühlt, wie schon nach und nach
 Der wirre Geistesstammel ihm verrauscht,
 Der ihn forttriß, als er zu Hohn und Schmach
 Des Meisters sich den Andern zugesellt.
 Ihm ist wie dem, der arge That verbrach,
 Und wie ein Chor von Höllenurien gelst
 Ihm vor dem Ohr des Volkes Hohngeschrei,
 Der Spießgesellen-Spottlied; eben da
 Am Signorie-Palast rollt er vorbei
 Und sieht zu seinen Häupten nah, ganz nah
 Den David Buonarotti's sich erheben,
 Wie ihn die Sonne untergehend eben
 Mit vollem Purpurglorienschein umflammt;
 Kaum wagt er aufzuschau'n, ihm ist als drohe
 Mit der erhobnen Schleuder ihm der hohe
 Göttliche Jüngling, um das Rächeramt
 Des Meister's an dem Frevler zu vollzieh'n.
 Nur weiter, weiter! aber rings um ihn
 Drängt sich so dicht das Volk, daß nicht mehr Bahn
 Dem Wagen bleibt; und, während ihm verwirrt
 Der Blick bald hierhin und bald dorthin irrt,
 Glaubt er zu schau'n, wie drüben vom Altan,
 Von eines jungen Mannes Armen traut
 Umschlungen, Moise niederschaut.
 Und schärfer blickt er zu! ja, er erkennt:
 Ascanio, kein And'rer, ist der Mann;
 Zu ihr zu eilen, als der Zug begann,
 Hat von den Andern er sich getrennt. —

Reglos nach ihm hinstarrt Ubaldo; er fühlt,
 Zurück in jähem Strome schießt sein Blut.
 Nun zu dem Allen, was sein Herz zerwühlt,
 Das Letzte noch, betrog'ner Liebe Wuth!
 Wie Einer, den des Himmels Blitz erschlagen,
 Stürzt sinnberaubt er nieder in den Wagen.

5.

Der Jüngling ward in Hast von den Gefährten
 Durch das Gewühl in sein Gemach getragen,
 Sie aber, nur der Kurzweil denkend, kehrten
 Zur Faschingslust zurück. Und so seit Tagen
 In hoher Gluth des Fiebers liegt Ubaldo,
 Vom Diener Carlo, der zu seinen Häupten
 Am Lager dasitzt, sorglich-treu gepflegt.
 Bewußtlos ist er, und wenn im betäubten
 Gehirne halb sich ihm Bewußtsein regt,
 So irrt bald die bald jene Mißgestalt
 An ihm vorbei; bald mit verzerrten Zügen
 Starrt Moise ihm in's Antlitz kalt
 Und fragt: was trauest du auch meinen Lügen?
 Bald Michel Angelo glaubt er zu schauen,

Dem zornig unter seinen hohen Brauen
 Das Auge flammt; d'rauf wiederum hallt wilde
 Musik ins Ohr ihm, und bei dem Getöse
 Sieht er sich seiner eig'nen Kunst Gebilde
 Die Götter des Olymp, im Tanze dreh'n
 Und hört sie lachen: Ei, wir sind doch schön!

Einft, als es morgenhell im Stübchen ward,
 Zerrann die Nacht, die seinen Geist umwoben;
 Zum ersten Male, matt das Haupt erhoben,
 Mit klarern Augen schaut er auf. Was starrt
 Und starrt er unverwandten Blickes so?
 Er ist's, ja es ist Michel Angelo,
 Der neben ihm am Lager sitzt. Den Blick
 Des Meisters nicht ertragend, wirft der Kranke
 Erschrocken auf das Kissen sich zurück;
 Ihn mahnt sein erster, dämmernder Gedanke
 An seine Schuld; er glaubt, das Strafgericht
 An ihm vollziehen wolle Jener, deckt
 Mit beiden Händen sich das Angesicht
 Und liegt von Neuem reglos hingestreckt.

Ein Tag und eine Nacht flieh'n abermals;
 Da wiederum den Schein des Morgenstrahls
 Fühlt er belebend in sein Antlitz blitzen,
 Fühlt in der seinen ruhen eine Hand,
 Schaut auf und sieht an seines Bettes Rand,
 So wie zuvor, den Buonarotti sitzen:
 „Glückauf, mein Sohn! die Krankheit ist gebrochen;
 Viel Sorge trug ich deinethalb seit Wochen.“
 Noch starr, nachdem der Alte so gesprochen,
 Liegt erst Ubaldo; Verzeihung flehend dann
 Die beiden Arme streckt er ihm entgegen.
 „Was meinst du, Sohn?“ — hebt Jener wieder an —
 „Von deiner Kindheit an auf allen Wegen,
 Du weißt es ja, dir wünsch' ich Heil und Segen.“
 Und schluchzend auf des Meisters Rechte preßt
 Der Jüngling seinen Mund mit heißen Küssen
 Und neigt sie mit des Auges Thränengüssen.
 Zuletzt allein mit seinem Diener läßt
 Ihn Buonarotti: „Ruhe thut dir noth;
 Mich wieder wirst du seh'n bei'm Morgenroth.“

Und in der Frühe, als sein Schlummer weicht,
 Gewahrt der Jüngling, wie mit leichtem Tritte
 Der Meister wieder an sein Lager schleicht,
 Fühlt, wie er freundlich ihm die Rechte reicht,
 Und hört ihn sprechen: „Mein Ubaldo, ich bitte,
 Sei nicht erzürnt, wenn ich dir wehe that;
 Oft rauh sind meine Worte — Jeder hat
 So seine Art — zu Herzen dir vielleicht
 Nahmst du zu tief, was ich gesprochen habe,
 Doch glaube mir, gut war's von mir gemeint!
 Daß nur gering mir deine Künstlergabe
 Bedäucht, mußst' ich dir sagen als dein Freund.“

Allein dir hängt einmal daran der Sinn;
So sei's! gieb ganz der Bildnerei dich hin!
Vielleicht zu Höherm auch durch stetes Ringen,
Als ich gedacht, kannst du empor dich schwingen."

Leuchtenden Blicks schaut ihn der Jüngling an;
Noch ruht auf seinem Mund des Schweigens Baun;
Doch heißen Danks, da ihm versagt das Wort,
Will er zu Buonarotti's Füßen sinken;
Da mahnt der Meister ihn mit ernstem Winken,
Auf seinem Pfühl zu bleiben und fährt fort:
„Bald ganz, mein Sohn, dem Himmel sei's gedankt,
Wirst du genesen sein; in Carlo's Hut
D'rum lassen kann ich dich. Seit du erkrankt,
Vor vieler Arbeit hab' ich kaum geruht,
Und nun mein Werk in der Lorenz-Capelle
Glücklich vollendet, muß ich Festungswälle
Am Pinti-Thore, Schanzen bau'n und Thürme,
Denn wider uns heran zieh'n schwere Stürme.
Schon naht das Heer des Kaisers, das mit Tod
Die Freiheit uns'rer theuern Stadt bedroht;
Allein bald wird der Eingang jedes Thors
Umstarrt von Pallisaden sein und Forts,
Der Boden allumher von Minen hohl;
Dann komme nur der Feind! — Ubaldo, leb wohl!"

6.

In schnellerem Genesen Tag für Tag
Und frischer Kraft aufblüht der Jüngling nun;
Sein Herz thut immer höher'n, höher'n Schlag
Und läßt ihn kaum noch auf dem Lager ruh'n.
Der vielgeliebten Kunst zurückgegeben,
Verjöhut fühlt er auf's Neue sich dem Leben.
Wohl die Erinnerung an Alwise legt
Noch über seine Stirne düst're Falten,
Doch sagt er sich: „die Sinne, tief erregt,
Vielleicht nur täuschten mich durch Truggestalten,
Und seh' ich sie, so wird sich Alles klären,
Daß ich sie selber wegen meines leeren
Argwohnes um Verzeihung bitten muß.“
So eilt er, aufgerafft von seinem Pfühl,
Hinans zur Thür in plötzlichem Entschluß
Und weiter längs des Stroms. O im Gefühl
Erneuter Stärke, wie so frisch, so frei
Hebt sich der Odem ihm im Hauch des Mai,
Der eben her von Bellosguardo's Hügel
Lauächelnd weht! Er stürmt, als hätt' er Flügel,
Zu der Geliebten Haus und pocht an's Thor;
Da von des Pförtners Mund schallt an sein Ohr
Die Kunde: „Graf Ascanio Strozzi hat
Mit Donna Alwise sich vermählt;
Auf eine Villa nun am Meerestad,
Die sie zum Sommerstze sich gewählt,

Sind sie gereift.“ Wie von des Blitzes Strahl
Getroffen, starrt Ubaldo bei der Kunde;
Bewußtlos taumelnd dann von dem Portal
Stürzt er hinweg; die Häuser in der Runde
Dreh'n sich um ihn, den Boden fühlt er schwanke,
Und zuckend, wie in unterird'scher Höhle
Schlagende Wetter, schießen Irrgedanken
Hin durch das tiefe Dunkel seiner Seele.
Schon nachtet's; selten, immer felt'ner halbt
Ein Fußtritt von des Plages mächt'gen Quadern
Zurück, vom Apennin her weht es kalt;
Doch er, dem siedend heiß durch alle Adern
Das Blut dahinkrollt, achtet dessen nicht
Und wirft sich nieder zu des Perseus Füßen,
An Aloisens Fenster das Gesicht
Noch fort und fort gebannt. „Sie soll mir's büßen,
Ja Rache, Rache!“ ruft's in ihm, „nie solch
Gericht noch soll die Welt gesehen haben,
Wie es an der Verrätherin mein Dolch
Vollstrecken wird.“

In Schlaf und Traum begraben
Liegt schon die Stadt, als er noch Plan auf Pläne
Im Geiste wälzt; wie tief die Schlucht auch gähne,
Wie fern der Strand sei, wo sie sich geborgen,
Racheiten will er ihr und schon vor Morgen
Aufbrechen zu der Fahrt. So, wie er sinnt
Und sinnt, zuletzt in wüsten Traum zerrinnt
Das Denken ihm. Alwise, ach Alwise!
Die Worte dumpf noch haucht er in den Wind,
Dann sinkt bewußtlos auf des Bodens Fliese
Das Haupt ihm hin.

Vom Morgenlicht geweckt,
In dessen Strahle sich der Riesenschatte
Von Buonarotti's David weithin streckt,
Erhebt Ubaldo sich von der kalten Platte,
Auf der er lag; noch wie im Wirbel kreist
Alles, was er erlebt, vor seinem Geist
Und dünkt ihn fast ein Bild vom Fieberwahn
Erzeugt, ein nächt'ger Spul. Dann nach und nach
Von Neuem wird in ihm der Racheplan
Mit der Erinnerung des Gescheh'nen wach;
Und doch, ein Schwanken kommt in den Entschluß,
Nicht gleich aufbrechen kann er zu der That;
Daß er zu Buonarotti eilen muß,
Der ihn vom Grabesrand gerissen hat,
Sagt ihm sein Herz; und als er so den Pfad
Zum Pinti-Thore schreitet, nimmt er wahr,
Wie hier und dort das Volk sich gruppenweise
Zusammendrängt. Vorbei an einer Schaar,
Die sich um einen Redenden im Kreise
Gesammelt hat, kommt er und hört, wie schon
Her von Bologna durch den Apennin
Die Kaiserlichen und die Spanier zieh'n
Und mit Belagerung Florenz bedroh'n,
Es neu zu schmieden in's verhaßte Joch;



ges. v. Fritz Roeder.

K. v. Dmitrieff-Orenburgskay 184.

Ubaldo Lupo.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Das Heer Ferrucci's, so vernimmt er noch,
 Sei ihnen halb gewachsen kaum an Stärke;
 Und weiter fragt man, ob die Festungswerke,
 Die Buonarotti leitet, auch der Macht
 Der Feinde trogen können; doch sein Ohr
 Nur hört, sein Geist hat kaum der Rede Acht,
 Und vorwärts eilt er auf dem Weg zum Thor,
 Wo er den Meister anzutreffen denkt.
 Da, als er eben auf dem Gang vorbei
 Am Platz von St. Lorenz die Schritte lenkt,
 Zu seiner Seite reden hört er Zwei:
 „Vollendet auf der Medicäer Grab
 Steh'n nun die Bilder Michel Angelo's;
 In keinem Werk noch, das der Welt er gab,
 Hat er so herrlich sich gezeigt, so groß.“

Nicht widerstehen kann bei diesem Worte
 Ubaldo; und wär's für einen Augenblick,
 Selbst muß er schau'n des Meisters Meisterstück.
 Da, als er eingetreten durch die Pforte
 Von St. Lorenz und in die Grabkapelle, —
 O ungeahnte Herrlichkeit um ihn!
 Bewältigt steht er da, und hinzuknie'n
 Ihn zwingt's, wie in des Morgens Dämmerhelle
 Die Bilder Buonarotti's von den Wänden
 Urweltlich groß auf ihn herniederchauen.
 Von Menschen nicht, nein von Titanenhänden
 Aus Felsen sind die mächtigen gehauen,
 Und ein Titanengeist hat sie geboren!
 Wie ruht sie dort, in dunkeln Traum verloren,
 Die alte Nacht, die, kaum dem Weltabgrunde
 Entstiegen, das Geheimniß aller Dinge
 In starrer Brust verschließt! Es ist, als ringe
 Mühsam ein Odem sich von ihrem Munde,
 In dem das erste Leben kämpft mit Tod.
 An ihrer Seite auf dem Sarkophag
 Halb aufrecht blickt der erstgeborne Tag
 Dem jungen Licht entgegen und bedroht
 Die Finsterniß, die noch mit ihren Falten
 Ihn zu umschlingen trachtet — in der Ferne
 Bei'm Zitterlichte untergeh'nder Sterne
 Schaut er, wie Länder, Meere sich dem alten
 Chaos entwinden — o! noch nie ein Andrer,
 Nur Dante hat, der gotterfüllte Wand'rer
 Durch Höll' und Büßungswelt und Himmelreich,
 Im Dichtungsturm zu Werken, diesen gleich,
 Sich aufgeschwungen —

Und rings an der Wand

Die andern hehren Bilder! hier Aurora,
 Die aus den Locken über Meer und Land
 Den Morgen schüttelt, während ihre Hand
 Den Vorhang lüftet an des Tages Thore —
 Die Abenddämmerung dort, so schwermuthvoll,
 Wie wenn sie der Campagna Tempeltrümmer
 Umleuchtet mit dem letzten matten Schimmer. —
 Ubaldo weiß nicht, wohin er schauen soll,
 Kaum fassen kann er all die Herrlichkeit
 Der neuen großen Welt, die ihn umfängt;
 An diesem Bild bald, bald an jenem hängt
 Sein Auge staunend; doch, als ob entweicht
 Durch seinen Blick so Göttlich-Hohes würde,
 War ihm zu Sinn; es wucherte die Bürde
 Der Schuld auf seiner Brust mit Centnerlast.
 Noch einmal sah er auf; dann schnell gefaßt
 Aus der Kapelle und aus St. Lorenz
 Forteilend durch die Straßen von Florenz,
 In seine Werkstatt trat er festen Schritts
 Und schlug mit eines wucht'gen Hammers Rücken
 Die Bilder all, die er geformt, zu Stücken,
 Bis, wie zerschmettert von des Himmels Blitz,
 Am Boden lag, was irgend er geschaffen,
 Ein Wust zerstörter Statuen und Büsten.

Drauf von der Wand nimmt er des Vaters Waffen,
 Geht, sich von Haupt zu Fuß in Erz zu rüsten,
 Am Ponto Vecchio noch zu einem Schmied.
 Schnürt sich in Panzermaschen jedes Glied
 Und eilt an's Nordthor, wo von einer Schanze
 Den Bau der Festung Buonarotti leitet.

Der Meister sieht verwundert, wie mit Lanze
 Und Helm zu ihm heran ein Jüngling schreitet,
 Und will kaum seinen Augen traun, so fremd
 Erscheint er ihm. „Ist's möglich, mein Ubaldo,
 Als Krieger du im eh'rnen Panzerhemd,
 Das Schwert des Vaters um den Leib geschnallt?
 Komm an mein Herz!“ Und ihn mit Ungestüm
 Will er umarmen; doch in's Angesicht
 Dem Greis zu schauen wagt der Jüngling nicht;
 Auf Knieen hin zu Füßen sinkt er ihm
 Und küßt die Hand dem hohen Angelo
 Und liegt stumm, ohne Regung lange so.
 Dann stürmt er zu Ferrucci's Heere fort,
 Das bei Pistoja sich der Feindesmacht
 Entgegenstemmt; und tapfer kämpfend dort
 Gefallen ist er in der ersten Schlacht.

Max Schaffrath in Bedburg bei Köln.

Zwist und Versöhnung. —

Aus leichtem Anlaß ward ein leichtes Schmollen,
Das immer düst'rer seine Häden spann,
Bis tiefer Unmuth Uebermacht gewann,
Weil wir im Innern mit uns selber grollen.
Wir prunken schmerzlich nun mit festem Wollen,
Und ob das Herz fast im Geheimen bricht:
Wir achten seine stummen Bitten nicht;
Es dünkt uns groß und männlich, zu entsagen,
Im stolzen Troß das Schwerste zu ertragen.

So war es mir. Ich ging an ihr vorüber
Unruhig, aufgereg't und scheinbar kühl;
Zwar oft genug, bemeistert vom Gefühl,
Schlich sich ein flücht'ger Blick zu ihr hinüber.
Doch, was er wahrnahm, stimmte mich nur trüber;
Sie saß so still, die Augen niederwärts,
Die Miene ruhig ernst, kein Zug von Schmerz,
Und sah sie auf, mein schien sie nicht zu achten,
Gleichgült'ges nur gleichgültig zu betrachten.

Die Probe kam. Es galt ein kurzes Scheiden.
Nicht vor mir selber wollt' ich's klar gesteh'n
Und such', als sei Willkommenes mir gescheh'n,
Den schweren Muth in Lustigkeit zu kleiden,
Auch ein Begegnen mocht' ich gern vermeiden;
Doch trieb's mich um, wie durch geheimen Zwang,
Trepp' auf und ab — da auf dem obern Gang,
Halb offen stand die Thür — sie war alleine
Und kniete regungslos vor ihrem Schreine.

Ich sah es nicht, doch schien sie still geschäftig,
Ihr vorgebeugtes Köpfschen war versteckt
Und blieb es auch: sie ward nicht aufgeschreck't,
Als meine Tritte hallten nah und kräftig.
Sei ruhig, Herz! was pochst du gleich so heftig?
O, sie erkannt' uns! — Doch du willst: es sei!
Zum zweiten Male schritt ich laut vorbei
Und stieg in Unmuth dann die Stufen nieder —
Und lehrte doch — zum dritten Male wieder.

Was ist mit ihr? Noch immer ohne Regung?
Und unvermuthet stand ich vor ihr da.
Ich wußte selber nicht, wie mir's geschah;
Denn mir gebrach die Ruh der Ueberlegung.
Mit schwankem Laut tiefinnerster Bewegung
Haucht' ich gedämpft ein Lebewohl hervor.
Drauf hob sie langsam, schweigend sich empor
Und wandt' — o Gott! von Purpur übergoßen
War ihr Gesicht, und stumme Thränen flossen.

Da schlang' ich — nein, es war ein stürmisch Pressen:
„O du, mein Herz!“ — und Ruß verrann in Ruß.
„O, daß ich so mich wiederfinden muß!
Wie war ich doch so thöricht und vermessen!
Sprich, kannst du das und willst du mir's vergessen?“
Ihr Köpfschen neigte sich auf meine Brust,
Und in mir wogt' ein Meer von Weh und Lust.
Dein sichres Glück — so klang's in meinem Herzen —
Wie prüf' es mehr durch selbstgeschaffne Schmerzen!

Pauline Schanz in Dresden.

Johanna Gray.

Sagend nur mit bangem Schrecken,
Wagtest du die Kinderhand
Nach dem goldenen Reif zu strecken,
Den das Schicksal dir gesandt!

Sagend nach dem stolzen, düstern
Thron von England schrittst du hin,
Nicht nach Ruhm und Glanze lüstern,
Arme, junge Königin!

Sturmgewitternd kommt's gezogen,
Englands weites Reich hindurch,
Und des Aufruhrs blut'ge Wogen
Donnern an die Königsburg:

Steig' hernieder, steig' hernieder! —
Thränenlos vom goldenen Thron
Wärst du ohne Murren wieder
Zu die Einsamkeit entfloh'n;

Doch in dunkle Kerkergründe
Mußt' der Rache Sturm dich weh'n;
Warum Buße, wo nicht Sünde,
Warum Blut, wo kein Vergeh'n?

Langgezogene Todeschauer,
Marter, Angst und Kerkerpein;
In dem Schreckensbuch des Tower
Steht dein Name engelrein.

Als, ein Grausen allem Volke,
Unter'm Beil dein Leben wich,
Ballte eine rothe Wolke
Ueber Englands Himmel sich.

Wer's vermag, entweiche, fliehe! —
Daß dich, Lillie, sie zertrat,
War der blutigen Marie
Erste, blut'ge Königsbat.

Genug.

Hoffe nicht, daß stetes Glück
Dir hier sei gegeben,
Doch ein sel'ger Augenblick
Ist genug für's Leben.

Schwimmt auf diesem Kelch voll Leid,
Der uns hier beschieden,
Nur ein Tropfen Seligkeit,
Sei damit zufrieden.

Halt' ihn fest dein Leben lang,
Diesen Tropfen Wonne,
Daß er dir den bittern Trant
Bis zum Tod durchsonne.

Steten Glückes Vollbesitz,
Keinem ist's gegeben,
Doch ein kurzer Wonneblick
Zuckt durch jedes Leben.

Warst du froh ein einzig Mal,
Laß durch Reu und Grämen
Der Erinnerung Sonnenstrahl
Nie dir wieder nehmen.

Ernst Scherenberg in Elberfeld.

An Emanuel Geibel.

(Antwort auf das im vorliegenden Bande befindliche Gedicht Geibel's: „Im Spätherbstlaube“.)

Dein Leben steht „im Spätherbstlaube“ —
Doch liegt's auf ihm wie Frühlingschein,
Und deines Liedes goldne Traube
Reißt noch, wie einst, uns Götterwein.

Noch lauschen deines Sang's Accorden
Wir froh und wünschen fern den Tag,
Wo uns dein letzter Gruß geworden
Und trüb' verstummt dein Harfenschlag.

Dem Sänger, der an Deutschlands Wiege
Prophetisch sang vom neuen Reich,
Ihm heut nach stolz errungnem Siege
Sein dankbar Volk den Lorbeerzweig.

Kein flücht'ger Rausch hat uns verbunden.

Kein flücht'ger Rausch hat uns verbunden,
Nicht in des Glückes Blüthenzeit
Hat Lieb' zu Liebe sich gefunden:
Uns einte tiefstes Herzensleid.

Der gleiche Schmerz, die gleiche Trauer,
Unmerklich knüpften sie das Band:
Es wehte uns mit leisem Schauer
Still segnend eine Geisterhand.

Sturmvogel.

Schon kreischt und flattert die Möve —
Der Schiffer sieht's auf der Wacht,
Und fester umtrampft er das Steuer,
Er weiß, es giebt Sturm zur Nacht.

Sturmvogel, schwir'n mir Gedanken
Unheilverkündend durch's Hirn —
Siehst's Leid? — sei's männlich getragen!
Mühen biet' ich dem Sturme die Stirn!

Max Schlierbach in München.

Theophanie.

St wenn ich einsam träume, da nahet mir
Mit leisem Gruße fürstlicher Gäste Schaar:
Mit königlichen Schritten wallen
Göttergestalten herau und Helden.

Sie künden viel mir hoher Geheimnisse,
Vergangnes viel, und Vieles des Künftigen;
Es nezt in goldner Schale schäumend
Sterbliche Lippen der Trank der Götter.

Wer so begnadet ward von den Himmlischen,
Den warne stets das Schicksal des Tantalos,
Daß zu Verschweigendes nicht frevelnd
Ihm die entzügelte Zunge rede.

Als jener voll des Weins beim ird'schen Mahl
Den Rathschluß Zeus' verkündete, höhnten ihn
Die Menschen, und ein Blitz Kronions
Warf ihn hernieder zur Nacht des Okeanos.

Kunst und Mitwelt.

Was du, Muse, verleihst, ach! ich ein Köstliches;
Sparjam theiltest du's aus, seit dein Hellenenvolk
Zu den Schatten dir ging, jenes Gefühl der Form,
Welches mit Kraft Anmuth paart.

Dem seit Sophokles sang, Vieles erfuhr der Mensch;
Ihm verbleichte der Kranz, der ihm das Haupt umschlang,
Sammt der Locke; die einst jugendlich glatte Stirn
Hat ihm die Zeit tief durchfurcht.

Nicht des freien Gemüths frohe Gestaltungen
Freu'n ihn, sondern er baut neu an dem Babelthurm,
Den ein Gott ihm zerstört; aber nun wehret dem
Sterblichen kein Blitzstrahl mehr.

Längst dahin ist die Zeit, wo zu der Lyra Klang
Stein an Stein sichgefügt; denn es verstummt das Lied
Vor dem erznen Getöse tausenden Hammerschlags,
Der durch die Luft rastlos hallt.

An Fortuna.

Nicht mit reizvoll lächelndem Munde, Göttin,
Tratest einst du hin zu des Sängers Wiege,
Gabst ihm nicht die schmeichelnde Rede, welche
Herzen gewinnt;

Nicht den leicht hingleitenden Sinn verliehst du,
Der da sorglos jeglichen Becher schlürft,
Wenn zum Trunk ihn reichet die schnell entschwundene
Flüchtige Hore.

Doch du gabst mir reichen Ertrag, Fortuna,
Gabst des Liedes ehernen erusten Klang mir
Und ein Herz, ausdauernd in Leid und standhaft
Glühend in Liebe.

Karl Schönhardt in Stuttgart.

Winterhochzeitlied.

Grau verhüllt sind Wald und Wiese,
Starr und stumm ist's überall;
Nur bei Dichtern schlägt um diese
Frühe Zeit die Nachtigall.
Noch auf übereisten Stegen
Liegt der winterliche Bann;
Aber, seht! auf euren Wegen
Brach ein reicher Frühling an.

Frühling ist's, der sich erneute,
Weil er in euch selber blüht,
Und ihr fühlt sein Weh'n, das heute
Euch im Innersten durchglüht:
Glücklich, daß auf Winterwegen
Ihr ihn aus euch selbst erschuft,
Diesen vollen Blüthenregen,
Der euch zu genießen ruft.

Und so seid ihr denn im Lenze,
Ob's noch wintert ringsumher:
Hier sind Blumen, hier sind Kränze,
Und so ist kein Winter mehr!
Nebel, die das Thal erfüllen,
Flockensaat, die draußen fällt —
Machtlos sind sie, zu verhüllen
Eure unbewölkte Welt.

Und die Sonne kommt gezogen,
Die in tausend Flammen schlägt,
Während euch auf stolzen Wogen
Der Empfindung Welle trägt.
Wie euch hebt und senkt die Welle,
Wechselt Nacht und Sonnenschein:
Lenz und Herbst, und Sturm und Helle
Ist in eurer Brust allein.

Darum scheint so rosigmilde
Euch der graue Wintertag,
Darum über'm Eisgefilde
Schmettert's euch wie Lerchenschlag.
Und von Grün sind rings die Auen
Und von Blüthen überweht,
Und die trüben Himmel blauen,
Wenn ihr euch in's Auge seht.

Jedes in des Andern Blicke
Sieht sein Dasein schön ergänzt,
Und die schwankenden Geschicke
Scheinen dauernd, fest begrenzt.
Eines bleibt bis an's Ende,
Dauert aus im Zeitenschwung,
Ob sich Alles wandle, wende:
Liebe hält die Herzen jung.

Josef Schrattenholz in Bonn.

Das böse Schweigen.

Es war ein Knabe an dem Rhein,
Der hatt' ein feines Schädelein,
Er liebt' das Mägdelein sieben Jahr —
Wußt' doch nicht, ob's sein eigen war.
Du böses Schweigen!

Blau war ihr Auge, treu sein Sinn,
Er liebte sie, sie liebte ihn;
Sie liebt' ihn, wie ihr Augenlicht,
Und wußten's dennoch Beide nicht.
Du böses Schweigen!

Und als die sieben Jahr' herum,
Der Knabe schnürt' sein Ränzle um
Und nahm den Wanderstab zur Hand,
Er mußte ziehn in's ferne Land.
Du böses Schweigen!

Und als er schritt zum Thor hinaus,
Feinstliebste stand vor ihrem Haus,
Und als er seinen Gruß ihr bot,
Da wurden ihre Auglein roth.
Du böses Schweigen!

Und als er drückte ihre Hand,
Da hat sie trüb sich abgewandt,
Doch als er ihren Namen sprach,
Sie stumm in seinen Armen lag.
Du böses Schweigen!

O böses Schweigen, stumme Qual,
Nun sei bedankt vieltausendmal!
Hast du mein Glück auf lang versenkt —
Jetzt hast du's ewig mir geschenkt!
Du böses Schweigen!

Was liegt mir an der Trauerzeit!
Im Arm ruht mir mein' Seligkeit,
Und ehe wir uns trennen,
Muß Himmel und Erd' verbrennen!
Du böses Schweigen!

Die Traube bin ich, du die Sonne.

Die Traube bin ich, du die Sonne,
Das heiße Sommer Sonnenlicht.
Gereift an dieses Lichtes Wonne,
Harr' ich des Winzers, der mich bricht.

Der Winzer mein, das ist der Tod.
Die Zeit ist da, den Wein zu pressen —
Die Traube ist so reif, so roth,
Der Winzer wird sie nicht vergessen.

C. Schultes in Wiesbaden.

Kein Vergessen.

Es geht die alte Sage
Von einem tiefen See,
In den Carolus magnus
Verfenkt sein Herzensweh.

Er warf den Ring der Liebsten
Wohl in die blaue Fluth,
Vergessen wollt' er finden,
Wenn der am Grunde ruht'. —

Doch all' die Wellentreife,
Die jener Ring gemacht,
Sie stuthen zitternd rückwärts
Bis an das Ufer sacht';

Sie wallen nach dem Alten
Im luft'gen Wellenmeer,
Und zieh'n mit Geisterklängen
Zum ersten Ring ihn her.

Und blickt' zum See er nieder
Bei holdem Sonnenschein,
Da ward ihm jeder Tropfen
Zum gold'nen Ringelein.

Ein jeder Ring der zeigte
Ihm der Geliebten Hand,
Bis tausendfach auftauchend
Die Holde vor im stand.

So mußt' auch er erfahren,
Zu all' und jeder Frist:
Daß treuer Lieb' vergessen,
Wohl keinem möglich ist!

Wenn meine Sterne niedergehen.

Wenn meine Sterne niedergehen,
Wenn müd' mein Haupt zur Ruhe sinkt,
Laß' Schicksal, eh' die ewige Nacht mir winkt,
Noch einmal mich vereint die Lieben sehen.

Ein letzter Gruß,
Ein letzter Kuß —

Dann mag die Seele sanft verwehen!

Nicht bangen soll mir vor dem Scheiden
Von dieser einzig-schönen Welt;
Es war mit Lieb' mein Lebensweg umstellt,
Und Mancher konnt' mein stilles Glück beneiden!

Doch Haß verfliegt,
Die Liebe siegt,

Sie wird mich auch im Tod' nicht meiden!

So öffne deine weichen Arme
Du Mutter Nacht, der ich entsproß —
Ich sah das Licht, und ihre Strahlen goß
Die Sonne über mich, die lebenswarme!

Ich hab' gewacht,
Mich müd' gedacht,

Will sanft nun ruhen vom Gedanken-Schwarme!

Fr. Kav. Seidl in Neuburg a. d. Donau.

Abschied.

Sie hat noch Blumen ihr gegeben,
Als er zum Abschied vor ihr stand, —
Ein Abschied war's von seinem Leben,
Der letzte warme Druck der Hand.

Sie hat sie lächelnd mitgenommen
Die Rosen und Bergknechtchen.
Doch daß ein Weh sie überkommen,
Verrieth kein Zug im Angesicht.

Die Blumen nahm der Tod zum Raube,
Ihr Leben war so kurz und karg;
Vergessen liegt im Straßenstaube
Die Ros', die seine Thräne barg. —

Jetzt hat die Ferne sie geschieden,
In Sehnsucht er daheim sich kränkt,
Doch leise auch durch ihren Frieden
Geht manch' ein Klang, der an ihn denkt.

Und länger selbst, als sie vermuthet,
Lebt die Erinnerung in ihr fort,
Und oft durch ihre Seele stuthet
Sein Bild und jenes traute Wort,

Daß er ihr heimlich noch gegeben,
Als er zum Abschied vor ihr stand, —
Ein Abschied war's von seinem Leben,
Der letzte warme Druck der Hand.

Waldsagen.

Nun tiefgeheim die Wipfel rauschen,
Will fern ich von der Welt, so laut,
In frohbeglückten Stunden lauschen,
Was mir der stille Wald vertraut.

Bald ist's ein reizend Liebesmärchen
Aus einer alten, alten Zeit,
Von einem lang verwunsch'nen Bärchen,
Das ein beglückter Spruch befreit.

Bald sagt er mir von einer Rose,
Die, ach, nach einer kurzen Lust,
Versteckt und ungeliebt im Moose,
Und ungeliebt verblühen muß;

Bald bringt das Rauschen seines Windes
Mir eine holde Sage zu
Vom Angedenken eines Kindes,
Das also lieb und schön, wie du!

August Silberstein in Wien.

Raschle, dürres Laub.

Raschle, dürres Laub und raschle,
Tanze freihend mir zu Füßen;
Einen Frühling, einen Sommer
Konntest du die Welt begrüßen.

Nun zum Herbst mußst du scheiden,
Und du klagest dein Zerfallen,
Möchtest dich noch einmal heben
Und im Sterben lichtvoll wallen.

Manchen Frühling, manchen Sommer,
Manches Welken konnt' ich sehen —
Muß ich doch, trotz Klagen, Sauchzen,
Selbst ein welkend Laub, vergehen!

Späte Erfüllung.

Sie sind durch's Leben gegangen,
Getrennt, geschieden,
Zwei Herzen von Lieb' umfangen,
Von Glück gemieden.

Und nur in Träumen vermochten
Sie sich zu finden —
Sie sahn sich glücklich umflocken
Von Kranzgewinden.

Als ihrem Lebensherde
Das Feuer verglommen,
Hat eines Friedhofs Erde
Sie aufgenommen.

Der Epheu auf ihren Hügel
Hat fortgerungen —
Vieß sich nicht halten noch zügel,
Hat Beide umschlungen.

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Silberne Hochzeit.

Ein Hoch der Zeit, der schönen Zeit,
Da wir uns klug gefunden,
O Ueberschwang der Seligkeit,
O holde, süße Stunden!
Als in der Schule beim Liebesgott
Wir fleißig buchstabirten,
Und endlich, wie der Lehrer, stott
Das Verbum conjugirten.
Ach, wie so glücklich waren wir;
Ihr wißt's, ihr Engelschaaren, —
Ich bring es dir, du bringst es mir —
Vor fünfundzwanzig Jahren!
Wie dünkten wir uns nun so klug,
Von Weisheit überflossen,
Als Amor eines Tags sein Buch
Sanftlächelnd hat geschlossen:
Genug! denn für die Schule nicht,
Man lernet für das Leben;

Das ist kein minniglich Gedicht,
Da heißt es: schaffen — streben!
Da geht's nicht immer glatt und schier! —
Wir haben es erfahren —
Ich bring es dir, du bringst es mir! —
In fünfundzwanzig Jahren.

Des Lebens Frost, des Lebens Lust,
Wir haben sie ermess'n;
Und doch, was wir so früh gewußt,
Nicht haben wir's vergessen:
Ich liebe dich, du liebest mich,
Wär's manchmal auch mit Schmerzen,
Wir lieben uns treu inniglich
Mit ganzem vollen Herzen.
Und so wird's sein — wir schwören's hier
Bei diesem Wein, dem klaren, —
Ich bring es dir, du bringst es mir —
Nach fünfundzwanzig Jahren!

Bei Uebersendung der „Problematischen Naturen“,

als Gegengabe für eine Delfizze von Stubbenammer.

Dies Buch, das ich in deine Hände lege,
Es wäre sonder Zweifel nie geschrieben,
Hätt' ich vor Jahren mich nicht ungetrieben
Auf mancher schwindelähnen Uferchräge

Und manchem dichtverwachsenen Waldeswege,
Wie Schmuggler sie und junge Dichter lieben,
Wenn sie mit Kasse, Thee und heißen Trieben
Des Herzens ziehen strengverbot'ne Wege.

Drum ist es auch, dies Buch, die Gegengabe,
Die rechte, für die prächt'ge Farbenskizze,
Die ich verdanke deiner Künstlerhand.

O, wie ich mich an diesem Bilde labe!
Meer, Fels, Wald — Liebe, Jugend — wie im Blitze
Sah ich, „was mein einst war“ und — längst entschwand.

J'y pense.

Ich kenn' ein Mägdelein
Mit blauem Augenschein;
In dunklen Locken weht ihr Haar,
Ihr Lachen klingt so silberklar —
J'y pense!

O Lust, o Scherz beim Mahl
Im kühlen Gartenaal!
Zulezt Vielliebchen fanden wir:
Das eine mir, das andre dir:
J'y pense!

Grüngold'ger Nachmittag
Im duft'gen Waldeshag.
Ich nahm aus deiner Hand den Strauß,
Da lachtest du den Träumer aus:
J'y pense!

Ach! ich vergaß das Wort;
Nun klag' ich's immerfort.
Das Wort, es raubt mir Fried' und Ruh',
Vielliebtes Mädchen, sagst auch du:
J'y pense?

H. Steinheuer in Lindlar bei Köln.

H i n a u s !

Das ist doch eine sonnige Pracht
In leuchtenden Frühlingstagen,
Wenn die Wälder ringsum, zum Leben erwacht,
Grünwogende Banner tragen;

Wenn die Thäler erglänzen im bunten Kleid,
Erschallen von lustigen Klängen;
Und durch die blühende Herrlichkeit
Sich rauschende Ströme drängen;

Wenn der Himmel die schauernde Erde umfaßt
Mit seinem uralten Bogen,
Wenn er, o Wunder, als seligster Gast
In liebende Herzen gezogen.

Glückauf! hinaus! die Brust erglüht
Von neuem Leben und Lieben;
Die Sehnsucht hat mir ein Wanderlied
In's jauchzende Herz geschrieben.

Hinaus mein Lied, vom Jubel entfacht,
Erheb' mich auf deinen Schwingen;
Und lasse mein Herz in der sonnigen Pracht
Erglühn, erblühn, erklingen!

Karl Stelzer in Elberfeld.

In der Döhlenhöhle.

Dahrtausende kann die Natur
In ihren Tiefen schalten,
Und nichts verräth der Dinge Spur,
Die langsam sich gestalten;
Ein Zufall dann — ein Hammer Schlag
Wird zum Entzaubrungsworte,
Das Leben kommt, der helle Tag
Bricht durch die Felsenpferte.

Der Mensch tritt in das stille Reich,
Und dort im Lichtgefunkel
Ersteh'n Gebilde, geisterbleich,
Aus dem verschwiegenen Dunkel;
Gebilde, die der Phantasie
Verjunkte Welten spiegeln,
Die an der Hand der Poesie
Der Urwelt Thor entriegeln.

Da gilt der Neuzeit Treiben nichts
Und nichts ihr rastlos Jagen,
Der Geist sieht aus dem Quell des Lichts
Der Schöpfung Morgen tagen;
Und was uns der Geschichte Buch,
Der Sage Mund verkündet,
Das hat Natur, sich selbst genug,
Im Vergesschacht begründet.

Egypten's Pyramidenbau,
Alhambra hier, dort Palmen, —
Des Nixenbades Silbergrau,
Umsäumt von Dorn und Halmen.
Still sinnt ein Stalagmiten-Gnom,
Hoch ragen Orgelpfeifen; —
Die Kanzel im gewölbten Dom
Drapiren Spitzenstreifen.

Und wieder dann in tiefer Gruft
Des Grabes düstre Hallen; —
Ein Wassersturz, wie in der Luft
Zu Eis erstarrt, im Fallen; —
Traumhafte Bilder ringsumher
In Schluchten und in Grotten, —
Und ein chaotisch' Felsenmeer
Scheint all der Pracht zu spotten.

Das sind die Wunder, die im Schooß
Der Erde sich gestalten,
Durch die Natur so riesengroß
Erscheint in ihrem Walten;
Sie folgt damit der Ewigkeit
Geheimnißvollem Weben,
Indeß wir unsre Spanne Zeit
Im raschen Wechsel leben!



Adolf Stöber in Mülhausen im Elsass.

Britischer Todesmuth.

(August 1869.)

Insel Kuba, sonst so blühend,
Edle Perle der Antillen —
Jetzt von Krieg und Aufruhr sprühend —
Wird der Sturm nicht bald sich stillen? —

Ein Matros' auf New-York's Flotte —
Doch ein Brit — ist gefangen,
Schuldlos, allem Recht zum Spotte,
Zu Santjago hinter Stangen.

„Der Empörer werd' erschossen!“
Hat das Kriegsgericht gesprochen,
Ihm wie den Rebellgenossen
Wird sofort der Stab gebrochen.

Englands und der Bundesstaaten
Consuln steh'n als Unschuldzeugen
Für ihn ein; doch wie berathen,
Dabei bleibt es ohne Beugen.

Fortgeschleppt am selben Tage
Wird zum Richtplatz der Matrose;
Unter dumpfem Trommelschlage
Geht beherzt der Schuldlose.

Sieh, wie muthig, ihn zu retten,
Beide Consuln ihn begleiten,
Wie sie bis zur Todesstätten
Mit entrollter Fahne schreiten.

„Feuer gebt!“ so ruft dem Heere
Nun der Hauptmann ohn' Erbarmen,
Und die blinkenden Gewehre
Zielen auf die Brust des Armen.

Doch die Consuln ohne Schrecken
Springen vor mit ihren Fahnen,
Um die Unschuld zu bedecken
Und die Henker abzumahnern.

Großbritanniens Flagge schwinget
Rühn Sir Ramsden, hochgehalten;
Den Matrosen auch umschlinget
Er mit seines Banners Falten.

„Wagt es, wagt es nun, Soldaten,
Schießt die Unschuld sammt uns nieder!
England und die Bundesstaaten
Fordern unser Blut euch wieder.“

Wie versteinert steh'n die Schergen
Diesen Helden gegenüber;
Und ihr Schützling kann's nicht bergen,
Seine Augen strömen über.

Arm und Flinte sinkt zur Seite
Den gelähmten Söldnerchaaren.
Abends schon darf der Befreite
Unter New-York's Flagge fahren.

Wie erscheinst du, armes Spanien,
Klein in deines Blutdurst's Blöße
Groß fürwahr ist Großbritannien,
Zeugend solche Heldengröße!

Friedrich Stork in Elberfeld.

Auf dem Friedhof.

In des Abends heimlicher Still',
Nach des Tages Wechselgebraus,
In den Schatten, wohligh und mild
Vabespender Dämm'ring:

Wandle ich den traulichen Pfad
Süßer, tröstender Einsamkeit,
Lockt es mich in sehndem Drang
Wehmuthreicher Erinnerung

Aus dem wirren Gewoge der Stadt,
Fort vom heimlich traulichen Herd,
Seelischen, sympathischen Ruf's
Hin zur Stätte des Friedens. —

Stiller, traurer Wohnplatz der Ruh'
O wie wird so sanft mein Gemüth,
O wie zieht so mild mir in's Herz
Flüsternd rauschen der Linden.

Acker du der irdischen Saat,
Die in deinen friedlichen Schooß
Eingeseutet, Erde zur Erd',
Staub zum Staube gesellet.

Grüner Hügel endlose Reih'n,
Gräber ihr der Lieben zumal,
Euch gilt heut' mein stiller Besuch,
Gilt die Thräne der Wehmuth. —

Hof des Friedens, Stätte der Ruh'
Wollst auch mir, wenn müd' ich und matt
Einst mein Haupt zum ewigen Schlaf
Senk', ein trautes Asyl sein.

Theodor Storm in Husum.

Sprüche des Alten.

1.

Dein jung' Genos in Pflichten
Nach dir den Schritt thät richten.
Da kam ein anderer junger Schritt,
Nahm deinen jung' Genossen mit.
Sie wandern nach dem Glücke;
Sie schau'n nicht mehr zurücke.

2.

Vergessen und vergessen werden —
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese Beiden
Zu lernen und zu leiden.

Ritornelle.

Blühende Myrte —
Ich dachte süße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüthe fiel, nun seh' ich, daß ich irrte.

Schnell wehende Winden —
Die Spur von meinen Kinderfüßen such' ich
An eurem Baun; doch konnt' ich sie nicht finden.

Muskatthypazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutter's Garten;
Das war ein Platz, weltfern, weit — weit dahinten.



Paul Gerhardt

das Lied dichtet. Geh aus mein Herz u. suche Freud!

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Julius Sturm in Köstrik.



Hinaus!

Horch, wie der Lirchen Chor
Jubelt im Morgenduft!
Schwing dich, mein Geist, empor,
Hoch in die reine Luft!

Was dich im Flug beschwert,
Gieb es dem Wind zum Raub;
Andern sei's unverwehrt,
Schlucken sie Bücherstaub.

Du lies im Schöpfungsbuch
Freudig und unbeirrt,
Drin steht gar mancher Spruch,
Der dich erbauen wird.

Hies, bis die Herrlichkeit
Gottes dich ganz durchdrang,
Dann durch die Schöpfung weit
Töne dein Lobgesang.

Himmelblau.

Nicht satt kann ich an dir mich sehen,
Du wunderbares Himmelblau!
Und fühl' die Augen übergehen
Von tiefer Sehnsucht Thränenthau.

Ach, ewig währt der Kampf hienieden!
Und wär' das Leben doch so schön,
Wär' es erfüllt von euerm Frieden,
Ihr ewig stillen blauen Höh'n.

Hüte dich!

Lausche nicht der Sirene
Verlockenden Melodien,
Die sich wie glänzende Fäden
Um deine Seele ziehn.

Wenn dich ihr Lied umspinnen,
Wirft sie mit neckendem Scherz
Dir singend glühende Töne
Als zündende Funken in's Herz.

Doch wallt in dir und lodert
Der Flammen verzehrende Gluth,
Dann taucht sie mit kühlem Lächeln
Hinab in die kalte Gluth.

Trübe Stunden.

Langsam schleicht die Zeit dahin
Gramverhülltem, düstern Sinn;
Bluten still des Herzens Wunden,
Werden aus Minuten Stunden.

Bei der Glocken trägem Schlag
Schwindet zögernd nur der Tag,
Bis die Nacht auf dunklen Bahnen
Dich die Ewigkeit läßt ahnen.

Paul Gerhard.

Es tragen Gottes lautres Wort,
Paul Gerhard, deine Lieder fort
Noch heut von Mund zu Munde,
Und machen dunkle Nächte hell
Und laben wie ein frischer Quell,
Daß Herz um Herz gesunde.

Doch als ein Sänger echter Art
Hast du dir frei den Blick bewahrt
Auch für die reichen Gaben,
Die uns auf seiner schönen Welt
So freundlich Gott zur Schau gestellt,
Um Aug' und Herz zu laben.

Du freutest dich am jungen Grün
Und an der Blume duft'gem Blüh'n
Und an den frohen Weisen
Der lustigen Waldvögelein —
Du stimmtest in den Jubel ein,
Lobsingend Gott zu preisen.

Doch in der Schönheit ird'scher Flur
Sahst du den schwachen Abglanz nur
Des Frühlings unter Palmen,
Wo du nun singst auf sel'gen Au'n,
Nachdem dein Glaube ward zum Schau'n,
Viel tausend schöne Psalmen.

Albert Traeger in Coellada.

Helene.

Tagebuchblätter.

I. Drei Bilder.

21. April.

Drei Bilder hast du mir gesendet:
Hier, neuer Paris, triff die Wahl!
Und was du huldreich mir gespendet,
Bereitet Sorge mir und Qual.

Ist eines gut, ist ein's das beste,
Kommt ein's dem süßen Zauber nah,
Der mir das Herz beklemmend preßte,
Sobald ich dich nur wiederseh?

Mir ist, als ob er jedem fehle,
Denn keines wird dir ganz gerecht,
Und tritt dein Bild mir vor die Seele,
Erscheinen alle Bilder schlecht.

Ein Darben ist's, ein schmällich Geizen,
Ein bleicher Schein so heller Pracht,
Wenn jedes von so vielen Reizen
Kaum einen einz'gen sichtbar macht.

Ich möchte diese Bilder hassen,
Weil deine Schönheit mir so lieb,
Und doch — du mußt mir alle lassen,
Ich wähle nicht — vergieb, vergieb!

Mit aller Lust, mit allem Wehe
Erfüllen sie die Seele mir,
Und ob ich nicht das Ganze sehe,
Ist jedes doch ein Stück von dir.

Und träum' ich einst von schönen Tagen,
Da sich mein Hoffen kühn vermaß,
Läßt jedes Stück mich noch beklagen,
Daß ich das Ganze nie besaß!

II. Im Wüstenland.

26. April.

Krank bist du, krank, ob auch dein Mund
In losen Scherzen sich ergangen,
Doch sage mir, wer ist gesund,
Und wer nicht bleich bei rothen Wangen?

Wem einmal nur die Leidenschaft
Den Kuß auf frische Lippen drückte,
Dem schwächte sie die beste Kraft,
Als sie zum Himmel ihn entrückte.

Auch du bist schon von ihr verbraunt,
Entnervt im innersten Gemüthe,
Einjam sieh'st du im Wüstenland,
Wie eine blätterlose Blüthe.

Einjam zieh' ich auf hohem Ross
Einher durch der Sahara Wogen,
Ein Häuptling, der dem feilen Trost
Voll stolzem Unmuth sich entzogen.

Da seh' ich dich im Sande glüh'n,
Und wild empört sind meine Sinne,
Und wie in duft'gem Traume blüh'n
Die Knospen längst erstorb'ner Minne.

Vorüber auch an diesem Glück,
Mein Mitt' erträgt kein langes Säumen —
Doch schaust du wohl nach mir zurück,
Wirfst du auch von dem Reiter träumen?

III. Auf der Wartburg.

19. Mai.

Nach langen kalten Regenschauern
Prangt heut' im vollen Schmuck der Mai,
Ihr bangen Herzen laßt das Trauern,
Die Zeit der Minne kommt herbei.

Hochaufgepflanzt des Frühlings Fahne
Auch von der alten Wartburg weht,
Seht losen dort auf dem Altane
Tannhäuser und Elisabeth.

Tannhäuser senft: Euch guten Leute
Täuscht ihre fromme Miene mir,
Wie eine Heil'ge ist sie heute,
Doch seid ihr auf der falschen Spur.

Ach, nicht Elisabeth, die Holde,
Ist diese tödtlich schöne Frau,
Ob ihre Locken auch von Golde,
Und schmachkend glänzt des Auges Blau.

Wie oft ich auch ihr abgeschworen,
Ich bleibe ein verlor'ner Mann:
Wen sich Frau Venus anerkoren,
Den hält sie fest im Zauberbann. — —

Da schüttelt lachend sie die Locken:
„Die Luft ist doch noch etwas rauh“ —
Auffahr' ich aus dem Traum' erschrocken:
„Hier ist Ihr Mantel, gnäd'ge Frau!“

IV. Abschied.

20. Mai.

Wiederum die Stunde schlug,
Dich mir zu entringen
Und bereit zum Wanderflug
Hebst du schon die Schwingen;
Lebe wohl! ob nun die Zeit
Endlos mir sich dehne,
Stets in treuer Traurigkeit
Denk' ich dein, Helene!

Dich zu halten immerfort,
Überflüssiges Bemühen —
Mag an jedem neuen Ort
Neues Glück dir blühen!
Denkst du auch zu keiner Frist,
Wie ich heiß mich sehne, —
Wenn du müd' und einsam bist,
Komm' zu mir, Helene!

Adolf Ritter von Eschabuschnigg in Wien.

Waldeinsamkeit.

Schwüler, glühender Mittag zittert
Ueber die Flur, die Pflugchar ruht verlassen;
Unter dem Lindenbaum, mancher Jahrhunderte
Harmlos sinnigem Zeugen,
Liegt die müde Schaar der Mäher,
Froh des kreisenden Henselkrugs;
Selbst die Art im Walde verstummt,
Durch welke Wipfel dringen
Goldene Sonnenstrahlen, entsandt wie
Feurige Pfeile.

Aber tief in des Waldes innerstem Schattenkreis,
Wo uralte Bäume, dorischen Säulen gleich,
Ueberwölbt zum Tempel vom Laubdach steh'n,
Wo den cyklopischen Felsen
Des Ephesus Rande umflattert
Und der blauen Glocken schwanfender Blumenstrauß,
Sitzt der alte Pan
In beschaulicher Heimlichkeit.
Zerstört sind seine Altäre längst,
Und nicht mehr raucht ihm
Auf goldener Schale köstliches Opferblut;
Doch in Waldeinsamkeit schleicht er sich oft noch,
Und erfreut sich wie einst der süßen Kühle
Auf weich schwellendem Moos des Waldes.

Abseits rauscht eine Quelle, die Najade
Lagert sich traut zu ihm und mahnt ihn
Froh geschwägig an Göttersabeln

Schönen, uralte heiligen Inhalts;
Scheuen Ganges drauf aus des Waldes Dickicht
Nacht die Schaar der Nymphen,
Fürchtlich jagenden Blickes um sich spähend,
Nach des kristallinen Wassers
Kühlendem Bade sehnsuchtsvoll.

Silbern zuerst umspielt den Fuß die Welle,
Die holde Einsamkeit erweckt
Bald Vertrau'n und schallhaftes Wohlbehagen;
Glänzende Schleier sinken, und es feiert der Wald
Enthüllter Schönheit heilige Gegenwart.

Ueber den Uferplan schäkert harmlose Lust,
Setzt in's Gebüsch entspringend, dann gehascht
Und bestraft mit Küssen;
Andre plätschern in heller Fluth,
Schaufeln, wiegen sich drauf und tauchen unter,
Und die Wellen drängen einander lüstern,
Neidvoll um der tadellosen Glieder
Holde Berührung.

Horch, da tönt das Horn der Jagd,
Nur ein Triller, und schon zerstäubt das
Unvergleichliche Götterbild;
Wie der Sprung des Rehbocks
Bricht's in's Dickicht,
Und über des Ufers Blumen flattern
Glänzende, zarte Libellen hin.

Gisbert Freiherr Vincke in Freiburg in Baden.

Kaiser Karl am Meere.

Im Felsenkloß am fränkischen Strand
Sitzt Kaiser Karl mit den Rittern;
Der Sachsentrog, der in Blüthe stand,
Sank hin vor solchen Schnittern.

Des Kaisers Blick schweift über das Meer,
Wo die Wogen rollen und schäumen: —
Auch dort nur trotzig Gegenwehr!
Er versinkt in Sinnen und Träumen.

Weit reicht sein Land: von des Ebro Saum
Bis hinauf zum Saume der Eider!
Doch die Völker lenkt nur der eiserne Zaum —
Rings Feinde lauern und Reider!

Sein Haar wird weiß, doch der Arm ist stark,
Die Zwietracht hält er in Schranken!
Und wer wahr künftig des Reiches Mark? —
Das sind die Kaiser-Gedanken.

Da taucht es fern an dem Meeresrand
Empor aus tanzen den Wogen:
Das Segel schwillt, zum fränkischen Strand
Kommt Schiff auf Schiff gezogen.

Und des Kaisers Blick streift fest hinaus —
Dann ruft er: „Schlecht behagt's mir!
Ich forge, da naht kein Gast dem Haus:
Was sind's für Segel? Wer sagt's mir?“ —

Herr Haimon von Dordogne sprach:
„Wie sie das Meerfeld pflügen,
Sind's Griechen, die zieh'n dem Handel nach —
Da kann der Schein nicht trügen.“ —

Das Wort nahm Milon von Anglant:
„Der Handel mag sie gelüsten;
Doch prüf' ich, wie sich das Segel spannt,
So stammt's von libyischen Küsten.“ —

Hub an Niol mit dem Silberhaar:
„Ihr irret, Einer und Andern;
Nicht Griechen sind's, nicht Libyer gar —
Die Segeler dort sind Flandrer.“

Herr Rayms von Bayern wiegt sein Haupt,
Als drückten ihn schwere Sünden:
„Von wo die kommen? Ihr Herren, glaubt,
Ich kann's euch nimmer künden.“ —

Der Kaiser rief: „Die Männer, so dort
Vierkantige Segel spannen,
Sie steuern nicht zum friedlichen Port —
Vielmehr sind's wilde Normannen.“

„Der Drachenkopf — schaut hin! — an dem Bug
Da schießt er jach in die Brandung,
Der Waffen Getöse lärmt laut genug,
Ihr Schlachtruf grüßet die Landung.“ —

Er tritt an des Altars Rand hinaus,
Die Stimme gebent den Winden:
„Ihr sucht den Kaiser in seinem Haus —
Den Kaiser sollt' ihr finden!“ — —

Viel Drängen an Bord — das Geschrei verhallt —
Erloschen des Schlachtruf's Feuer —
Von Schiff zu Schiff der Befehl erschallt:
Und die Drachen wenden das Steuer.

Raublüstern, lärmend kamen sie fed,
Die lautlos ziehen von dannen:
Des Kaisers Namen ward zum Schreck
Dem Piratenschwarm der Normannen! —

Die Ritter rufen: „Glückliche Fahrt!
Wozu das Schwert den Feigen? —
Dem Kaiser rinnt die Thrän' in den Bart,
Sein Auge heißt sie schweigen.“

„Jetzt ziehet dahin der Räuberschwarm,
Er fürchtet des Reiches Wächter!
Sind wir dahin, kommt Leid und Harm:
Ich sorg' um künft'ge Geschlechter!“

Robert Waldmüller in Dresden.

Die junge Nonne.



Ein Kloster ist weit und die Nacht wird kalt,
Ade, lieb' Töchterlein, ade!
Und daß du nur nirgend machest Halt!
Ein tüchtiger Freiersmann ist der Schnee!

„Ja, die Nacht wird kalt und mein Kloster ist weit,
D'rum ade, lieb' Mutterherz, ade!
Doch giebt mir manch' Sternlein ein freundlich' Geleit,
Und der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Sie hüllt sich dicht in ihr hären' Gewand,
Vorbei an den schlafenden Hütten am See;
Es gluckst unter'm Eise die Welle am Strand.
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Es hängen die Tannenzweige so tief,
Und der Bergpfad steigt heut' gar so jäh,
Und die Sichel des Mond's liegt gar heut' so schief, —
„Doch der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Und langsam geht's nur, — es klumpt sich und ballt
Wie Pfunde Gewichts um Hacke und Zeh,
Und die Mutter hat Recht, die Nacht wird gar kalt, —
„Doch der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Nun ist unter der Mond, und die Sterne sind fort,
Und auf Wimper und Wange flocht's aus der Höh',
Und der Weg ist bald hier und der Weg ist bald dort,
„Doch der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Und es singt in der Luft, oder ist's nur im Ohr?
Jetzt klingt's wie von fern, jetzt ganz in der Näh',
Und jetzt wohl gar wie der lieblichste Chor, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Und die Flocken, die merken's, — das ist ganz klar;
Ei welch' ein Gewirbel nun, welch' ein Gedreh',
Und immer im Tanztaet, Paar um Paar,
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Hei, fliegen die Kleider, man wird ja ganz wirr,
Das ist ein Gebausche, das ist ein Gebläh',
Und die Lampen im Saal und das Lichtergeslirr, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Und ich tanzt' ja so gern, doch ich darf es ja nicht!
Was sagte die Priorin, wenn sie uns sah'!
Und warum denn so wild und warum denn so dicht, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Und du trägst mich ja schier, und ich schäm' mich so sehr,
Und ich schweb' ja dahin wie im Sprunge das Reh,
Und ich mach' dich wohl müd', und ich bin wohl so schwer, —
„O der Schnee ist mein Freund, o mein Freund ist der Schnee!“

Und ich war doch ein Männlein, — wie ist's denn mit mir?
Und wie ruh'n wir denn plötzlich im duftigen Klee?
Und wie rein ist die Luft! und wie gut ist's bei dir —,
„O der Schnee ist mein Freund, und mein Freund ist der Schnee!“ — —

* * *

Und die Mutter im einsamen Hüttchen daheim,
Sie kann nicht schlafen, ihr ist so weh,
Denn im Ohr klingt ihr immer der alte Reim:
„O ein tüchtiger Freiersmann ist der Schnee!“

Gustav Weck in Natibor.

Auf meiner Mutter Tod.

(1864.)

1.

Es war ein heller Sonnentag,
Als man mir schrieb, sie sei gestorben;
Aus blauer Luft der Wetterschlag
Hat Leuz und Leben mir verdorben.

Ich harrete, öde Nacht umher,
Verloren in ein dumpfes Sinnen,
Und fühlte langsam, todeschwer
Die Stunden mir vorüberinnen;

Und hob dann zögernd meine Hand
Und forschte unter vielen Blättern,
Bis starr von eines Briefes Rand
Mich angeblickt bekannte Lettern —:

Es war der letzte, den sie schrieb,
Das letzte Zeichen ihrer Liebe,
Das letzte Kleinod, das mir blieb —
Ich las, das Auge starr und trübe.

Und's war, als quöll' ihr Herzensschlag
Mir hell und voll daraus entgegen,
Als rauschte in den Blättern nach
Der frommen Hände leises Regen.

Und ihre Stimme süßvertraut
Hat tief im Herzen mir gezittert —
Ich küßte ihn und weinte laut,
Und hab' ihn langsam dann zerknittert.

2.

Was tretet ihr zu mir und sprecht: Halte
Zurück die Thränen! — eh' mein Aug' verdorrt?
Was redet ihr verlornen Trostesworte
Und zwinget mir die Hand, die schmerzgeballt?

Was zählt ihr meine Pulse, deckt mir über
Die fieberische Stirne feuchte Linnen,
Und seht die Tropfen mir vom Antlitz rinnen
Und lächelt fröhlich: sieh', es geht vorüber!?

Ihr guten Herzen! Fieber könnt ihr heilen,
Den Todestrank mir von den Lippen reißen,
Doch aus der Brust, der wunden, brennendheißen,
Zieht ihr mir keinen von den Schmerzenspfeilen!

Nur Eine kann das, Eine! — daß zur Stunde
Sie sanft die Hand auf's franke Haupt mir lege,
Nur leise betend ihre Rippen roge,
Mir einmal lächle nur, und ich gesunde!

Nie, niemals mehr! — stumm ruht sie unter'm Boden —
Ich lebe noch und schau' in öde Weiten —:
Noch Monde vor mir, Jahre, Ewigkeiten
Und keine Hoffnung! — selig sind die Todten!

3.

Nun sind die letzten Rosen
Am welken Strauch verblüht,
Nun ist mein Stern am Himmel
Versunken und verglüht

Es war sein Glanz, der lichte,
Der selig mich gemacht —
Da fielen Stern und Blume
In einer bangen Nacht.

Mein Saitenspiel nur blieb mir,
Da Alles von mir schied —
Ich schlag' es leis und wollte,
Es wär' mein letztes Lied!

(Nach Jahren.)

Es stand in brennender Wüste
Des Bundes heilige Lade,
Bewacht in Purpurgezelten
Von Engeln, goldenbeschwingten,
Umglänzt vom weihenden Lichte
Der sieben flammenden Herzen,
Und bergend hehre Gesetze,
Der Kinder Israel Stecken
Und Stab auf dornigem Pfade.

An stiller Stätte des Friedens
Steht meine heilige Lade,
Altar und Leuchte dem Herzen
In iber Wüste des Lebens.
Steht unter blauendem Himmel,
Verhüllt von moosiger Decke;
Zur Seite knien ihr Blumen
Mit stillen Cherubgesichtern,

Sich neigend drüber und betend;
Und droben lodert die Rose
Als siebenarmiger Leuchter
Mit Laub und schwellenden Zweigen
Und dunkelflammenden Blüten.

Und was sie köstliches hütet,
Ist mehr, als starre Gesetze,
Als tiefer Lehre Geheimniß,
Von keinem Deuter ergründet:
Das sind, im Schlafe gefaltet,
Zwei fromme sorgende Hände,
Das sind, im Tode geschlossen,
Zwei treue liebende Augen!

Ihr treuen liebenden Augen,
Ihr frommen sorgenden Hände,
Die meine Kindheit geleitet,
Die meine Jugend behütet,
Ich grüß' euch tief in der Erde!
Nur küssen kann ich die Decke,

Die starr sich über euch breitet,
Umfassen kaltes Gestein nur,
Mit stummen Blüten nur kosen.
Doch durch die Schatten der Trauer
Dann brecht ihr, leuchtende Sterne,
Dann streckt ihr, zärtliche Hände,
Euch nieder, leise berührend
Die stürmisch pochenden Schläfen,
Und tief im Herzen vernehm' ich
Wie Offenbarung die Worte:
Ein Weischen wandle noch einsam
Und harre, hoffe und dulde —
Bald winkt am Rande der Wüste
Dir Raft und Wiedervereinigung!

Und weiter seg' ich den Stecken
Durch Nacht und sandige Strecken.
Das süße Licht mir zu Häupten,
Den sanften Druck auf der Stirne
Und stillen Frieden im Herzen.

Theodor Wehl in Stuttgart.

Herbstgefühl.



Erstes Wetter,
Trüber Sinn,
Welle Blätter
Gliegen hin.
Wind und Regen,
Sturmgebraus —
Allerwegen
Herbstesgraus!
Lenz ist ganges,
Al' die Lust,
Nengstlich Bangen
Drückt die Brust,
Und mit Zagen
Im Gemüth

Muß ich fragen:
Wann es blüht
Abermalen
Gold und schön
In den Thalen
Auf den Höh'n, —
Wirst du wieder
Ueberall
Auf der Nieder
Süßen Schall
Horchen, oder
Wirst du, ach!
Schon zu Moder
Allegmach?

F. G. Adolf Weisk in Graz.

Abendgold.

Aus der Zecher heit'rer Kunde
Kuft hinaus mich Glockenlang,
Der mit Stromes leisem Läuten
Zieht das stille Thal entlang.

Und ich seh' der Felsengreife
Dunkelwallenden Talar
Niederfließen in die Dämm'ung
Und den Silberglanz im Haar.

Da umkost die kalten Stirnen
Scheidend noch der gold'ne Tag,
Und die Riesen, stolze Kön'ge,
Knien stumm im dunkeln Hag.

Und die Häupter tragen Kronen,
Bergehoch von flüss'gem Gold,
Wie noch keinem Erdenkönig
Eine einz'ge ward gezollt.

Licht-umsäumte Krönungsmäntel,
Edelsteine, riesengroß,
Funkeln stolz um Haupt und Schultern,
Die geschmückt mit weichem Moos.

Und der Wolken rothe Fahnen
Drüber wehn im Siegesflug,
Stolzer als der größte Kaiser
Sie von Land zu Lande trug.

Nacht und Nebel hüllt die Thäler,
Und der Bergstrom rauscht und klingt:
Orgel, die aus düstern Tiefen
Zu den Königshäuptern dringt.

Doch die Stunde ist vorüber,
Und es bleicht die goldne Pracht.
Zu den hohen Silberstirnen
Leise steigt herauf die Nacht.

Und ich sitze schweigend wieder
In der Zecher heiterm Kreis;
Und ich träum', ich wär ein solcher
Goldgekrönter Jubelreis.

Um die Stirne fühl' ich's ziehen
Hold wie Abendsonnenschein,
Sehe meine Königswonne
Spiegeln sich im goldnen Wein.

Doch die Stund' ist bald vorüber,
Die als König ich verbracht.
Schlaf umdunkelt meine Augen;
Leise schleicht herauf die Nacht.

Also möcht' ich glücklich gehen
Durch des Lebens rauschend' Thal,
So ein König sein, entschlummern
Mit dem letzten goldnen Strahl.

Erwin Welter in Wiesbaden.

Zwei Grabsonette.

I.

Meinem Kinde.

Den Vaternamen fängst du an zu lassen,
Als dich im frühen, weichen Lenzgeose
Der Tod gebrochen, eine Monatsrose,
Auf die zur Nacht ein böser Reif gefallen.

Wo Blüthendust und Nebel wechselnd wallen
Zum Dorfgeländ' vom nahen Waldesmoose,
Schläfst du in grüner Haide dunkeln Schooße,
Verlassen und vergessen, scheint's, von Allen.

Vergessen? — Nimmermehr! Ist auch von Halmen
Dein Grab umwuchert und von wilden Stauden,
D'ran die Libelle schwebend sucht ihr Futter:

Beständig senden Gruß und Liebespsalmen
Im Frühlingshauch wie in der Stürme Lauten
Dein Vater dir und deine treue Mutter.

II.

Meinem Vater.

Wo deine Wiege stand, stand auch die meine,
Und nahe liegt dein Grab dem Stand der Wiegen.
Gern möcht' auch ich dereinst gebettet liegen
Nah deinem Grab in unserm Wiegenhaine,

Daß unsern Staub derselbe Grund vereine,
In dem zuerst mir aus der Brust gestiegen,
Von dir geweckt zum Kämpfen und zum Siegen,
Der Trieb für alles Wahre, Schöne, Reine.

Wie lieb' ich dich! Und, o, wie hat getragen
Dein treues Herz mich, deinen Erstgeborenen,
Bis daß es allzufrühe ausgeschlagen!

Stand ich seitdem im Sturme ohne Wanken
Und zähl' mein Leben nicht zu den verlornen:
Ich hab' es dir, mein Vater, zu verdanken!

Wilhelmine Gräfin v. Sickenburg-Almásy in Wien.

Waisenmädchenhaar.*)

(Nach einer ungarischen Sage.)

Tiefe Nacht bedeckt die Haide,
Schwere, schwarze Wolken zieh'n;
Ueber die verdorrte Weide
Rast der Esilós wild dahin.

Laut, mit klagendem Geheule
Pfeift der Sturmwind durch das Ried,
Und der schrille Schrei der Gule
Mengt sich kreischend seinem Lied.

Wirbelnd unter sinken Hufen
Fliegt der leichte Staub empor:
Horch! es dringt ein ächzend Rufen
Ferner an des Reiters Ohr.

Lauschend folgt er dem Gewimmer
Durch das öde Haideland,
Und vor ihm mit weißem Schimmer
Fliehet ein flatterndes Gewand.

*) Waisenmädchenhaar (Arva leányhaj) wird von den Ungarn die schöne Grasart *Stipa pennata* genannt, welche mit ihren weißen, langen Fäden eine Charakterpflanze der ungarischen Puszta ist.

Gleichwie aufgelöste Flechten
Weht und flimmert's hell im Wind:
Sag', was suchst du denn in Nächten,
Schwarz wie diese, armes Kind?

„Laß mich jammern, laß mich klagen,
Weinen mir die Augen roth,
Mutter ist zu Grab getragen,
Und der Vater lange todt!“

Liebchen, stille deine Thränen
Und den Gram, der dich verzehrt,
Fasse meines Rosses Mähnen,
Komm' und schwing' dich auf mein Pferd!

„Laß mich klagen, laß mich weinen,
Da mich Alles doch verließ,
Laß mich klagen um den Einen,
Der mich liebte und verstieß!“

Komm, so bist du nicht verlassen,
Mädchen mit dem Silberhaar!
Sieh' nur, wie's die Stürme fassen
Und verwirren ganz und gar!

„Laß den Sturm es nur verwirren,
Nacht und Wetter fürcht' ich nicht,
Laß mich durch die Haide irren,
Bis zuletzt das Herz mir bricht!“ —

Dunkles, sehnsuchtsvolles Wehe
Treibt ihn vorwärts mit Gewalt;
Ewig fliehend seine Nähe,
Weicht die leuchtende Gestalt.

Leiser werden nun die Winde,
Mählig theilt der Nebel sich,
Morgenküste wehen lüde —
Hohles Kind, wo find' ich dich?

Schimmernd auf die Pforte breitet
Sich des Tages matter Schein,
Und der schlanke Esel reitet
Durch die Haide, ganz allein.

Und er forscht — vergebens spähend —
Nur im Thau, hell und klar,
Wiegt, auf leichten Stengeln wehend,
Sich das Waisennädchenhaar.

F. J. Willaken in Bremen.

Der Heimgegangenen.



1.
Wohl lag auf mir ein schwerer Bann,
Als du von mir gezogen hindann
Auf Nimmerwiederkehr:
Die Welt wie so leer,
Mein Herz wie so schwer —
Ich glaubt', ich trüg' es nimmermehr.
Was Alles ein Herz verwinden kann!
Ich trug's. Ich sah unsre Kindlein an,
Ach, Kinder lächeln so süß!
Als das Liebste mich ließ,
Das mein ich hieß,
Da schufen die Kinder ein Paradies.
Ich trug es, ich armer verlassener Mann,
Wenn oft auch heimlich die Thräne rann,
Und pries noch selig mich;
Denn segn' auch ich
Dich ewiglich:
Um die Kinderlein segn' ich tausendfach dich!

2.
Mein Lied und eine Blume
Ist Alles, was ich hab',
Das Lied zu deinem Ruhme,
Die Blume für dein Grab.
Wohl welkt in Herbstes Schauern,
Was Blüth' und Blume heißt,
Mein Lied soll aber dauern,
Wie dein verklärter Geist:
Daß dir es sich vermähle,
Die du im ew'gen Licht
Noch lebest, reine Seele,
Ein himmlisches Gedicht.
So soll mein Lied dem klingen,
So lang' die Sonne scheint
Und Nachtigallen singen
Und Lieb' um Liebe weint.

H. Woermann in Düsseldorf.

Des Phidias Tod.



Unsterblichkeit gebühret nur den Göttern!
Wer ihrem Ruhm den seinen wollte paaren,
Dem ziemt die Strafe, die bestimmt den Spöttern!
So tobten gegen Phidias die Schaaren,
Die Perikles auch höhnten dreist und dreister,
Weil selbst sie lüstern nach der Herrschaft waren.
Gehr stand er da, der herrlichste der Meister,
Von dessen Hand in jedem Heiligthume
Ein Bildwerk himmelan erhob die Geister.
Doch fallen sollt' er, weil von seinem Ruhme
Athen und Perikles, der Tempelgründer,
Mitstrahlten, wie vom Licht die Sonnenblume.
Drum sollt' er fallen; und die Heilverkünder,
Die neuen Heilverkünder von der Silbe,
Verklagten jetzt als Spötter ihn und Sünder:
Als Sünder gegen Pallas, weil dem Schilde
Der Göttin eingemeißelt er am Rande
Sich selbst und Perikles im Ebenbilde.
Drum schlugen sie den Meister jetzt in Bande
Und ließen ihn in Kerkerlust, in schwüler,
Des Urtheils harren und der sichern Schande.
Mit ihm gegangen war sein Liebblingsschüler
Pantarkes, mit Gesprächen ihn zu laben,
Mild, wie ein Zephyrwind, ein weicher, kühlter.
Er liebte mehr denn einen Sohn den Knaben,
Der Zeus sogar, dem höchsten Gott, gefiele,
Der Schönheit willen und der Geistesgaben.
Ihn hatt' als Sieger im olymp'schen Spiele
Er abgebildet an dem goldnen Throne
Des höchsten Gottes, übekränzt am Ziele.
Ihm zeigt' er, wie der Vater seinem Sohne,
Der großen Kunst geheimnißvolle Tiefen,
Daß sie in ihm auf Erden weiterwohne.
„Pantarkes“, rief er jetzt, „auch dich beriefen
Durch mich die Götter, der mit heil'gem Worte
Die Gaben ich geweckt, die in dir schliefen:
Bewahre sie der höchsten Kunst zum Horte,
Auf daß Unsterblichkeit“ — nicht kommt' er enden,
Sein schlimmster Feind stand in der Kerkerpforte.
Ein glatter Becher schien in dessen Händen.
„Du bist, o Phidias, dem Tod verfallen,“
Begann er zu dem Meister sich zu wenden.
„Dir ward die Kunst. Zu deinen Werken wallen
Die Griechen alle froh mit Wonnelaben,
Dein Loblied höret jede Landschaft schallen.
Drum mußt du sterben; denn dem gleichen Leben
Des freien Volkes soll zu Götterwonnen
Kein Einzler sich so hoch wie du entbeben.
Die Schuld, der wir dich zeihn, ist klug erfunden,

Doch hat die Richter, welche Nahrung nähren,
 Dein weiter Ruhm zu rühren schon begonnen.
 Und wenn die Richter auch gerechter wären,
 Die Allmacht Perikles' doch macht sie schandern,
 Sein Jern, sein Flehn, sein Donnern, seine Zähren.
 Und gar das Volk! Schon hör' aus seinem Plaudern
 Den Unmuth ich; und täglich wird es frecher;
 Drum stirbst du heute noch — und ohne Zaudern.
 Sieh, hier kredenz' ich dir den Schirlingsbecher.
 Wenn du ihn weigerst — vor der Thüre stehen
 Bereit mit blankem Schwerte meine Räder.“
 Kein Wort spricht Phidias. Geängstet stehen
 Pantarkes' Blicke zu des Bechers Träger;
 Der aber schien den Knaben nicht zu sehen.
 Stumm war der Angeklagte, stumm der Kläger;
 Ein dumpfes Schweigen — bis den grauen Mären
 Der Meister sich ergab, wie Wild dem Jäger.
 Dann schloß er, ohne sein Geschluchz zu hören,
 Den Schüler an den Busen und bedeckte
 Mit Küffen seine Stirn, die Treue schwören.
 Und wie vom Gott ergriffen plötzlich streckte
 Die Hand er nach dem Becher aus und stürzte
 Ihn halb hinab den Trauf, der bitter schmeckte.
 „Genug des Tranks! ich fühl's: der Tod-gewürzte
 Wirkt, halbgetrunken, kräftig wie der ganze,
 Der, ganz getrunken, kaum die Qual verkürzte!“
 Laut schrie Pantarkes auf. Mit irrem Glanze
 Des dunklen Aug's entriß er jenes Händen
 Den Becher, halb noch voll der gift'gen Pflanze;
 Und leert ihn, ohn' sein Auge abzuwenden
 Vom Aug' des Meisters, aus in einem Zuge.
 „Mein Leben,“ rief er, „soll mit deinem enden!
 O Phidias, ich hofft' mit gutem Fuge,
 Dein Schüler, mich wie du emporzuschwingen,
 Wie du Zeus anzuschau'n in kühnem Fluge.
 Nur dafür wollt' ich leben, dafür ringen.
 Doch nun du scheidest, kann mich keiner lehren,
 Kein Andern, deiner Hoheit nachzudringen!
 Am Boden haften blieb' ich doch, dem schweren;
 Drum ist's, da du den Tod mir zugetrunkent,
 Für mich auch Zeit, zum Staub zurückzukehren.“
 Er rief's und sank, wie Phidias gesunken,
 Doch sank an dessen Brust; und still entwichen
 Den Zwei'n zugleich des warmen Lebens Funken.
 Der Mörder hatte sich hinausgeschlichen
 Und hinter sich die Kerkerthür geschlossen,
 Um nicht zu sehen, wie sie drin erblichen.
 Doch draußen strahlten, sonnenlichtumflossen,
 Des Meisters Marmorhallen ihm entgegen
 Und Gott und Göttin streng in Erz gegossen.
 Wie die Erinnyen sie ihm erregen,
 Schließt er die Augen, vor dem Glanz sich graufend;
 Doch muß sie sehn auf allen seinen Wegen.
 Sie leuchten von Jahrtausend zu Jahrtausend!

Heinrich Heise in Altona.

Die blühende Haide. —

Still liegt der endlose Haideplan,
Die Blumen winken und locken,
Es duftet in Büscheln der Thymian,
Roth funkeln der Erica Glocken.
Die Bienen saugen den Nektarschaum
Mit ihren geschmeidigen Rüsseln
— Durchschwärmend den weiten, blühenden Raum —
Aus Glocken und Blumenschüsseln.
Schon sinkt an dem fernen Haiderand
Die Sonne tiefer und tiefer,
Rothschimmernd erhebt sich aus dürrem Sand
Der Haide einsame Kiefer.

Des Nordens Pinie leuchtet weit,
Kein Vogel singt auf den Zweigen,
Rings herrschet die tiefste Einsamkeit
Und feierlich heiliges Schweigen!

Wer kann, o Haide, die sinnige Pracht,
Die dich verherrlicht, ermessen?
Dich hat der Schöpfer für Herzen gemacht,
Des Herzens Weh zu vergessen.
O, wandelt hinaus in das weite Gefild,
Hinaus auf die blühende Haide,
Dort wird der tiefste Kummer gestillt,
Das Herz entlastet vom Leide.

Ernst Ziel in Leipzig.

Hellas.

Schön und farbenreich vor meiner Seele
Steigt die Griechenwelt empor,
Wo mit sanfter, liederreicher Kehle
In Cypressenhainen Philomele
Wunderliß berauscht des Lauschers Ohr.
Dort durch's Laubenthor
Leitet des Blissos Schattenwellen
Kühl und überwaldet der Hymett,
Bis sie unter reizenden Gefällen
Thalwärts rauschen in's Orangenbett
Und auf düstereichen Blumenstreden
Gleiten durch die Marmorbeden.
Auf den Vorbeerhöhen welsch' ein Wallen,
Welsch' ein Pilgern thalentslang!
Zu des Isthmos schönen Tempelhallen
Ziehn die Völker — horch! die Haine schallen
Rings von ehoreischem Festgesang:
Evoënklang
Taumelt, halb gejubelt, halb gesungen,
In die lauen Lüfte, immerdar
Wie ein Hymnus der Begeisterungen
Folgend der bekränzten Griechenschaar,
Bis die Stämme sich am Wanderziele
Mischen in die Völkerspiele.
Herrlich durch die istsmischen Gefilde
Stäubt der stolze Wagenstreit;
Schwert und Diskus schlagen an die Schilde,
Doch der Stärke einigt sich die Milde,
Holde Schönheit sich der Tapferkeit:
Herzen werden weit,

Da für menschlich edele Gedanken,
Für die Freiheit, groß und göttlich rein,
Da ein hoher Dichter in die Schranken
Tritt für seines Herzens Meinung ein,
Da dem Sophokles die Völker lauschen
Und des Pindar Hymnen rauschen.

— Ach! und diese reine Völkerblüthe
Weltte hin im Sturm der Zeit;
Schon vom Hämös drohete der Scythe —
Hellas' letzte Abendröthe glühte,
Hellas hüllte sich in's Sterbekleid.
Denn im Bruderstreit
Tobten seines eignen Leibes Glieder,
Noch im Wahnsinn groß und heldenstark;
Wilder Zwietracht heiß gehegte Hyder
Mästete sich am Heroenmark,
Und die Völker drängten auf einander —:
Philipp zeugte Alexander.

Sieh! es färbt die schöne Griechenerde
Sich vom Blut der Söhne roth;
Vor dem Sieger, eine Söldnerheerde,
Liegen sie mit slavischer Geberde:
Griechenruhm, der edle Held, ist todt.
Ach! kein Opfer loht,
Keine Hekatombe an der Bahre,
Die verlassen auf Ruinen steht,
Und kein Priester spricht im Festtalar
Für den hohen Todten ein Gebet:
Ueppig thronen, wo sonst Dichter saunen,
Macedonische Tyrannen.

Die Stiftsdame.

Novelle von

Stephan Milow.

I.

Schwer prüft oft den Menschen das Schicksal, und Vieles verhängt ihm die Welt; aber die bängsten Heimjuchungen sind doch die des eigenen Herzens. So manches Dasein, das dem betrachtenden Auge mit der reichsten Fülle von Glücksgütern gesegnet erscheint, verblutet im Stillen, friedlos und zerrissen, durch den bösen Dämon des Herzens, der alle verschwenderischen Gaben des Himmels ausschlägt und ohne Raft, ob stets vergebens, nach seiner eigenen geträumten Seligkeit ringt. Aber ist es denn auch ein böser Dämon dieser Drang, der, ewig wach und unbeflegbar, nur Eines ersehnt und nichts anderes dafür eintauschen will? Dieser Drang verleiht ja der Seele auch Kraft und Schwung, und nur er ist es, der in den auserwählten, unter einem glücklichen Stern geborenen Kindern der Schöpfung alles Große, Weltverschönernde und Bewundernswerthe vollbringt.

Auf dem sonst so stillen Schlosse Felsegg im südlichen Tyrol war heute alles in geschäftiger Bewegung, denn es galt die Vorbereitungen zu einem heiteren Feste. Wilhelmine, die ältere Tochter des Grafen Anderach, der, alternd und kränzlich, hier von der Welt zurückgezogen lebte, war nach langer Abwesenheit in das elterliche Haus zurückgekehrt, und Frida, die jüngere, sollte heute auch zum ersten Male der weiteren Nachbarschaft vorgestellt werden. Die beiden Mädchen waren Stiefschwestern und kannten sich kaum recht. Als Wilhelminens Mutter vor langen Jahren starb, vertraute der Graf Anderach sein Kind einem Erziehungsinstiute an; als er dann wieder heirathete und ihn der Himmel mit noch einem Töchterchen beschenkte, blieb es dabei. Seine zweite Frau rief ihre Stieftochter nicht nach Hause, und er wollte es nicht gerade fordern. Ernstem, nüchternem Wesens und ohne Bedürfnis nach einem gemüthlichen Verkehr, war er es zufrieden, Wilhelmine, so sehr er sie in seiner Weise liebte, in der Ferne wohlverjorgt und fröhlich zu wissen. Ja, selbst als sie schon erwachsen und ihre Erziehung vollendet war, ward sie auf dringendes Bitten einer alleinstehenden Tante, die das Mädchen gern um sich haben wollte, in der Residenz gelassen. Offenbarte sich auch an der Gräfin Anderach die vielberufene Lieblosigkeit der Stiefmutter, oder lag die Schuld an dem Wesen Wilhelminens? genug: die Gräfin überließ bei dem sanftesten weichsten Gemüthe ihre Stieftochter gern anderen Händen, um ihr eigenes Kind desto inniger zu hegen und in dem Verkehr mit Frida auch den Ersatz für ein freudloses eheliches Verhältniß zu suchen. Wenn man die beiden Mädchen in ihrer Eigenart betrachtete, so konnte man auch sagen,

daß jedem das rechte Theil geworden. Wilhelmine, lebhaft, voll Heiterkeit und Muthwillen, fand in der bewegten, glänzenden Gesellschaft der Residenz viel mehr, was sie freute, als ihr das stille Vaterhaus hätte bieten können, und den Verkehr mit einer liebenden Mutter, den sie nie gekannt, schien sie nicht zu entbehren; Frida hingegen, ein wunderbar stilles, in sich gefehrtes Geschöpf, war so ganz die Natur, in der Einsamkeit, unter dem Segen eines wachenden Mutterauges zu gedeihen und glücklich zu sein. Und wie ward sie von ihrer Mutter geliebt! Vielleicht nur allzuviel, das heißt, nicht immer in der rechten Weise, wenn auch Frida so selbständig und sicher angelegt war, daß an ihr nichts verhätschelt werden konnte. — Kaum zwei Wegstunden von Felsegg, in der Ferne auf einem Hügel sichtbar, lag das stattliche Schloß Wernberg. Dort war ein Baron Leo Sternau Herr, ein junger Mann aus angesehenem Adelsgeschlechte, der eine auffallende Ausnahme von seinen Standesgenossen bildete. Obwohl ihm die stolze Carrière offen stand, hatte er den stillen Beruf eines Forschers und Gelehrten gewählt. Nachdem er als Doctor der Philosophie die Universität verlassen, wandte er sich den Naturwissenschaften, einem alten Drange folgend, besonders der Astronomie zu, so daß durch einige werthvolle Abhandlungen sein Name in wissenschaftlichen Kreisen schon zu den bekannten zählte. Einstens, da noch seine Eltern auf Schloß Wernberg lebten, der Gespieler Frida's, war er vor kurzem, seine Studien beschließend, als Mann auf sein Erbgut zurückgekehrt, um nun in stiller Sammlung zu arbeiten; er hatte sich zu diesem Zwecke auch schon, reich bemittelt wie er war, auf seinem Schlosse eine Sternwarte erbauen lassen. Bei der warmen Freundschaft, welche von Alters her zwischen den Häusern Anderach und Sternau bestand, war es nur natürlich, daß auch Leo gute Nachbarschaft hielt und nicht selten auf Schloß Felsegg zu Besuche erschien. Das ist ein Mann für dein Kind! dachte immer die Gräfin Anderach, wenn sie den schönen hochgewachsenen jungen Mann sah, dessen mehr stilles, weltabgewandtes Wesen sich in wunderbarer Uebereinstimmung mit den Neigungen Frida's entfaltet hatte. Und die Gräfin dachte auch oft laut und läpette dem Mädchen Worte in's Ohr, die recht trafen und zündeten, weil hier dem Wunsche der Mutter so sehr die stille Regung der Tochter entgegenkam. Was so eine liebende, von ihrem Kinde entzückte Mutter in stillen Stunden nicht alles plaudert! Da wird in unerschöpflichen Entwürfen die ganze Zukunft des gehätschelten Lieblings bis in's Kleinste ausgemalt. Ist das nicht unvorsichtig, nicht vermessen? Gewiß, gewiß! aber klug bedacht sind ja nur wenige Frauen, und wer möchte mit Einer rechten, wenn

sie in einem schönen, innigen Gefühle ganz aufgeht? — Frida hörte ihrer Mutter gern zu, ohne ihr je ein Wort zu erwidern. Sie sagte nicht Ja, sie jubelte nicht, sie dankte nicht; aber eine tiefe, heilige Neigung keimte leise in ihrem Herzen. Wenn Sternau herüberkam, da war sie nicht lauter und lebhafter als sonst; aber ihr Gefühl für ihn beherrschte sie im Innersten bald so sehr, daß sie alle seine Neigungen und Gewohnheiten annahm. Diese Unterordnung, dieses Aufgehen des Weibes mit all ihrem Willen und Thun in der Art des Mannes ist ja die rührendste Offenbarung der Liebe. Sternau machte oft Sammlungen von Mineralien: sie wußte darüber fast so gut Bescheid wie er; er trieb eifrig Astronomie: wer mochte es glauben, daß Frida ganz schwierige Aufgaben dem geübtesten Rechner zu Trotz löste? Oft genug brachte er ihr auch die Ansätze von Problemen, und sie führte ihm die Rechnung mit so gewissenhafter Richtigkeit aus, daß er scherzend sagte, er könne sich auf sie besser verlassen als auf sich selbst. Frida gefiel ihm; er kam, ganz erstaunt und gefangen genommen durch ihr Verständniß für seine Arbeiten, immer öfter nach Felsegg, aber er dachte an nichts weiter. Vielleicht hatte er ihr schon in der Kindheit zu nahe gestanden, und ihr gegenseitiges vertrauliches Verhältnis war zu natürlich und selbstverständlich, als daß er sich hätte Fragen über die Zukunft vorlegen sollen. Aber da galt ja auch keine Eile. Leo stand kaum im vierundzwanzigsten Jahre, und Frida war noch ein halbes Kind. So viel war gewiß: die Gräfin Anderach stützte ihre stillen Pläne und Hoffnungen auf die besten Voraussetzungen; ja, selbst daß die beiden Familien inmitten eines streng katholischen Landes protestantisch waren, erschien als ein Grund mehr für die Verbindung der Kinder, und so mußte sich ja endlich von selbst entfalten, worauf alles hinwies. Frida's Vater, durch sein ganzes Wesen wenig geartet, an all den Träumen der Mutter Theil zu nehmen, ward bis dahin nicht in das Vertrauen gezogen, und das brauchte es ja auch nicht, da man gewiß sein konnte, er werde einem Freier wie Sternau nimmermehr die Hand seiner Tochter versagen. — So standen die Dinge im Hause Anderach, als ein neues Familienglied für die Dauer heimkehrte. Wilhelmine's Tante war gestorben: da blieb denn keine andere Wahl als das Mädchen in's Haus zu nehmen. Die Gräfin hatte ihre Ankunft mit einem ordentlichen Bangen erwartet, während Frida ihre Schwester mit einer gewissen neugierigen Freude empfing. Und siehe, Wilhelmine stellte sich gleich in den ersten Tagen als ein allerliebstes Geschöpf dar. Munter und gewandt, wie sie war, fand sie sich im elterlichen Hause gleich zurecht und überhäufte Vater, Mutter und Schwester mit Liebesbezeugungen. War sie dabei ein bißchen allzu laut und bligte manchmal ein etwas heftiger Zug durch, so stand ihr auch das nicht schlecht, da sie sich immer mit einer gewissen unbefangenen Offenheit gab. Um sechs Jahre älter als Frida, durfte sie sich zudem ihrer Schwester ein wenig überlegen fühlen.

Schon war die Stunde nahe, wo die erwarteten Gäste auf Schloß Felsegg eintreffen sollten, und die Dienerschaft eilte immer lebhafter umher, denn man war hier an solche Ereignisse nicht gewohnt. Nur die beiden Töchter des Hauses, welchen zu Ehren all die festlichen Zurüstungen stattfanden, erwarteten die Freuden des Tages ruhig genug: Wilhelmine, weil ihr dergleichen längst nicht mehr neu war, und Frida, weil sie dergleichen nicht erregen konnte.

„Aber — das ist mir nicht recht!“ rief Wilhelmine ihrer Schwester entgegen, welche jetzt zu ihr in's Zimmer getreten war; und sie betrachtete Frida wiederholt vom Kopf bis zum Fuße. „Freilich, ein schönes Mägdlein bleibst du

immer; aber heute hättest du dich doch ein bißchen mehr herausputzen sollen.“

Frida, mit einem leichten hellbraunen Kleide angethan, das sie bis an den Hals eng umschloß, das lichtbraune Haar schlicht gescheitelt und rückwärts in zwei vollen Zöpfen niederhängend, sah allerdings recht unmodisch und kindlich aus, im auffallenden Widerspiel zu Wilhelminen, die ihr rabenschwarzes, üppiges Haar auf das kunstvollste verschlungen trug und, in rauschende Seide von brennend rother Farbe gehüllt, die reichste Eleganz entfaltete. Auch sonst waren ja die beiden Mädchen in ihrer Erscheinung der größte Gegensatz. Frida, schlank und ziemlich hoch aufgeschossen, mit ruhig abgemessenen Bewegungen und sanften braunen Augen in dem edel gebildeten, aber noch etwas unfertigen Gesichte; Wilhelmine dagegen mehr klein und rundlich, von leichter, rasch dahinschwebender Grazie, das bligende Auge schwarz wie das Haar und die Züge, ohne eigentlich schön zu sein, von bezaubernd lebhaftem Ausdruck.

„Weißt du was?“ sagte jetzt Wilhelmine, indem sie mit dem Anstecken einer prachtvollen Busennadel ihre Toilette vollendete und sich dann wieder zur schweigenden Frida wandte, „ich bin nicht ungeschickt und wir haben noch Zeit: laß mich dir dein Köpfchen ein wenig nach meinem Geschmack zurecht machen.“ Dabei ergriff sie einen Kamm und wollte daran gehen, die Haarflechten der Schwester aufzulösen.

„Laß! laß!“ wehrte Frida ab und trat etwas zurück. Wilhelmine stampfte unwillig mit dem Fuße auf. „Kannst du nicht folgsam sein?“ — Aber im nächsten Augenblicke lächelte sie schon wieder. „Sei's!“ verbesserte sie sich, den Kamm welegend, „am Ende bist du doch so am hübschesten und vielleicht weißt du das auch.“ Und indem sie sie küßte, brach sie davon mit den Worten ab: „Ich bin neugierig, was wir für Nachbarschaft haben und hoffe, man wird sich bei dir über die bedeutamsten Erscheinungen Auskünfte holen können.“

Bald darauf hatten sich die Schwestern wieder getrennt. Es war im August; ein lichter, sonnenglühender Himmel spannte sich über die herrliche Landschaft. Frida schritt jetzt über die Terrasse des mächtig erhöht gelegenen Schlosses durch den davor ausgebreiteten Park auf eine offene kleine Rotonde zu, die, von zierlichen Säulen getragen, hart am Rande des hier mit einem jähen Buge steil abfallenden Bergeshanges errichtet war. Hier pflegte sie gern, lesend oder sonst beschäftigt, lange Stunden zu verbringen; welchen Ausblick genoß man auch von hier in dem weiten Umkreis! Schloß Felsegg stand gerade an der Vereinigung eines kleinen Nebenthals, das sich von Osten herzog, mit dem nach Süden gerichteten Hauptthale, und man hatte da rechts und links die verschiedenste Pflanzenwelt, gleichsam die Bilder zweier Himmelsstriche vor sich. Gegen Osten zu lag schneebedecktes Hochgebirg mit Felsgeröll und finsternen Tannemwäldern darunter; nach Süden aber öffnete sich, breiter und breiter, eine liebliche fruchtbare Niederung, die reiche Weinpflanzungen, Feigenbäume und hier und da schlank aufragende Cypressen bedeckten. Die Grundstücke der Herrschaft Felsegg erstreckten sich nach beiden Seiten und umfaßten einen eben so schönen als nutzbringenden Flecken Landes. — Nicht lange war Frida in die Rotonde getreten, mit dem Blick die Ferne durchschweifend, als Baron Sternau den ihm wohlbekanntem Seitenpfad, der hier vorbei von unten in kürzester Richtung zum Schlosse führte, auf sie zugeschnitten kam.

„Wie lange hab' ich Sie nicht gesehen!“ rief er freudig, da er vor ihr stand, und er streckte ihr die Hand entgegen.

Das Mädchen reichte ihm schon die ihre, vielleicht noch schener, als es sonst in ihrer Art lag. O daß ihr auch die Mutter so viel von Leo vorgesprochen! So oft er nun ein vertrauliches Wort an sie richtete, bebte sie im Innersten; sie meinte, in zarter Scham erbangend, ein Jeder müsse sie gleich durchschauen und zu sich sagen: die liebt ihn! Und war sie vollends mit ihm allein, so verschloß sie sich doppelt ängstlich. Nur wenn sie über einen bestimmten Gegenstand sprachen, da quoll ihr die Rede leichter vom Munde.

„Ich war in Arbeiten vergraben,“ sagte Leo fort, „aber nun hab' ich das Schlimmste bewältigt; nun will ich wieder freier aufathmen und mich nicht erst einladen lassen, ehe ich komme.“ Sternau war, ob auch noch blutjung, eine höchst gewinnende Erscheinung von edelster Haltung. In seinen großen blauen Augen und dem ganzen von blondem Haar eingefassten milden Gesichte, das erst nur ein ganz kleines Schnurrärtchen wies, lag etwas wunderbar Träumrisches, und vielleicht fehlte ihm, um vollends schön zu sein, nur die Fülle der Gesundheit. Seine Wangen waren leise eingefallen, und das Roth, das sie überzog, erschien nicht als das blühender Jugend.

Im Innersten beklommen, vermochte Frida noch immer kein Wort der Erwiderung zu finden, so daß er nach einer Pause aufs Neue mit einem Lächeln anbot: „Werden Sie mir als getreue Schülerin helfen? Es gibt wieder viel zu thun.“

„O gern!“ entgegnete Frida, die Sache mit heiligstem Ernst betrachtend, in tiefem, innigem Gefühl; aber dieses Gefühl blieb in ihrem Herzen festgebant und brach nicht in ihrer Stimme durch, so daß ihre Antwort mehr trocken bestimmt als warm klang.

„Sie sind ja so gut!“ sagte Leo. „Ich bin einem neuen Cometen auf der Spur. Wenn ich nur erst den unruhigen Schwärmer, der sich der gemeinen Ordnung nicht fügen will, glücklich gefast habe, dann wollen wir uns auch beide freuen — nicht wahr?“

Frida nickte ihm nur zu. Sie war heute ganz unerklärlich bewegt, verschüchterter als je. Da standen sie nun eine Sekunde Aug' in Auge; dann reichte er ihr wieder die Hand. „Ich will noch rasch zu Ihren Eltern empor, ehe sich die Gesellschaft versammelt.“ Und er enteilte.

Das Mädchen blickte wieder still selig hinaus in die sonnige Landschaft. Der Traum eines tiefen, grenzenlosen Glückes ging durch ihre Seele, eines Glückes, das sie sich selbst nicht zu nennen, sich selbst nicht auszumalen vermochte, das sie aber segnend bis in das Innerste durchstutete. Und wie sie so, sehnsuchtszitternd und doch im tiefsten gestillt, da stand und ihr in ihrem dämmerhaften, sanft wogenden Gefühl die Gedanken untergingen, da genoß sie die schönsten Augenblicke, welche das Leben zu bringen vermag. —

Mit der hereinbrechenden Abenddämmerung waren die geladenen Gäste vollzählig auf Schloß Felsegg versammelt. In fröhlichem Geklapper breitete sich die Gesellschaft auf der Terrasse und über die breite Marmortreppe in den anstößenden Park aus. Es waren lauter adelige angesehene Familien, darunter namentlich manche anmuthige Frauengestalten. Wilhelmine, die Neuangekommene, der ja das Fest zunächst galt, zog natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; sie erweckte auch bald durch ihre bestrickende Erscheinung und die freundliche, ungezwungene Art, mit welcher sie Jedem begegnete, ungetheilte Bewunderung, so daß manches überschwängliche Wort des Lobes, das man sich über sie in der Runde zuflüsterte, bis zu ihr drang. Sie selbst hatte auch mit ihren schönen feurigen Augen rasche Umschau gehalten, wer da sei: nun, sie fand die Männer-

welt nicht allzu günstig vertreten. Nur eine Gestalt baunte immer wieder ihren Blick: es war Sternau. Als Wilhelmine im Hin- und Herflattern durch den Schwarm der Versammelten einmal an Frida vorüberkam, kispelte sie ihr die Worte in das Ohr: „Nicht wahr, Baron Sternau kommt oft zu uns?“ — Frida nickte bejahend, und Wilhelmine war rasch wieder verschwunden. — Der Graf Anderach, höchlich befriedigt von dem Eindrucke, den seine heimgekehrte Tochter auf die Gesellschaft machte, küßte Wilhelmine im Begegnen wiederholt zärtlich auf die Wange, recht im Contraste zu dem grämlichen Zug, der, durch ein altes schmerzhaftes Fußübel hervorgerufen, unausstilgbar in seinem Gesichte lag. Die Gräfin aber, eine überzarte, wespenhaft schlanke Frau, deren Antlitz noch die Spuren großer Schönheit wies, sah sich nur immer nach Frida um, welche ja in dem lauten Vergnügen fast verloren ging. Jetzt stand das Mädchen in einer Fensternische des nach der Terrasse zu geöffneten Saales, und die Mutter trat zu ihr: „Du freust dich wenig, mein Kind!“ sagte sie mit einem liebevollen Blicke. — „Warum nicht? Und was für eine Freude sollte ich denn suchen?“ entgegnete Frida. — „Nun, es hat dieses Eine Mal sein müssen, der Vater hat es Wilhelminens wegen durchaus gewollt; aber diese Unterhaltungen sollen nicht zur Regel werden.“ Die Gräfin küßte Frida auf die Stirn.

Da erscholl von einer Seite der Ruf: Singen! singen! — Es waren mehrere Damen da, die sich einer schönen Stimme rühmen durften, und auch von Wilhelminen war es bekannt geworden, daß sie gern singe. Frida konnte da nicht mit eintreten. Niemand mochte tief innerlich so musikalisch sein, wie sie; Niemand mochte mit solchem Bedürfnisse, mit solchem Verständniß die Musik in sich fangen; aber es war seltsam: sie hatte nicht die geringste Gabe, das Gehörte wiederzugeben, und vermochte auch die einfachste Melodie nicht rein zu singen. — Der prächtige, klangvolle Flügel, welcher im Saale stand, ward aufgeschlagen, eine Dame aus der Gesellschaft setzte sich dazu, und bald quollen die Töne eines Präludiums hinaus in's Freie. Dann kam ein Lied, dann wieder eins, und so wechselte, immer von Händeklatschen begleitet, eine Sängerin mit der anderen ab. — Sternau, ziemlich zerstreut, hatte auf diese musikalischen Uebungen nicht viel geachtet und sich, während die Meisten nach dem Saale drängten, allein im Parke umhergetrieben. Als jetzt aber, da er sich gerade der Terrasse näherte, Wilhelmine unter merkbarer Bewegung in der Gesellschaft an das Clavier trat, eilte auch er hinein. Wilhelmine begann nun nach einigen einleitenden Tacten ein Lied, das durch seine liebliche Melodie, mehr aber noch durch die silberhelle Stimme und die Kunst der Sängerin den aufrichtigsten Beifallsturm erregte. Leo stand Wilhelminen gegenüber, und als sie beim Singen des Refrains:

„Ach, keine, keine sind' ich je,
Die so mich liebt wie du.“

von den Noten aufblickte und ihn gewahrte, da blißte ihr Auge in einem wunderbaren Feuer und traf ihn so mächtig, daß er ganz verwirrt wegsah.

Immer wieder drang die Gesellschaft in Wilhelmine, noch etwas zu singen; aber endlich sprang sie, entschieden abbrechend, auf, und mit ihrem Gesange schlossen die Vorträge.

Das Mädchen schlüpfte nun behende nach der Ecke, wohin sich Sternau verlor, und richtete an ihn leichthin die Frage: „Sie treiben nicht Musik, Baron?“

„Nein!“ entgegnete er fast zusammenschauernd, da das bestrickende Mädchen, vom Eifer des Singens in hohem Roth aufglühend, plötzlich neben ihm stand.

„Nun ja — ein Gelehrter — Musik zerstreut,“ fuhr sie, leise lächelnd, fort und ruhte mit ihrem Auge auf ihm.

Leo schwindelte, wie er sich in dieses leuchtende Auge versenkte, und vergebens wollte er wieder in seiner Verwirrung den Blick wegwenden: er ward zaubermächtig nur immer tiefer hineingezogen. „Ja, sie zerstreut,“ jagte er endlich in einer plötzlichen Gefühlstrunkenheit, „aber wunderbar befelegend, erhebend, und wenn mir die Gabe des Gesanges fehlt, so könnte ich Ihnen ewig lauschen.“

Wilhelmine sah ihm noch einen Moment in's Auge, als nicht ihm ihre Seele zu, und in die schelmische Siegesfreude ihres Blickes mischte sich ein wunderbar inniger Ernst. Dann eilte sie rasch weiter und wandte sich wieder den Anderen zu. Sternau aber verharrte den ganzen Abend hindurch in träumerischer Gedankenverlorenheit. Frida, die sich freilich, wie mit Absicht, stets zur Seite hielt, sah er nicht, suchte er nicht, und als er endlich, spät in der Nacht, nach Hause aufbrechen mußte und sie noch immer unsichtbar blieb, vergaß er sie ganz, so daß es Wilhelmine war, die ihm noch zuletzt mit einem anmuthigen Lächeln die Hand zum Abschiede reichte.

II.

Seit jenem Abend erschien Sternau öfter denn je auf Schloß Felsegg; aber er kam Wilhelminens wegen. Für Frida hatte er ja jetzt nicht, wie sonst, bald dieses, bald jenes zu bringen, mit ihr hatte er nicht viel zu reden; denn all seine wissenschaftlichen Arbeiten waren plötzlich bei Seite geschoben und vergessen. Der junge Mann, der noch so wenig in der Welt gelebt und erfahren, erschien durch Wilhelmine mit einem Mal wie verwandelt, und in die Stille seines Innern brach es mit Sturmesgewalt. Das heiter bewegliche, glücklich angelegte Geschöpf, das allen Reiz, den es besaß, in jedem Augenblicke zu offenbaren wußte und doch auch im größten Muthwillen fein und anmuthig die rechte Grenze einhielt, so daß es zauberisch verlockend und doch mädchenhaft verschlossen vor Leo stand, blendete, entflammte, heraufschte ihn. Wilhelmine aber, gleich ihm schon bei ihrer ersten Begegnung gefesselt, glühte nun, da sie ihn so ergriffen sah, auch von Tag zu Tag mehr auf. Da gibt es ja den lodernsten Liebesbrand, wo sich Zwei an einander entzünden und für jede Sehnsucht in der Brust des Einen die Verheißung des Gewährens im Auge des Anderen blüht. Wie doppelt beschwingt und leuchtend, wie übersprudelnd und unerschöpflich in den anregendsten Einfällen war jetzt das liebesfelige Mädchen! — Frida, merkend, was da vorging, hielt sich still zur Seite und gewann es über sich, auch nicht das Geringste von der Bewegung ihres Innern zu verrathen. Still und schweigsam war sie ja immer, und hatte sich Leo schon früher über sie keine besonderen Gedanken gemacht, so fehlte ihm jetzt, da er nur Wilhelmine sah, noch mehr das Auge für die tiefgeheimen Regungen ihres Herzens. So kam es, daß er noch ganz unbefangen mit Frida verkehren konnte, als seine Liebe für Wilhelmine schon offenkundig ward und Jeder im Schlosse voraussah, daß es da nächstens ein Brautpaar geben müsse.

Die Gräfin, eine leicht verzagte, auch mehr nach innen gefehrte Natur, überrascht und verwirrt von all dem, was sich da wider ihr Wünschen und Erwarten so rasch entwickelte, sah sich dem Lauf der Dinge machtlos gegenüber, und sie durfte ja Wilhelminens ihr Glück gar nicht mißgönnen und es ihr etwa vereiteln wollen. Aber welchen Schmerz litt sie um ihr geliebtes Kind! So ward ihr jeder Besuch Sternaus zur stillen Marter, denn sie zitterte bei jedem in der Angst, daß nun die letzte Entscheidung gekommen

und für Frida alles verloren sei. Und diese Entscheidung blieb auch nicht lange aus.

Eines Tages trat der Graf Anderach mit der frohen Botschaft zu seiner Frau in's Zimmer, daß Sternau soeben um Wilhelmine angehalten habe. „Es freut mich herzlich,“ fügte er mit einer gewissen Genugthuung bei, „es freut mich der guten Wilhelmine wegen, und es ist auch recht, daß unsere ältere Tochter zuerst heirathet.“ — Was dieses Ereigniß für sein zweites Kind war, davon hatte er keine Ahnung.

Bald darauf suchte die Gräfin Frida auf. Da sie ihrem Kinde unter Thränen um den Hals fiel, wußte das Mädchen alles. „Mein Kind! mein Kind!“ jammerte die zarte Frau. „Was ist alle unsere Borausicht! O, daß uns das geschehen mußte!“

Frida hatte wiederholt leise gezuckt, und da sie sich jetzt den Armen ihrer Mutter entwand, war ihr Auge feucht. Aber sie sagte: „Was ist denn geschehen? Klage doch nicht, Mutter!“

„Um dich! um dich!“ rief die Gräfin, noch immer fassungslös.

Es war etwas wie verlegter Stolz, was sich jetzt in dem kaum entfalteten Mädchen regte, und sie entgegnete: „Das sollst du nicht! Mir ist, ich müßte mich der Klage schämen.“ — Das war das eine Gefühl, das einen Augenblick in ihr aufwallte; aber so innig sie an ihrer Mutter hing: ihre tiefste Empfindung vermochte sie selbst ihr nicht zu enthüllen, und im innersten Grunde des Herzens war es ihr zum Sterben bang. Da sah sie ein verlorenes Glück, das ihr nichts mehr erregen konnte und auf das sie doch eigentlich gar kein Recht hatte; da sah sie sich arm, verlassen, in namenlose Trauer gestürzt, und fand doch Niemand, den sie vor Gericht ziehen durfte.

Unter gar verschiedenen Empfindungen floß den Schloßbewohnern von Felsegg die nächste Zeit dahin. Hier ein glückliches Liebespaar voll von Jubel und Zukunfts träumen, dort die Mutter, welche die Vorbereitungen für die von allen Seiten beglückwünschte Vermählung wie eine still Verzweifelnde betrieb, und daneben ein im tiefsten getroffenen edles junges Geschöpf, das trotz allem Leide mit keiner Miene zuckte und gefaßt und verschlossen das Verhängniß über sich ergehen ließ. Aber Eines setzte die Gräfin gegen ihren Gemahl doch durch, da es ja auch die beiden Liebenden wünschten: die Vermählung des Paares sollte ohne allen Prunk in der größten Stille auf Schloß Felsegg stattfinden.

Der festgesetzte Tag kam heran. Wilhelmine, im weißen Hochzeitskleide, den Myrthenkranz auf dem Haupte, von welchem der lange Schleier bis zum Boden niederwallte, sah herrlich aus. „Nun, gefalle ich Euch?“ jagte sie selig zur Mutter und zu Frida, die, um sie in vollendetem Toilette zu sehen, zu ihr ins Zimmer getreten waren.

Die Mutter lächelte nur mit einer gewissen Behmuth über das glückliche Mädchen, dem sie ja doch nicht grollen konnte, und Frida, auch ein sanftes Lächeln um den Mund, nickte ihr theilnehmend Beifall zu.

„Ist es wahr, daß oft auch die glücklichsten Bräute am Hochzeitstage weinen?“ fuhr Wilhelmine fort. „Weiß Gott, so bekommen mir zu Muthe ist, ich fühl' es doch, dieses Bangen könnte sich bei mir viel eher in einen herzhaften Jubelruf als in Thränen lösen.“

Die Mutter, allzu mächtig bewegt, eilte hinaus, und die beiden Schwestern blieben allein.

Wilhelmine überkam jetzt eine eigene Nührung. Schon manchmal war es ihr durch den Sinn gegangen, daß Frida an Leo mit einer stillen Neigung hänge, und in diesem

Augenblicke erfaßte sie der Gedanke plötzlich mit doppelter Macht. Ja, sie erbebt dabei, wie in der unklaren Angst ein Unrecht zu begehen. „Du Liebe!“ sagte sie, unwillkürlich immer ernster und bewegter, indem sie Frida bei den Händen faßte, „sie werden mich bald abholen und ich kann dann vielleicht nicht mehr so allein mit dir sprechen: bitte, bitte, bleibe mir immer eine gute Schwester! Du bist ja so ein herrliches, einziges Kind und ich habe dich so gern!“

Die beiden Schwestern hielten sich umschlungen. Frida zuckte leise auf; dann wand sie sich los und verließ das Zimmer.

Bald nachher stand sie hinter dem Brautpaar am Altar. Sie regte sich nicht, sie verrieth mit keinem Zuge, was in ihr vorging. Aber als der Priester die Hände der Liebenden ineinander schlang und das Band auf ewig knüpfte, da schloß sie unwillkürlich das Auge wie vor der ganzen Welt, die nun für sie todt war. —

Die Neuvermählten warfen sich rasch in Reijeskleider und erschienen dann wieder, um Abschied zu nehmen. Sie wollten eine mehrwöchentliche Reise nach Italien machen und dann nach Schloß Wernberg heimkehren. Leo dankte überströmend seinen Schwiegereltern, dann wandte er sich zu Frida: „Lebe wohl!“ sagte er, und da sie bei diesen Worten ganz fremd zusammenfuhr, fügte er hinzu: „Wir dürfen uns jetzt schon, ja, wir müssen uns jetzt „du“ sagen.“ Dabei streckte er ihr die Hand hin.

Sie reichte ihm die ihre, ohne ein Wort erwidern zu können, ganz leblos, so daß Leo einen Augenblick betroffen aufschaute. Aber Wilhelmine umschlang liebevoll ihren Gemahl und zog ihn mit sich fort. —

In der nächsten Stunde hatte das junge Ehepaar Schloß Felsegg schon weit im Rücken. — Frida stand allein in der Rotunde und schaute bald das Thal entlang, das südlich nach Italien führte, bald gegen Schloß Wernberg, von wo die kleine metallne Kuppel der Sternwarte im Sonnenschein röthlich herüber glänzte. Welche Gedanken zogen durch ihre Seele! Wird sie noch überwinden? und war ihr mit dem, was sie jetzt verlor, doch nur ein Mädchen-traum zerflossen, dem noch neues Hoffen und neues Glück folgen konnte?

III.

Zwei Monde waren vergangen, und schon grünte und blühte wieder der Lenz, als das junge Paar nach einem seligen Flug durch Italien auf Schloß Wernberg einzog. Sternau war alles wie ein Traum, wenn er nach der Zeit zurückdachte, wo er hier allein zwischen seinen Büchern und Arbeiten gehaust. Jetzt umhüpfte ihn ein theures, schönes Weib, das ihn mit Lieblosungen überhäufte und gar nicht dazu kommen ließ, sich einsam einzuspinnen. Dabei war ja auch im jungen Hausstande die Hülfe zu thun. Das Schloß bedurfte für die neuen Verhältnisse mancher Aenderung und der Park, der es umgab, größerer Sorge und Pflege. Jetzt sollte sich ja das so lang vereinsamte Wernberg sehen lassen dürfen und wieder so manchen Gast zu fröhlicher Geselligkeit in seinen Mauern aufnehmen. Da gab es also für das glückliche Paar bald dieses bald jenes zu planen und zu berathen. Und wie oft wußte Wilhelmine einen kleinen Scherz in Scene zu setzen, der in diese Liebestage heitere Bewegung und Abwechslung brachte! — Allgemach freilich mußte es auf Schloß Wernberg nothwendig wieder zu einem ruhigeren, einformigeren Leben kommen. Leo nahm seine wissenschaftlichen Forschungen auf, die ihn viele Stunden des Tages festhielten, und einen lebhaften geselligen Verkehr ließ die abgeschiedene Lage Wern-

bergs gar nicht zu; so mußte sich's auch Wilhelmine in der Stille und Einsamkeit gefallen lassen, wenigleich sie gewohnt war, immer recht viele Menschen um sich zu sehen. Dafür konnte sie nun eine Menge kleinerer Liebhabereien, die sie sich als Mädchen hatte versagen müssen, in uneingeschränkter Freiheit befriedigen. Auch entwickelte sich in ihr bald eine wahre Naturschwärmerei, als hätte ihr lebhaftes feuriges Wesen irgend etwas bedurft, was sie in Bewegung setzte. Die Natur war ja das neue Schöne in ihren veränderten äußeren Verhältnissen; da durchstreifte sie nun die herrliche Landschaft nach allen Richtungen und machte gern lange Ritte. Leo säumte nicht, ihr die prächtigsten Pferde in den Stall zu stellen, und begleitete sie auch, trotz seiner geringen Neigung zu solchen Vergnügungen, oft genug selbst, weil er wußte, wie sehr sie das immer glücklich machte.

Schloß Felsegg hatte das junge Ehepaar natürlich gleich nach der Rückkehr von der Reise aufgesucht, aber es fand dort nicht viel Erfreuliches. Das Uebel des alten Anderach hatte sich in den letzten Wochen so arg verschlimmert, daß er sich nur schwer mehr bewegen konnte, und auch die Gräfin mußte ernstlich leidend sein, denn ihr Gesicht war erschreckend bleich und eingesunken. Frida hingegen, die freilich keine Spur von Veränderung zeigte und die Angekommenen mit einem freundlich sanften Lächeln empfing, erschien in ihrer stillen, verschlossenen Weise doch auch als ein schlechtes Echo für die entzückten Herzen der Liebenden.

Es verging auch eine ziemlich lange Zeit, ehe die Bewohner von Felsegg auf Wernberg zum Gegenbesuche eintraten. Aber endlich mußte ja doch das junge Paar in seiner Häuslichkeit gesehen sein, und so machten sich denn, da Anderach eines Tages weniger Schmerzen litt, Vater, Mutter und Tochter nach Wernberg auf. Frida war seit ihrer Kindheit, da Sternau's Eltern noch lebten und sie mit den ihren öfter zu Besuche kam, nicht wieder in Wernberg gewesen. Zwar hatte sie Leo nach vollendetem Bau seiner Sternwarte wiederholt mit der Mutter zur Besichtigung eingeladen, aber der Besuch war immer wieder durch irgend ein kleines Hinderniß vereitelt worden. Inzwischen hatte ihr Leo dies oder jenes der beweglichen Instrumente nach Felsegg gebracht und erklärt. Nun, heute endlich sollte sie zu ihm, und das Schloß wieder in seinem Innern sehen, das sie so lange nur aus der Ferne mit ihren Blicken gesucht.

Der Graf Anderach war von dem Bilde Wernbergs, das, seit er es zum letzten Male gesehen, so vortheilhafte Veränderungen erfuhr, auf das freudigste überrascht, die Gräfin aber überschaute wehmüthsvoll das schöne Heim des jungen Paares. Wilhelmine, selig und voll bezaubernder Anmuth, machte die Führerin und wies in geschäftigem Eifer auf Alles, was den Besuchern neu war. Als aber die Gesellschaft die lange Flucht von Zimmern durchschritten hatte und in den Schloßgang trat, da sagte Leo zu Frida: „Komm, jetzt will ich dir etwas zeigen, was nur für dich ist! Wir gehen auf die Sternwarte.“

Frida bebt im Innersten. Sein „Du“ überraschte immer wieder ihr Gefühl, und sie wagte es ihm kaum zurückzugeben, weil sie damit viel mehr zu sagen meinte, als sie durfte.

Die Beiden trennten sich von den Andern und schritten durch den langen Corridor dem Ausgang nach der Sternwarte zu. Jetzt zum ersten Mal fiel es ihm auf, daß Wilhelmine noch gar nicht da oben war. Sie hatte zwar, als sie mit ihm, das Schloß in allen Theilen untersuchend, bis hierher gekommen war, schon die Thüre geöffnet; aber sie schlug sie, da sie die steile, enge Treppe vor sich sah, rasch

wieder mit den Worten zu: „In dein Heiligthum wag' ich mich nicht hinauf!“ Nun, das war ihr zu verzeihen, und da jetzt Leo mit Frida hinauf wollte, fand er es selbst, daß man eigentlich einer Frau nicht zumuthen konnte, da empor zu klettern.

„Gib Acht!“ rief er ihr zu. „Ich steige voran und reiche dir die Hand.“

Aber Frida lehnte seine Hilfe ab. „Es geht ja leicht,“ entgegnete sie und schritt ihm, das Haupt unter die niedere Decke der Stiege bückend, sicheren Trittes nach.

Oben gelangten sie in einen weiten Raum, den in der Mitte eine drehbare mittendurch gespaltene Kugel überdeckte. Zwei Steinpfeiler, die sich auf eigenem Fundamente aus der Tiefe erhoben, trugen die zwei mächtigen Hauptinstrumente; ringsum war eine Menge kleinerer aufgestellt. In einer Ecke neben dem Arbeitstische Leo's befand sich eine große Pendeluhr, die mit lautem Tiktak die ablaufende Zeit verkündete.

„Nun, wie gefällt es dir hier?“ sagte Sternau, sie umherführend und ihr Dieses und Jenes zeigend. „Hier leb' und web' ich ein gut Theil meiner Zeit. Du kommst ja jetzt auch, so oft du willst, herüber kommen, und wir können Manches zusammen arbeiten.“

„Das läßt sich schwer thun; ich bin zu Hause festgehalten,“ entgegnete Frida mit ruhigem Ernste.

„Wie bin ich auch thöricht!“ verbesserte sich Leo. „So geht es Einem, wenn man in eine Sache verannt ist! Sie lachten uns ja am Ende auch nur aus.“

Sie sah ihn einen Augenblick an und sprang dann rasch mit ihrem Blicke ab.

Jetzt öffnete er eine kleine Luke unter dem Dache und sagte: „Sieh nur, was ich von da für einen Ausblick habe!“

Frida trat an das Fenster. Wahrhaftig, es war die herrlichste Gebirgslandschaft, die sich ihrem Auge entrollte.

„Da darf mich doch Wilhelmine nicht scheuten“, fuhr er fort, „wenn ich an dem, was ich schon von hier genieße, mein Genügen finde und nicht danach verlange, Berge und Thäler zu durchstreifen.“

Sie wandten sich wieder hinab. Der erste Tritt auf die leiterartige Stiege war der schwierigste. Leo sprang herbei und faßte Frida unter den Arm; sie aber, seiner raschen Berührung nicht gewärtig, zuckte zusammen und drückte unwillkürlich den Arm fest an sich.

„Es ist ja, als ob du mir böse wärst,“ sagte er lächelnd, aber von ihrem Wesen doch etwas betreten.

Frida eilte rasch die Stiege hinab, um die Anderen aufzusuchen, während ihr Leo langsamen Schrittes nachdenklich folgte. —

Seit jenem ersten Besuche kamen die Bewohner von Felsegg nur selten nach Wernberg. Der alte Graf, nun fast völlig lahm, war an seinen Sorgenstuhl gefesselt, und die Gräfin, augenscheinlich von einer rasch fortschreitenden, verzehrenden Krankheit ergriffen, verjette ihre Umgebung in die größte Angst. Da mochte auch Frida nicht das Haus verlassen, und ihr Leben ward immer stiller und bänger. Und jetzt kam der gefürchtete Schlag, der den einzigen Menschen, dem sie noch ihr Herz erschließen konnte, von ihrer Seite riß: Die Mutter erlag eines Tages ihrem Leiden und schloß für immer das Auge. Frida zuckte unter all den schweren Heimsuchungen bang zusammen, aber sie wankte doch nicht und wischte sich stumm die Thränen aus den Augen. Immer einsamer ward es um sie, immer rauher wies sie das Geschick auf ihr eigenes Selbst; so wollte sie denn allein feststehen und nur an das denken, was ihre Fassung und Thätigkeit erheischte. Zunächst baunte sie die Kindespflicht an die Seite ihres Vaters,

der sie, ob sie gleich ehemals nicht sein Liebling war, nun gar nicht von sich lassen wollte. Sein Zustand drohte keine Gefahr, aber er war recht traurig durch die Hilflosigkeit und den Schmerz des Kranken. Da saß denn Frida täglich bei ihm und las ihm vor oder spielte mit ihm ein Kartenspiel. Dann gab es eine Fülle von Geschäften und Correspondenzen, in welchen sie ihm Secretärsdienste verrichtete. Da sie auch meist zugegen war, wenn irgend ein Beamter kam, um dem Grafen über Dieses oder Jenes Bericht zu erstatten, so überschaute sie allgemach den ganzen Betrieb der Herrschaft und übernahm selbst die Leitung des inneren Hauswesens. Es war wunderbar, wie das junge Mädchen mit dem zartesten, empfänglichsten Sinn für alle idealen Güter des Lebens das richtigste Verständniß der nothwendigen realen Dinge verband. Darin konnte sie kein Mann übertreffen, so klar, sicher und verläßlich war sie. Nur daß sie alles allzu kleine, ängstliche Detail gern überjah und fallen ließ und so auch hier eine gewisse Weiblichkeit offenbarte, die sie, mit was sie sich immer beschäftigen mochte, stets gewinnend erscheinen ließ. Auerbach lernte den Schatz, den er in seinem Kinde bejaß, erst jetzt erkennen, und Frida spann sich in all die Pflichten, die sie sich selbst aufgab, immer tiefer ein. Sie war nicht traurig, es fiel ihr nicht bei, über ihr ödes, freudloses Schicksal zu klagen; sie hatte einmal entsagt: welche neue Enttäuung konnte ihr das Leben noch auferlegen?

IV.

Drei Jahre waren dahingeflossen. Das Ehepaar Sternau hatte während der Wintermonate gewöhnlich die Stadt aufgesucht, da ja Wilhelmine gern in die Welt ging; Frida aber blieb unablässig an der Seite ihres leidenden Vaters. Sie war jetzt auf sein Betreiben Stiftsdame geworden; er wollte ihr, wie er sagte, eine Stellung geben, da er seines Endes gewärtig sein müsse, und er war höchlich zufrieden, daß sie nicht an's Heirathen dachte, denn er wollte sie mit der selbstlichen Rücksichtslosigkeit eines Kranken immer um sich haben. Uebrigens war sie ja durch ihre Würde, die sie jeden Augenblick wieder niederlegen konnte, keineswegs für die Zukunft gebunden. — Der Verkehr zwischen Felsegg und Wernberg war allezeit immer ein ziemlich loser geblieben. Man unterhielt die besten Beziehungen, aber Frida ging selten hinüber, und das Ehepaar kam nicht zu oft herüber; hier herrschte ja gedrückte, freudlose Stille, und dort sollte sich fröhliches, hoffnungsvolles Leben entfalten. Wilhelmine lud jetzt auch Frida gar nicht mehr so dringend ein. Hatte sie sie zuerst oft recht ausgeholt, daß sie sich so einsam einspinne, so war sie mit ihren Werwürfen allgemach immer stiller geworden, weil sie mit dem feinen Blicke der Frau den geheimen Grund von Frida's Haltung erkannte. Was sie längst geahnt, ward ihr bald zur Gewißheit: die Schwester trug eine tiefe Liebe für Leo im Herzen verschlossen. Wenn sich Wilhelmine ehemals, da sie selbst nur glühend nach ihrem ersehnten Glücke strebte, bei diesem Gedanken nicht aufhielt, so bereitete er ihr jetzt manche unruhige Stunde. Leo, wenn gleich er noch oft genug in überschwänglicher Liebe gegen sie ausbrach, war ja auch immer stiller und zerstreuter geworden, und er schien des rechten beschwichtigten Friedens zu entbehren. Vielleicht ging sie mit dieser Befürchtung zu weit, weil sie bei ihrer raschen, lebhaften Art nicht verstand, daß sich in einer Natur mit dem größten Schwung, der leidenschaftlichsten Gluth die stillste Weise verbinden könne. Und so war ihr Mann: feurig, enthusiastisch und, wenn entflammt, nur allzu heftig; sonst aber schweigsam in sich

gekehrt und trümmert. Sie dagegen schien in jedem Augenblick ihr ganzes Selbst zu leben, ohne sich je zu erschöpfen. Wenn sie ihn nun oft unzufrieden glaubte, wo er es gar nicht war, so verschlimmerte sie alles noch mehr, indem sie diese eingebildete Unzufriedenheit mit falschen Mitteln bekämpfte. In der Absicht, Leo aufzuheitern, spornte sie ihn zu Reisen, zu lebhafterem Besuche der Nachbarschaft an, während er ruhig arbeiten wollte, und um wieder ihr eine Freude zu machen, lud er Menschen in's Haus, die er sich sonst nie zu sehen gewünscht hätte. Für sein Ziel, sich als Forscher und Gelehrter seine Stelle zu erstreiten, fehlte ihr das rechte Verständniß, ja sie war darauf in gewissem Sinne eiferfüchtig und ließ das auch merken. Sie hatte nicht die Natur, das stille Schaffen des Mannes sanft anschmiegsam zu begleiten; sie war vielmehr danach geartet, einen Helden zu Thaten zu entflammen. So kam in das gegenseitige Verhältniß der Ehegatten eine gewisse Trübung. Er erschien immer kühler, und sie ward immer unruhiger und in ihrer verhaltenen Angst auch immer empfindlicher und reizbarer. O daß ihnen der Himmel einen Kindesengel geschenkt hätte, um sie, wenn sie schon manches in ihrem Wesen leis trennen wollte, doch in der Liebe zu einem jungen werdenden Leben wieder innig zu vereinen! — Ein Ereigniß, das jetzt dazwischen kam, war auch recht verstimmend in seinen Folgen. — Sternau hatte sich, von zarter Gesundheit, wie er war, durch eine Nachtwache auf der kalten Sternwarte eine entzündliche Brustkrankheit zugezogen. Kurze Zeit schwebte Leo in der äußersten Gefahr, und alles in Wernberg war in banger Aufregung. In diesen Tagen traf jeden Morgen und Abend ein Bote von Felslegg ein: es hieß, Graf Anderach lasse sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen; aber Wilhelmine wußte, daß Frida die Abfenderin war, die mit zitternder Ungebuld die Auskunft erbatte. Da sich Leo's Zustand besserte, fragte er so oft mit einer solchen Sehnsucht nach Frida, daß Wilhelmine endlich nichts anders übrig blieb, als dem Mädchen zu schreiben, sie möge doch herüberkommen. Und als sie erschien, war er ganz heiter und plauderte ihr Dieses und Jenes vor und scherzte, daß er fast ein Märtyrer der Wissenschaft geworden wäre. Beim Abschiede mußte sie dann versprechen, ja recht bald wieder zu kommen. Und sie hielt Wort und ihre Gegenwart that ihm immer wunderbar wohl, während Wilhelmine bei aller überströmenden Liebe durch eine gewisse zuckende Unruhe und Reizbarkeit schlecht zur Krankenpflegerin taugte. Nach seiner Genesung geschah es zum ersten Mal, daß er gegen seine Frau ein mißmuthiges, erregtes Wort nicht zurückhalten konnte. Wilhelmine drang nämlich unter dem Eindrucke des ausgestandenen Schreckens in ihn, er möge sich doch ja nicht mehr der Gefahr so aussetzen und des Nachts auf die Sternwarte klettern. Das war nun freilich liebende Sorge, aber er sah darin auch zugleich eine solche Nichtachtung seines ernstern Lebensberufes, daß er, fast erzürnt, in den Vorwurf ausbrach: „Ich beklag' es lebhaft, daß du meinen Arbeiten nicht mehr Wichtigkeit beilegen kannst; ich beklag' es auch um dich, denn ich muß dir so wehe thun, wie gern ich dir's ersparte.“ — Vor dem Allen ward der Frau unwillkürlich bang zu Muthe. Ohne daß sie irgend einen ernstern Grund für ihre Besorgniß hatte, war es ihr doch, als läge etwas Dräuendes in der Luft, das, sie immer enger umschließend, zu immer bestimmter Gestalt anwuchs. In ihrem ganzen Wesen schon allzu jäh und lebhaft, sah sie bei ihrem augenblicklich gesteigerten Gemüthszustand vollends alles vergrößert, und bald wollte sie sich gegen Leo erzürnen, bald wieder in verzweiflungsvollem Schmerze klagend ausbrechen. Das legte sich nun auch immer trennender zwischen sie und

Frida. So wenig sie dem Mädchen vorwerfen konnte, so verschlossen und zurückhaltend es stets blieb: es war ihr doch wie ein heimlich lauerner böser Geist, dessen bloße Nähe ihr mit Vernichtung drohte, und während sie die hohen Eigenschaften Frida's anerkennen mußte, wandte sie sich in einem unbefiegbaren Mißgefühl innerlich von ihr ab.

Jetzt war auf Schloß Wernberg zu längerem Aufenthalt ein Besuch eingetroffen, der einmal, als Ausnahme von so vielen andern, Sternau die herzlichste Freude bereitete. Es war ein junger Graf Helbig, ein Jugendfreund Leo's, der gern der Einladung folgte, einige Sommerwochen auf Wernberg zu verleben. Das brachte nun einige Bewegung in's Haus und auch für Sternau so viel Antriebe zu geselligen Unternehmungen, daß er jetzt hierin besser als je mit Wilhelmine übereinstimmte und sich wieder auf das herzlichste mit ihr zusammensand.

Graf Helbig, bald nach seiner Ankunft auch auf Felslegg vorgestellt, ward von Frida, da er sie wiederholt sah, mächtig ergriffen. Das konnten aufmerksame Beobachter leicht genug merken; aber er enthüllte sich auch bald selbst offen. „Ach, wen dieses Mädchen liebte!“ sagte er einmal zu Leo. „Welche bezaubernde Annuth, welsch' ein unsagbares Etwas in jedem kleinsten Zuge! Dergleichen wiederholt sich nicht, und so still sie erscheint, wenn dieses Herz einmal erglüht, dann glüht es tief und unverlöschlich.“ — Sternau war ganz eigen berührt von diesen Worten, die, der Bewunderung des Liebenden entsprungen, ihm fast wie eine Enthüllung erschienen, eine Enthüllung über das Geschöpf, das er so lange kannte und in dessen Nähe er lebte. — Helbig's Gastwirthe thaten nun alles, um ihn recht oft mit Frida zusammenzubringen. Namentlich schien Wilhelmine lebhaft zu wünschen, daß da eine Verbindung zu Stande käme, und wie sie in allem stets den Anstoß gab, so mußte sie auch jetzt einen lebhafteren Verkehr mit Felslegg einzuleiten. Schon hätte Helbig nach seiner ursprünglichen Absicht längst abreisen sollen, aber stets auf's Neue eingeladen, verschob er gern immer wieder seine Abreise von Woche auf Woche. Daß er nur auch bei Frida seinem Ziele näher gekommen wäre! Doch da ward ihm nicht das leiseste ermutigende Zeichen. Das Mädchen blieb in ihrem Wesen stets dieselbe, immer gleich sanft und freundlich, immer gleich unnahbar; ja, als sie merkte, was um sie her vorging, wich sie allen Begegnungen nach Möglichkeit aus. So fehlte dem jungen Manne, den seine Leidenschaft täglich heftiger bedrängte, doch immer wieder der Muth, bei ihr den letzten entscheidenden Schritt zu wagen. Da beschloß denn Leo, Frida auszuforschen und als Werber für seinen Freund aufzutreten.

Dazu ergab sich heute eine erwünschte Gelegenheit. Den Sternau's war es mit schwerer Mühe wieder einmal geglückt, Frida von Felslegg herüberzubolen, um mit ihr und Helbig einen Ausflug nach einem schönen kleinen See zu machen, welcher in der Nähe des Gutes lag und den besonders Wilhelmine gern zu besuchen pflegte. — Sie waren nach Tische aufgebrochen und setzten sich auf einem ziemlich steinigen Gebirgspfad in Bewegung, der keinem Gefährt zugänglich, in einem engen Thale weiterführte. Meist konnten nur Zwei nebeneinander schreiten, und so theilte sich wechselnd die Gesellschaft, indem entweder die beiden Herren und die beiden Frauen, oder ein Herr und eine Frau zusammengingen. Schon jetzt, da sich einmal Leo und Frida zusammensanden, wollte er mit dem, was er auf dem Herzen hatte, beginnen, und er ließ den Anderen einen Vorsprung. Aber er konnte nicht das rechte Wort finden. War es die Nähe der Anderen, oder war es eine innere Beklommenheit: er brachte nichts hervor

und zog endlich das Nichtigste herbei, um nur ein Schweigen zu brechen, das ihn auch ganz eigen bedrückte. So verstrich Minute um Minute, bis endlich die Anderen herzutraten, ohne daß er mit Frida eine Silbe über Helbig gesprochen hatte. — Nach Durchschreitung einer engen Felskluft standen sie plötzlich am See, der blaugrün und spiegelklar, rings von dunklen Gebirgsriesen umschlossen war.

„Da bin ich die Kundige: mir nach!“ sagte Wilhelmine, indem sie den Anderen vorausschritt. „Heute ist der rechte Tag für meinen geliebten See; es muß die helle Sommer Sonne glühen, wenn man ihn heiter genießen will; bei düsterer Herbstbeleuchtung könnte er ein melancholisches Gemüth auf ganz verzweifelte Gedanken bringen.“ Sie führte nun die Gesellschaft ein gutes Stück weiter zu der einzigen Stelle, wo das Ufer in ziemlicher Breite eben und mit Gras bewachsen war, während sich sonst fast überall die Felsen lothrecht bis in das Wasser niederstreckten. Auf dem freien Wiesengrunde, den sie jetzt erreicht hatten, stand mit dem Rücken gegen das Gebirge eine zierliche Holzhütte, und in der kleinen Bucht, welche hier der See bildete, lag ein Kahn. Beides hatte Wilhelmine für ihre Ausflüge ins Leben gerufen; sie liebte es ja, hier Stunden lang zu weilen und die klare Fluth nach allen Richtungen zu durchschneiden. „Fahren wir?“ fragte sie jetzt, die Kette lösend, welche den Kahn am Ufer festhielt. Die Gesellschaft folgte zustimmend ihrer Einladung. Frida und Helbig waren eingestiegen, und wie jetzt auch Leo, ziemlich gedankenverloren, den Fuß auf das Brett setzte, während Wilhelmine noch neben ihm harrte, um als die Letzte rückwärts ihren Platz zu nehmen, da umschlang sie ihn heiß mit dem Ausrufe: „Du Lieber! Wie bin ich doch glücklich!“ Leo zuckte unter diesem Ausbruche fast zusammen und hätte sich ihm scheu entziehen mögen.

Der Kahn stieß vom Lande, Helbig und Leo ruderten und Wilhelmine führte mit gewandter Hand das Steuer. Die Frau zeigte jetzt eine ganz trankene, ausgelassene Heiterkeit, die der rechten freien Natürlichkeit entbehrte und etwas Ueberreiztes an sich hatte. Es war, als wollte sie die Last, die in diesen Tagen wie ein Alp auf ihrem Herzen lag, plötzlich abschütteln, es war wie eine gewaltige Selbstbefreiung ihrer lebensglühenden Natur. Hestig aufwogend in ihrem tiefen Liebesgefühl, das gar nicht fassen konnte, nicht volle Erwiderung zu finden, hätte sie in diesem Augenblicke Leo zurufen mögen: „Was kann denn zwischen uns treten? Du bist mein und mußt es sein, da ich so ganz dir gehöre. So jubeln wir und gönnen wir keine Secunde der Verstimmung!“ Was sie aber, ohne daß sie es vielleicht selbst wußte, im tiefsten Grunde am meisten befeuerte und so jäh empor schnellen ließ, das war die Hoffnung, ihr Gast werde Frida doch zuletzt als Gattin heimführen.

„Es ist doch etwas wunderbar Schönes um Zwei, die einander gefunden, und sie sollen sich festhalten“, sagte sie, indem sie, aus dem Gefühl ihres Verhältnisses zu Leo herausprechend, im Gedanken schnell auf Frida und Helbig überging und dem Mädchen einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. Frida merkte diesen Blick nicht, denn sie sah schon seit langem träumend in die Wellenringe der klaren Fluth, die den Kahn zu beiden Seiten begleiteten. Und die Worte Wilhelminens hätten sie nur recht schmerzlich berühren können, wie ja die ganze Weise ihrer Schwester danach angethan war, sie bang an ihre eigene Vereinsamung zu gemahnen. Aber Frida ließ sich doch nicht die Heiterkeit aus dem Antlitz verschrecken, die heute auch sie wunderbar segnend überkommen, so wenig sie sonst in ihrem Wesen ihre gewöhnliche stille Art verleugnete. O, wer in die Tiefe dieses Herzens geblickt hätte! Frida hatte sich im Entzagen schon

so geübt, daß sie die Nähe des geliebten Mannes, der einer Andern gehörte, nicht mehr verwirrte, nein! daß sie diese Nähe noch als letzten theuern Besitz zu empfinden vermochte. Welcher stille Jubel erfüllte sie, da sie heute allein neben ihm dahinschritt! wie selig war sie, nun mit ihm im Rachen dahinzugleiten! Dieses Gefühl verborgen im Herzen zu tragen, tief innen, wohin Niemand schauen, wo sie Niemand um ihrer Liebe willen anklagen konnte, das war noch der schöne Gehalt ihres Lebens.

„Daß du nur wieder einmal aus deinen vier Wänden herauskommen! Es muß dir ja doch wohl thun, ein bißchen aufzuathmen“, drang jetzt Wilhelmine bestimmer in Frida. „Solltest du denn das nicht empfinden? Freilich, du scheinst immer gleich ruhig; aber das Leben will doch sein Recht, und auch du wirst dich nicht verschließen können, wenn es dir ein Geschick bietet, das dich aus deiner öden Einsamkeit entführt.“ Sie winkte ihr, wie in der Sehnsucht, Alle glücklich und veröhnt zu wissen, liebend, ja fast stehend zu. Wilhelmine ließ sich von ihrer Stimmung, in der sich jetzt Heiterkeit und Wehmuth wunderbar mischten, so sehr beherrschen, daß sie fast schon vor Helbig, mit dem sie ja auf das ungezwungenste zu verkehren gewohnt war, die Vermittlerin zwischen ihm und Frida gemacht hätte, und sie nur ein mißbilligender Blick Leo's abhielt, noch weiter zu gehen. Und das war hohe Zeit; denn nun fühlte sich Frida schon etwas unruhig und bedrängt.

Sie landeten jetzt an einer Uferstelle, welche in der jäh abfallenden Felswand eine Art Nische bildete. Der mächtig große Raum, den man hier betreten konnte, war mit Geröll bedeckt, und von oben beugten sich Nadelbölzer nieder, als klammerten sie sich mit ihren blosliegenden Wurzeln nur schwer am öden Gestein fest. Eine Föhre, die hart am Uferande stand, hing mit ihrem Stamme fast wagrecht weit über den Wasserpiegel hinein. Wilhelmine hatte hier ringsum mehrere Bänke in den Fels hauen lassen, auf welchen sich nun die Gesellschaft niederließ. Der Ort war von schaurig wilder Schönheit, und gegenüber, dort, von wo sie hergerudert, ragten in den klaren Azur zwei mächtige, sonnen-schimmernde Eisgipfel empor. „Ist's da nicht wunderbar?“ rief Wilhelmine. „Wenn ich einen großen Entschluß zu fassen hätte, der meine ganze Kraft auf die Probe stellte, ich glaube, hier würde er mir leicht.“

„Du schwärmst heute wieder“, sagte Leo lächelnd, aber im Innersten von einer fast peinlichen Empfindung ergriffen.

Das seltsam erregte Wesen Wilhelminens, die zuletzt fast immer nur allein gesprochen hatte, wirkte auf Alle immer beklemmender und legte sie in einen gewissen Bann. So war die Gesellschaft, welche nun nach Hause aufbrach, auf dem Heimwege viel stiller, als da sie ausgezogen; ein Jeder schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, und auch Wilhelmine wurde immer schweigsamer und nachdenklicher.

Endlich waren sie wieder zu Hause angekommen. Wilhelmine zog sich zurück, um ihre Toilette zu wechseln, und auch der junge Graf verschwand. So sah sich denn Leo plötzlich mit Frida allein in einem offenen Pavillon des Schlossparkes. Da hatte er ja die beste Gelegenheit, auf's Neue zu versuchen, was ihm früher nicht gelingen wollte. Aber seine Stimmung war jetzt keineswegs eine freiere; er fühlte nur immer deutlicher, wie wenig geschickt er für seine gewählte Rolle sei, und daß ihm seine Frau schon halb zuvorgekommen, das machte ihn vollends recht unsicher. Sein Ziel scheu umschleichend, sprach er von Diesem und Jenem, ohne wieder ein entschiedenes Wort hervorbringen zu können. Das dauerte so eine Weile, und da ihn auch Frida's Entgegnungen um keinem Schritt weiter

brachten, wußte er endlich nichts Anderes, als mit der bestimmten Frage herauszurücken: „Wie gefällt dir unser Gast?“

„Recht gut!“ erwiderte Frida, innerlich etwas betreten, aber mit so ruhiger, fester Stimme, als gälte es eben nur, der Wahrheit die Ehre zu geben.

„Und weißt du, daß Helbig nach den ersten Festsetzungen längst abgereist sein sollte, aber doch immer wieder blieb? Was mag ihn da wohl festhalten? Meinst du, bloße Freundschaft für mich?“ Er schaute ihr dabei lächelnd in das Antlitz, während er doch einen immer bestemmenderen Druck im Herzen fühlte.

Frida antwortete nichts und blickte erst vor sich nieder. Da sie sah, wie nun Leo aufnahm, was früher schon Wilhelmine berührt, ward es ihr ganz bang zu Muth, und sie hätte alles darum gegeben, die Unterredung schnell abbrechen zu können.

„Es ist nicht genug zu loben“, holte Leo von Neuem aus, „daß du deinem Vater eine so liebevolle Pflegerin bist; aber du darfst dich nicht aufopfern, darfst nicht das Glück deiner Zukunft preisgeben.“

Da er diese Worte gesprochen, slog ihr Auge, wie von innerer Bewegung getrieben, zu ihm auf, um sich, da es dem seinen begegnete, rasch wieder zu senken.

„Dein Vater kann das selbst nicht wollen, so schwer er dich missen mag“, fuhr Leo fort, „aber er ist krank und gebrochen, und so dürfen schon wir an seiner statt ein bißchen für dich sorgen.“ Leo wollten die Laute im Munde stocken, denn je länger er den Vermittler machte, desto unerträglicher ward ihm dabei zu Muth; aber er raffte sich jetzt gewaltsam zusammen und sprach, wie unter einem äußeren Zwange, ohne Herzensantrieb, das bestimmte Wort: „Mein Freund hegt das tiefste Gefühl für dich, und wenn da je eine Bürgschaft zulässig ist, so steh' ich dafür ein, du wirst an seiner Seite glücklich werden.“

Frida erzitterte im innersten Herzen, aber nach einer kurzen Pause antwortete sie mit fester Stimme: „Ich danke dir! Ueberlaß mich nur meinem Schicksal! Es ist gut so, wie es ist, und ich möchte nichts daran ändern.“

Die Haltung des Mädchens versetzte Leo in die größte Verwirrung. Er wußte nicht, wie ihm geschah, aber sein Herz pochte immer heftiger und drohte ihm alle Fassung zu rauben. Endlich stotterte er: „Du wirst ja doch einmal heirathen?“

„Nie!“ entgegnete Frida.

Er hatte keine klaren Gedanken mehr, aber er sagte mit einem erzwungenen Lächeln: „Hast du denn kein Herz?“

Da ruhte ihr Blick mit einem unsäglichen Ausdruck auf ihm, in dem die innigste, demüthigste Liebe zur vorwurfsvollsten Antwort auf seine Frage ward, so daß er, entzündet und zermalmt, wie in einem magischen Banne an ihrem Auge hing. Aber jetzt loderte er in hellen Flammen auf und umschloß mit seligen Blicken ihre ganze Erscheinung. Hatte er sie denn je auch so recht angehehn? Wie schön war sie! und wie wunderbar hatte sie sich gerade erst in den letzten Jahren entfaltet! Die dumpfe Bewußtlosigkeit, die sein Inneres so lang in Fesseln gehalten, war plötzlich verschwunden; die Wolke, die sein Auge umnebelt, war zerstoßen; zitternd vor Sehnsucht, ganz in trunkenes Schauen gelöst, strebte jetzt seine Seele dem herrlichen Mädchen zu.

Frida hatte in Augenblicken Unsägliches durchlebt. Was war da mit einem Mal über sie gekommen! Welche Entbüllung lag für sie in dem Strahle, der aus Leo's Auge brach! Ihr schwindelte. Sie hätte selig aufjubeln

und schnell vergehen mögen; aber da stand sie ja mit dem Blick in den Himmel, beraubt und unglücklich; da stand sie, und der Sekunde der Entzückung folgte der unerbittlich mahnende Gedanke: Flieh! flieh vor dem, was da gegen dich andringt; denn es besiedet dich, es ist Sünde und Verderben! — Sie preßte die Hand an's klopfende Herz und enteilte in eine Allee des Parks.

Als Helbig und bald darauf Wilhelmine zurückkehrte, fanden sie die Beiden, verlegen und verwirrt, auf getrennten Pfaden. Frida gewann indessen schnell genug ihre Fassung, Leo hingegen vermochte des Sturmes in seinem Innern nicht Herr zu werden und blieb fortwährend so zerstreut und gedankenverloren, daß Wilhelmine, alles ahnend, im Innersten erschrak. — Wie dann, früher als gewöhnlich, Frida nach Hause aufbrach, eilte Wilhelmine auf sie zu und küßte sie wiederholt, schmerzlich zuckend und das Auge thränenfeucht, wie im Mitleid für die Schwester und für sich selbst. Eine trostlose Bangigkeit hatte die Frau ergriffen, sie brachte auch heute gar nicht das Wort hervor, das sie doch sonst immer Frida beim Scheiden zuzurufen pflegte: Komm recht bald wieder!

V.

Den nächsten Tag reiste Sternau's Gast ab, und in Schloß Wernberg kehrte wieder tiefe Stille ein. Leo durchlebte die Tage wie ein Schlafwandelnder. Er ging den gewohnten Beschäftigungen nach, aber er dachte nichts; er war selig zerstreut und wußte nicht, was er that. Und wenn er sich besann, wenn er sich selbst aus seiner Gefühls-trunkenheit weckte, da umschwebten seine Gedanken jenes wunderbare Mädchen, das ihm erst jetzt in ihrem tiefen Wesen und in ihrer Liebe offenbar geworden war. Dabei trübte nicht Ein Schatten seine beseligte Stimmung. Er konnte ohne Zucken Wilhelminen die Hand reichen, er lachte und scherzte in heiterster Laune, sich keines Zwiespaltes bewußt. Ja, er fühlte in sich jetzt einen mächtigen, schaffens-lustigen Aufschwung, der ihm schon lang gefehlt. Arbeiten, die er vernachlässigt und vor Wilhelmine bei Seite geschoben, zog er wieder hervor, und er glaubte für manches, woran er sich früher vergebens abgequält, plötzlich die Lösung gefunden zu haben. Er war wie erleuchtet, gesteigert in jeder Kraft der Seele, als wollte sie sich des Besten, das in ihr lag, frei und leicht entbinden. — Wilhelminen ward bei dem Allen immer qualvoller zu Muth. Hatte sie sich nach ihrer ersten Trostlosigkeit zu beschwichtigen getrachtet und hatte sie gehofft, er werde sich ihr liebevoll enthüllen, damit sie sich im gegenseitigen offenen Austausch ihrer Gefühle wiederfinden und das drohende Unheil bannen könnten, so sah sie sich darin bitter getäuscht. Leo war gar nicht mehr derselbe. Wenn er manchmal allein im Garten saß und sie von rückwärts zu ihm trat, schaute er gedankenverloren mit einem „Ah — du bist's!“ zu ihr auf und schien sich gar nicht recht zu besinnen, wer vor ihm stand. In der Angst ihrer glühenden Liebe, die sich in ihrem Besitze bedroht sah, beschleunigte sie absichtslos selbst das feindlich lauernde Verhängniß. „Leo, was ist dir?“ rüttelte sie ihn auf, „du bist nicht wie sonst.“ Da konnte er nur mit zerstreuten Aussprüchen antworten, die sie nicht beruhigten und ihn selbst nur nachdenklich machten. Und manchmal wieder sprang sie, wie nach langem, schmerzlichen Seelenkampfe, plötzlich auf ihn zu und umarmte ihn leidenschaftlich. Aber diese Gluth ließ ihn jetzt kalt und brachte ihm nur immer klarer und bedrängender seine Lage zum Bewußtsein. Endlich mied er Wilhelmine so viel er konnte. Wenn er dann Frida im Geiste neben

sie stellte — Welch ein Unterschied! Hier blendender, verwirrender Reiz, der, was er auch bieten mochte, sein Bestes doch schon in der Verheißung ausgab, und dort die tiefste, unerschöpflichste Fülle, die sich schon verbarg und erst vom Auge der Liebe an's Licht gehoben sein wollte. Hätte er im weiten Erdenrund ein Weib finden können, so fähig, wie Frida, ihn zu beglücken? so übereinstimmend mit allen seinen Neigungen? Aber er war einst blind, oder vielleicht nur noch ohne Bewußtsein, wie tief er mit ihr zusammenhing, wie so ganz sie für einander da waren. Dann hatte er sich berücken lassen, dann verlor er sich selbst in rasch entzündeten Gluthen! — Ein tiefer schmerzlicher Riß ging jetzt durch seine Seele. Und da ihn nun Wilhelmine so umdüstert und brütend vor sich sah, brach ihre Qual immer unbefiegbarer zu Tage und offenbarte sich in immer bestimmterer Anklage.

„Leo“, sagte sie einmal, „wohin treiben wir? Bin ich dir nichts mehr, und soll denn das Udenkbare möglich sein?“

„Du hast zu wenig Zerstreung“, bog er aus, „du hängst Grillen nach. Glaube nur, daß ich deine Liebe und deinen Werth keinen Augenblick verkenne; aber trage auch meiner Natur Rechnung.“

„Sie, sie ist mein Unglück — o ich will sie nicht mehr sehen!“ Und sie suchte heftig auf, während ihr die Thränen in die Augen traten.

Leo war über diese Heftigkeit, die nun auch Frida angriff, im Tiefsten verstimmt. „Wohin verlierst du dich?“ verwies er sie ernst. „Da thue ich am besten, nichts zu erwidern.“ Und damit brach er das Gespräch ab.

Wilhelmine wagte noch nicht, ihn dabei festzuhalten, und so trennten sie sich, ohne sich gegen einander voll auszusprechen, mit der alten Last und ohne Veröhnung.

Die Bewohner von Wernberg verlebten nun eine bange Zeit; Woche um Woche verging, ohne jede Verbindung mit Felslegg. Leo immer qualvoller gespalten und in schwerem Kampfe nach einem Entschlusse ringend, schloß sich nun fast ganz von Wilhelmine ab und blieb — wichtiger Arbeiten wegen, wie er sagte — auch viele Nächte allein auf der Sternwarte; sie dagegen belauerte ihn von Tag zu Tag mit steigender angstvoller Spannung, und da sie gar nicht bestimmt wußte, was vorgefallen, hatte ihre glühend erregte Seele um so freieren Spielraum, sich den festeren Einbildungen zu überlassen. So mußte sich endlich, was sie Beide auf dem Herzen hatten, in einem stürmischen offenen Ausbruch entladen. — Einmal des Nachts, da Wilhelmine wieder, von eifersüchtiger Qual verzehrt, allein auf ihrem Zimmer wachte, raffte sie sich plötzlich mit dem Entschlusse empor, Leo aufzusuchen, und stürzte eilig hinaus. Es war tief in der Nacht und der lange Corridor des Schlosses längst nicht mehr erleuchtet. Aber sie wollte sich doch kein Licht anzünden und mußte sich so im Dunkel mühsam vorwärts tasten gegen den Aufgang zur Sternwarte. Endlich stand sie an der Thüre. Sie öffnete leise: undurchdringliche Finsterniß lag vor ihr, ein kalter Windhauch fuhr ihr von oben schneidend entgegen. Sie wollte da hinauf, ohne die Räumlichkeiten zu kennen, die sie in einer glücklicheren Zeit nie betreten hatte. Sie ängstlich niederbückend, kletterte sie langsam die steile Treppe empor und erreichte glücklich den oberen Rand; aber wohin jetzt? Da sie gerade aus weiter wollte, stieß sie sich an der Kante einer Mauer so heftig, daß sie sich in die Lippen beißen mußte, um einen Schrei zurückzuhalten. Sie wandte sich und gelangte nun in einen größeren freien Raum. Schritt für Schritt mit ausgestreckten Händen langsam vorwärts dringend, sah sie endlich

durch die Spalten einer Thüre Licht schimmern. Sie trat hart heran. Aus dem Innern erschollen Tritte. Jetzt ward es still; nur der laute gleichmäßige Schlag der Pendeluhr war vernnehmbar, und von Zeit zu Zeit blies ein ächzender Windstoß durch das hohe luftige Gelaß. Mit hochklopfendem Herzen, zitternd und bangend, lauschte Wilhelmine. Da sie sich am Ziele sah, war es ihr plötzlich, als solle sie umkehren; als würde sie sich mit dem letzten Schritte da hinein um alles, alles bringen. Aber jetzt riß sie, die Klinke glücklich erhaschend, rasch die Thüre auf und trat hinein.

Leo, der Schreibend an einem Tische geessen, sprang bei ihrem Anblicke auf und zerknitterte ganz unwillkürlich das Papier, das er unter den Händen gehabt hatte.

„Du hier?“ rief er ihr verwirrt entgegen und barg das zum Anäuel zusammengedrückte Blatt in der Tasche.

Seine Bewegung war ihr nicht entgangen und sie sagte, dem Weinen nahe, mit bebender Stimme: „Muß ich nicht? Das kann ja so nicht länger bleiben, Leo!“

Er starrte brütend zu Boden. Sein Weib war gerade eingetreten, da er, nach langem schwerem Kampfe einen Entschlusß gefaßt, einen Entschlusß, der auch über ihr Geschick entschied und den sie ja erfahren mußte; aber ihr plötzliches unerwartetes Erscheinen hatte ihn doch um alle Fassung gebracht. „Du hast Recht!“ entgegnete er nach einer Pause dumpf, in Gedanken verloren, „du hast Recht, das muß sich ändern.“

„Was hast du vorhin so schnell vor mir verborgen?“ fragte sie, fast athemlos in der anschwellenden Empfindung ihrer Brust.

Leo raffte sich zusammen. „Du magst es wissen“ sagte er mit fester Stimme. „Wir sind in eine unglückselige Lage verstrickt und müssen uns endlich daraus um jeden Preis befreien.“ Er zog das zerknitterte Papier hervor und hielt es ihr hin.

Wilhelmine ergriff und glättete es hastig; dann las sie, sich mit zitterndem Leibe zu dem nahen Lichte neigend:

„Ueber alles geliebte Frida! Du ahnst nicht, was ich durchlebe, seit jenem Augenblick, da ich in die Tiefe Deines Herzens gesehen! Tausend Mal wollte ich zu Dir eilen, aber immer wieder unterließ ich es, weil ich mir sagte: So viel Du da verzweiflungsvoll zu beklagen hast, Dir bleibt kein anderes Heil als Entfagung und Ueberwindung! Aber ich vermag es nicht. Und muß denn auch alles unwiederbringlich verloren sein? Nein! nein! wenn wir es nur selbst nicht verloren geben, wenn wir nur den Muth und die Kraft besitzen, einander über alles hinweg, was ich durch einen unglückseligen Wahn zwischen uns gewälzt, zu fassen und festzuhalten. Ich trenne mich von Wilhelmine —“

So weit hatte Leo geschrieben. Sein Weib mußte immer wieder die Worte zusammensuchen, so stimmerte und schwirrte es ihr vor den Augen, und als sie endlich zu Ende gekommen war, wollte sich ein Schrei der Enttäuschung und Verzweiflung ihrer Brust entringen. Aber sie bezwang sich und schloß jetzt, während sie, convulsivisch zuckend, die Hände niederhängen ließ, fest die Augen.

Es entstand eine angstvolle Pause. Wie von der Macht des Augenblickes gebannt, verharrten Beide regungslos einander gegenüber, rings von den astronomischen Instrumenten umgeben, die gar ernst und fremd dastanden, ihre vielgliederte Gestalt im Schatten an den Wänden wiederholend. Sie waren ja nur für den weltabgekehrten, von aller Leidenschaft losgelösten Geist des Forschers da und taugten schlecht zu Zeugen des Sturmes, der da zwei Herzen ergriffen und jetzt nur einen Augenblick den Athem

anhielt. War noch eine Umkehr möglich? Bereitete sich in dieser Stille Beschwichtigung und Veröhnung, oder sollte aus ihr bald der Sturm mit doppelter Gewalt aufwirbeln? — Sekunde um Sekunde fiel mit dem Pendelschlag der Uhr in das endlose Meer der Zeit. Endlich begann Wilhelmine, wie aus einer Betäubung erwachend, indem sie Leo das Papier vorhielt: „Hast du das im Wahnsinn geschrieben?“ Und da er noch immer, düster vor sich hinstarrend, schwieg, fing es wieder heftiger und heftiger in ihr zu toben an und ihr im Tiefsten verwundetes Herz überquoll von zürnender Leidenschaft. „Leo, du hast mich betrogen, verrathen; du hast mich namenlos beleidigt!“ Sie rang nach Athem und fuhr dann hochglühend fort: „Also ist es schon so weit? Seid ihr schon so viel wie Eins? O der Stillen, Verschlissenen, die langsam, aber um so sicherer dein Herz umgarnt! Doch seht euch vor! Wenn ich auch sonst nichts mehr über dich vermag, vielleicht bleibt mir doch noch die Macht, als Schatten deinen neuen Himmel zu trüben!“

Aber Leo, statt zerschmettert zu sein, verhärtete sich nur vor diesem Ausbruch ihres Gefühls. Auf das äußerste beerrängt, raffte er sich gewalttham empor und hätte alles erbarmungslos zertreten mögen, was sich ihm jetzt noch, da er endlich mit sich selbst in's Klare gekommen, in den Weg warf und ihn auf's Neue in Kampf und Zwiespalt verstricken wollte. Er sah jetzt nur Frida vor sich, er brannte in namenloser Sehnsucht nach ihr und hielt es für sein Recht, sich allem zu Trog zurückzubringen, was er einst so unselig veräußert. „Stürme nur empört auf mich ein!“ sagte er mit einem bitter schmerzlichen Zug um den Mund. „Ja, ja, ich schneide dir in's Herz, aber rühre nicht an sie, die hoch erhaben über uns allen steht. Sie triffst nicht die leiseste Schuld, und bin ich in ihrem Banne, so hat ein Weib noch nie so absichtlos, so ganz nur durch den natürlichen Zauber ihres Selbst einen Mann gewonnen. Mit keinem Vant verrieth sie mir je, was ich in einem Augenblicke, den kein liebendes Herz unbewegt ertragen hätte, aus ihrem Wesen las, und ich hatte unbewußt allgemach gelernt, dieses Wesen zu verstehen, das ich einst achloslos von mir stieß. O wie wehe habe ich damals mir selbst gethan! Kennst du sie denn? Daß du sie nur leuntest! Dann wüßtest du ja auch, daß ich sie lieben muß, daß ich ohne sie nicht mehr sein kann. Wilhelmine“ rief er mit erhöhter Stimme, in äußerster Erregung glühend, „wer so gelitten, wie ich in diesen Tagen, der kann nicht ängstlich darauf achten, ob er den Nächsten sanfter oder rauher ansieht; darum sag' ich dir's frei: vor ihr mußt du weichen! Die Mäße unseres Verhältnisses ist mir schon eine erdrückende Last; so schüttl' ich sie ab. Ich kann nicht anders, und bin ich gegen dich hart und grausam, so fluche mir, fluche mir!“

„Nein, ich fluche dir nicht!“ entgegnete Wilhelmine, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, „weil Liebe keine Mäße hat; aber so unbefieglich, so verzehrend diese Liebe in meinen Pulsen klopft,“ fuhr sie, wieder stolzer aufflammend, fort, „eher soll mir das Herz zerspringen, ehe ich bettle; dulde mich! verstoße mich nicht! — Thue, was du mußt. Du hast ja recht, kein Band ist unauflöslich und auch ich ertrüge leichter deinen ganzen Verlust, als die Halbheit einer Verbindung, die nur durch dein schmerzliches Opfer weiter bestünde!“ Sie riß heftig die Thür der Sternwarte auf. Ein breiter Lichtstrom quoll durch den Berraum bis zur Treppe, die hinunter führte; Wilhelmine stürzte hinaus und war im Nu unten im Dunkel verschwunden.

Mühselig, am ganzen Körper zitternd, tastete sich die unglückliche Frau in ihr Zimmer zurück. Ihr Herz war

zum Zerspringen beschwert. So viel sie gebangt, so viel sie gefürchtet: es war doch zu entsetzlich, zu überraschend, was da über sie gekommen. Diese Klarheit, die ihr nun auf all ihre quälenden Zweifel und Fragen die Antwort gegeben: Der Mann, den du so namenlos liebst und dem du angetraut, verstoßt dich! Diese Klarheit hatte sie nimmermehr gesucht. Im tiefsten Innern war ihr ja doch noch bis zum letzten Augenblicke die Hoffnung wach geblieben, daß sie Leo's Herz nicht ganz verloren; und nun sollte plötzlich alles, alles dahin sein! — In frischer, vollpulsender Kraft hatte sie einst dagestanden, gemacht, selig zu leben und alles im Kreise selig an's Herz zu drücken und jetzt! — wie war der freudige Lebensstrom in ihren Adern erstarrt! wie erschien ihr die ganze Schöpfung öde und düster! Alles das durch den einen Gedanken, daß er sie nicht mehr liebt! Sie rang aufzuckend nach Athem. Diesen Wandel erträgt sie nicht — o kann ihr denn nichts mehr den geliebten Mann wiedergeben? Fast rente sie jetzt die heftige Aufwallung, in welcher sie von Leo gegangen; aber was hätte ihr's denn frommen können, in Thränen aufgelöst, demüthig um seine Liebe und Milde zu stehen? Er liebte sie nicht mehr, sein Herz gehörte einer Andern: darin lag ihr Geschick, und daran war nichts zu ändern. Sie selbst kann jetzt nichts mehr von ihm fordern, sie selbst muß sich jetzt von ihm scheiden, und doch — wenn er wieder zu ihr zurückkehrte und sagte: „Ich war verwirrt, fertgerissen; ich wußte nicht, was ich that: verzeihst du mir und kannst du mir noch gut sein?“ Wolte sie ihn unverjöhlich von sich weisen? Wolte sie daran verzweifeln, noch glücklich sein zu können? O nein! nein! Vielleicht geht er noch in sich! Vielleicht wirkt die Begegnung, die sie mit ihm gehabt, jetzt in ihm nach, und während sie hier bang die Hände ringt, steht ihr Geist mahnend vor ihm und ruft ihm zu: Kette sie! laß sie nicht untergehen! — Sie lauschte. Kommt er? Nichts! kein Geräusch, nur manchmal faust der Wind mit einem heftigen Stoß um das hohe Bergschloß. Ihre Verzweiflung stieg von Minute zu Minute, und in weichem Schmerze strömten ihr jetzt immer neue Thränen aus den Augen. Doch horch! Waren das nicht Tritte? Sie preßte ihre Hände fest an ihr klopfendes Herz und lauschte wieder. Nichts! nichts! alles still. O daß er käme! daß er hereinträte! Wie stöße sie ihm an's Herz! Ein Weib, das wahrhaft liebt, liebt ja nie mehr, als wenn sie den theuern Mann, den sie schon verloren geglaubt, wieder zu sich zurückkehren sieht. O daß er käme! Sie fühlt es ja in ihrer Trostlosigkeit immer klarer: die Brojamen seiner Liebe wären ihr schon ein Himmelsgeheim. — Aber gnadenlos verrauscht Stunde um Stunde, und immer hoffnungsloser ringt ihr zu Tod getroffenes Herz. Schon dämmert der Morgen herauf, — sie wacht noch immer allein, fast dem Wahnsinn nahe. Und da schon längst ein neuer Tag angebrochen und sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, nach ihrem Gatten fragt: da erhält sie die Auskunft, er sei soeben nach Helsbegg gefahren. So weiß sie ihr Geschick, das nun unwiderruflich entschieden; sie weiß es: alles ist verloren!

VI.

Es war ein milder Octobervormittag. Frida saß mit ihrem Vater in der Rotonde vor dem Schlosse. Der alte, schmerzgeplagte Mann, in einem Kollwagen zusammengekauert, den man hart an das Tischchen der Rotonde geschoben hatte, spielte mit seiner Tochter Karten.

„Ewig schlechte Blätter!“ rief er ärgerlich, seine Karten ordnend.

„Aber du gewinnst ja doch heute!“ entgegnete Frida beschwichtigend. Sie wußte, in welche süße Raune ihn jeder Verlust versetzte, und richtete es immer so ein, daß sie sein Unglück mit ihren Fehlern aufwog.

„Ach!“ ächzte er jetzt, die Karten niederlegend, und drückte sich in seinem Schmerze an die Lehne des Wagens fest. „Es geht nicht; auch das kleinste Vergnügen ist mir versagt.“ Nach einer Pause sammelte er sich etwas und sagte: „Die Sternan's lassen sich ja eine Ewigkeit nicht sehen: Was ist denn mit ihnen?“

„Ich weiß nicht,“ gab Frida zurück.

„Da erhebt sich ein köhler Luftzug,“ klagte er wieder.

„Ich will hinein!“

Die Berienten wurden von Frida herbeigerufen und rollten den Grafen in das Schloß.

Sie selbst blieb noch zurück und ordnete die auf dem Tische ausgestreuten Karten und Bücher, als Leo den Fußpfad, den er einst so oft geschritten, eilig gegen die Rotonde empergestiegen kam.

Frida erbehte bei seinem Anblick. Ihr erster Gedanke war, zu entfliehen, da sie aber merkte, daß auch er sie schon gesehen, zwang sie sich, zu bleiben, und erwartete ihn mit festem Muth, ihre ganze Kraft zusammenfassend.

Da stand er nun am Geländer der Rotonde, keines Wortes mächtig. Seine Brust wogte vom jähen Gange und vor innerer Erregung, seine Wangen glühten; aber diese Gluth machte seine blasse Stirn und die eingesunkenen Züge seines Gesichts nur um so auffallender, so daß Frida über sein leidendes Aussehen erschrak.

„Frida!“ begann er jetzt mit einem stehenden Blick und zitternder Stimme, „dieser Augenblick ist der inhaltschwerste meines Lebens. Ich wollte dir zuerst schreiben; aber woher hätte ich die Ruhe genommen, eine Antwort von dir abzuwarten! Und es ist besser so: Aug' in Aug' mit dir will ich reden und dich hören und dir gleich jedes Wort besiegen, das du meinem dringenden Herzen entgegen halten wolltest. Gehen wir nicht zu weit in die Vergangenheit zurück — da liegt Verwirrung und Schmerz; knüpfen wir an die Stunde an, wo wir einander gefunden. Frida, ich habe lange gekämpft, um den Sturm meiner Brust zu beschwichtigen und alles zu lassen, wie es ist; aber ich weiß es jetzt: ich kann diese unselige Lage nicht länger ertragen. Entweder ist mir noch ein neues Schicksal beschieden, überreich, zum Himmel entzündend, trotz all meinem Irrsal; oder das Ende ist Verzweiflung und Tod!“

„Ein neues Schicksal! Ich verstehe dich nicht,“ entgegnete Frida, aus ihrer inneren zitternden Erregung wie traumhaft um sich schauend.

„Jetzt erst leb' ich, klar, mit offenen Augen!“ fuhr er glühend fort, „jetzt erst weiß ich, was mir gefehlt, was mich einzig beglücken kann. Und was ist denn verloren? Stehst du nicht vor mir, herrlicher und vollendeter als je? Und sagt mir's nicht mein jubelndes Herz, daß du mich liebst? So braucht uns auch nichts zu trennen, und wir wollen einander selig festhalten.“

„Du hast gewählt!“ sagte Frida fest, und ihr Wort klang wie Strafe und Verdammniß, so himmlisch mild sie fühlte und so bang ihr das eigene Herz blutete.

„Gewählt im Wahnsinn!“ rief Leo außer sich.

„Und hast du schlecht gewählt?“ sagte sie, die Bewegung ihres Herzens niederkämpfend, in gedämpftem Tone.

„Beim Himmel so gewiß schlecht, als es da keine Stufen gibt und nur der Gipfel Beglückung sein kann,“ entgegnete er rasch. „Wie sie immer sei, was gilt sie mir,

da du lebst und jeder Pulschlag meines Herzens nach dir ruft! Frida, laß mich nicht zu ewiger Qual verurtheilt sein! In unserer Religion ist eine Lösung der Ehe nicht zu schwer —“.

Aber sie unterbrach ihn, indem sie verneinend das Haupt schüttelte.

„Du willst nicht? Warum? warum?“ drang er in sie. „Darf ich nicht mehr um dich werben, da ich dir einst so wehe gethan, da du so viel um mich gelitten?“

Sie blickte ihm lang ins Auge, unaussprechlich sanft und innig ohne den leisesten Schatten eines Vorwurfs, aber sie sagte: „Es kann nicht, es darf nicht sein!“

„Willst du mir, willst du dir selbst das Uebermenschliche auferlegen?“ rief er, ohne es noch immer fassen zu können, daß ein Glück, welches so nahe, so zauberisch winkend vor ihm lag, ihm doch verloren sein sollte. „Denkst du nur immer an das, was uns trennen will? An den Zoll schmerzlicher Wehmuth, den wir vielleicht in all unserer Seligkeit dem neidischen Geschick bringen müßten und der Keinem erspart bleibt, was ihm auch geworden sei. Denke doch auch an das, was wir dafür eintauschen, an die tiefe Beschwichtigung in der Vereinigung zweier Herzen, die getrennt verbluten müßten. O bin ich noch werth, von dir geliebt zu sein, so sei mir nur deine Hingebung, die vor keinem Hinderniß erbebt, das Maß deiner Liebe! Wilhelmine weiß schon um alles, und ist sie das Opfer, so kann ihr kein Gott helfen!“

Frida schloß jetzt die Augen, wie um ihre hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten; aber sie weinte im Innern. In kurzen Secunden zog jetzt die ganze Geschichte ihres Lebens an ihr vorüber. An derselben Stelle war es, wo er ihr einst an jenem Festtag so hold begegnet und wo sie ihm heimlich entgegengezittert, ohne daß er das Wort sprach, daß sie einander aufgeschlossen hätte. Und jetzt — zu spät! zu spät! Sie dachte nicht wie er, sie mochte nicht mit ihm fliegen, vielmehr fühlte sie sich von seinem Ungestim, der so durch nichts hemmbar auf sie eindrang, ganz eigen fremd übersehert. Es entstand eine lange Pause. Ein leiser Lufthauch strich durch die Bäume, welche sich mit ihren Zweigen über die Rotonde streckten. Blätter um Blätter fielen zu Boden. — Jetzt raffte sich Frida empor und wie sie sich wieder aus sich selbst herauskehrte und Leo in das Antlitz sah, da stand ihr Entschluß um so unerschütterlicher fest.

Leo hing mit leuchtenden Blicken an ihren Mienen, seine Brust wogte. Er sah den schmerzlichen Ernst, der sich über ihre Züge verbreitete, und nichts Gutes ahnend, stürzte er jetzt in verzweiflungsvollem Ungestim auf sie zu, indem er zugleich die zitternden Arme nach ihr ausstreckte, um sie zu fassen.

Aber Frida wich zurück und wehrte ihn mit der emporgehobenen Hand ab. „Lassen wir uns nicht verwirren!“ sagte sie ernst und fügte rasch, wie sich verbessernd, sanfter bei: „Du bist allzu rasch, dich beherrscht zu sehr die Minute. Mir ward mehr Zeit als dir, die Nothwendigkeit des Entschlusses fassen zu lernen und ich darf mich darin als die Geübtere betrachten. Glaube mir, da ist nichts neu aufzubauen, da gilt es zu tragen, was uns das Geschick verhängt. Ob du noch Wilhelmine beglücken kannst, das weiß ich nicht; aber nimmermehr darfst du um meinethwillen und mit meiner Zustimmung deine Ehe lösen. Hat sie es denn auch um dich verdient? Sie liebt dich ja mit der ganzen Macht ihres Herzens, und unter dem Fluche ihres vernichteten Daseins gäbe es für mich keine ruhige Minute. So kann ich dich nur anstehen: fasse dich und lehre zu ihr zurück! Sie machte eine Pause. Sie sah, wie schmerzlich

Leo bei ihrer Rede zusammenzuckte, und allzu bang stieg ja wieder die Bewegung ihres eigenen Herzens. O die Unglückliche! Das erste Mal, da sie sich gegen ihren Geliebten ergoß, geschah es, um ihm zu sagen, daß sie für einander verloren waren. Nachdem sich ihr Inneres etwas beschwichtigt, fuhr sie sanft und eindringlich fort: „Bedenk es, Leo: welsch' ein Gefühl muß es für mich sein, als die Störerin eures Friedens zu erscheinen! O das möchte ich nicht um Alles! Euch glücklich zu wissen, wäre es denn nicht das Einzige, was mich versöhnen, was mich noch zu dem demüthigen Bekenntniß führen könnte: Es ist alles gut und gerecht, wie es ist! — Auch ich rufe dir jetzt zu: Gib nicht alles verloren, indem du ein Weib verstößest, daß du frei erwählst und das dir treu anhängst! Kette dir, was noch dein, und verzeihe nicht ganz an der Zukunft! Du wirst ja nicht immer alles sehen, wie in diesem Augenblicke. Es wird wieder die Stille in dein Herz ziehen, und dann wirst du mir im Geiste beistimmend zunicken und meiner so gedenken, wie du's darfst!“

Leo, von ihrer Hobeit überwältigt, vermochte ihren Worten nichts mehr entgegen zu setzen. Sie stand so sicher, so unnahbar vor ihm, daß seine andringende Leidenschaft, wie gebannt, still hielt, und er aus all seiner bangen Qual bewundernd zu dem Mädchen ausblickte, das sich ihm so herrlich offenbarte; aber der schmerzliche Stachel sah ihm doch zu tief im Herzen, und zuletzt machten sich seine streitenden Gefühle in den tonlos gehauchten Worten Luft: „Du vernichtest mich!“

„Daß uns einander nicht mehr wiedersehen, und der Himmel schütze uns!“ sagte sie mit Aufgebot ihrer ganzen Kraft.

In heiligen Schauern sank Leo zu ihren Füßen nieder. „Das ist ja nicht zu fassen!“ rief er jetzt in einem neuen Ausbruch namenlosen Schmerzes.

„Lebe wohl!“ Und Frida reichte ihm ihre Hand. Er hielt sie fest und bedeckte sie mit Küssen. Jetzt riß sich das bebende Mädchen los und eilte über die Terrasse in das Schloß.

VII.

Im Tiefsten erschüttert, stieg Leo den Berg hinab. Unten angelangt, sandte er den Wagen, der seiner geharrt hatte, nach Wernberg voraus, ohne ihn zu benützen. Er wollte zu Fuß heimkehren, er mußte sich bewegen, denn zu mächtig wogte es in seiner Brust. — Von grenzenloser Leidenschaft erfaßt, in einen entsetzlichen Zwiespalt verstrickt, hatte er sich daraus mit unerbittlich starker Hand befreien und über alle Klüfte hinweg jagen wollen; aber die, welche ihn dazu entflammt, wies ihn, größer als er, unter das Joch seines Schicksals zurück, das er ja doch selbst verschuldet, und er sollte von ihr lernen, daß man sich nicht immer nach seinem Drange ausleben darf. Wenn sich nur nicht sein tiefstes Herz noch immer dagegen gesträubt hätte! War denn ihr Widerstand auch eine Nothwendigkeit? Und wird sie immer unerschütterlich bleiben? Gewiß! gewiß! mußte er sich, wie er sie nun kannte, selbst zur Antwort geben und konnte er sich auch nicht die Sehnsucht aus dem Herzen reißen, so war doch der ungestüme verwegene Muth, mit dem er früher an das Ziel gestürmt, dahin, und immer mächtiger besetzte sich in ihm die Erkenntniß, daß ihm da keine Hoffnung, sondern nur die Klage bleibe. Er war gebrochen, zerschmettert, und als er jetzt seine Lage überschaute, hätte er, unsägliche Wehmuth in der Brust, sterben mögen. — Wie sollte er nur noch vor sein Weib treten? Hatte er sie in der Selbstsucht seiner Leidenschaft nicht zu rauh beleidigt? Konnte er sie noch versöhnen? Konnte er noch daran denken, daß sie an seiner Seite ansharre? — Auch hier war alles vernichtet! — Ein Gefühl dumpfer Entsagung kam jetzt über ihn. Sei's, wie

es sei! murmelte er vor sich hin. Du konntest nicht anders, Herz! So überliefere dich gefaßt deinem Schicksal! — Aber einen lastenden Druck im Gewissen, eine heimlich nagende Selbstunzufriedenheit konnte er doch nicht los werden, und war seine Liebe für Wilhelmine todt und nimmer neu aufzuwecken, so empfand er doch eine Art Scham, daß er sein Inneres nicht mehr bemeistert; ja, es kam ihn gar an, als hätte er auch Frida jetzt erst ganz verloren. Immer wieder sah er ihre Gestalt mit gesenktem Haupte und leidensvollen Mienen vor sich, wie trauernd über all das, was er durch sein Ungestim heraufbeschworen und trauernd über ihn selbst, daß er ihr sein Bild nicht reiner und fleckenloser erhalten. — Unter solchen Gefühlen war er im Thale am Waldebrande dahin geschritten, während sich die Sonne schon allgemach zum Niedergange neigte. Jetzt tauchte hinter dem Walde Schloß Wernberg auf. Belloommen näherte sich Leo immer mehr und bangen Herzens trat er endlich in sein eigenes Haus. Er mochte nicht gleich Wilhelmine auffuchen und ging zuerst in sein Arbeitszimmer. Aber endlich ward er doch zu unruhig. Er mußte sie sehen, er mußte mit ihr ins Klare kommen und ihr selbst sollte es anheim gegeben sein, was weiter zu geschehen habe. So raffte er sich auf und trat bei ihr ein. Aber sie war nicht da. Es hieß, sie sei, bald nachdem er heute ausgefahren, fortgegangen ohne etwas zu sagen, doch sei sie vorher auf seinem Zimmer gewesen. Leo erschrak unwillkürlich, von einer düsteren Ahnung ergriffen, und kehrte eilig in sein Zimmer zurück, um nach zu suchen, ob ihm Wilhelmine nichts zurückgelassen. Da fand er unter einem Deckel seiner Schreibmappe auf einem Blatt Papier von ihrer Hand die Worte:

„Leo, ich habe heute Stunde um Stunde in zitternder Qual geharrt, ob Du nicht zu mir kommen werdest. Du bist nicht gekommen, Du bist nach Felslegg gegangen. Das jagt mir, daß für mich nichts mehr zu hoffen ist. So gnade mir Gott! Ich weiß nicht, was ich will, was ich kann; aber vielleicht finde ich doch dort Zuflucht, wo alle Stürme schweigen. Ach, wenn ich nur das Bewußtsein haben könnte, daß Du mich je wahrhaft geliebt, mir wäre ja dieses Glück mit nichts zu theuer bezahlt!“

Verzeihe mir die Kämpfe, die ich in Dein Leben gebracht, so wie ich Dich freispreche und jedes Wort des Grobsten bereue, das mir je gegen Dich entschlüpft.

Lebe wohl! Lebe wohl! und möge Dir sie hundertfach bringen, was ich Dir nicht zu geben vermocht. Deine Wilhelmine.“

Leo fuhr entsetzt empor, da er gelesen. Klängen diese Worte nicht wie der Abschied eines Sterbenden? Zitternd vor Erregung stürzte er hinaus und ließ sich den besten Kenner fasseln. Er wollte seiner Frau selbst nach, er wollte sie selbst suchen. Aber wo? Da stand er rathlos mit brennender Unruhe im Herzen. Endlich kam er darauf, daß sie sich, war nicht schon alles verloren und lag zwischen der raschen Eingebung der Verzweiflung und der That noch eine Klust, nach Ausbruch gewandt haben mochte. Im nächsten Orte konnte sie ja leicht ein Gefährt zur Reise aufnehmen, und in der Stadt hatte sie Verwandte und Freunde. Dieser Gedanke wies ihm wenigstens eine bestimmte Richtung, und in den nächsten Minuten jagte er durch die Thalniederung gegen Norden.

Mit dem früh hereinbrechenden Abend des October war es auch kühl und frostig geworden, und wie jetzt ein leiser Wind durch die Bäume strich, bebte und glänzte das rothe Laub im hellen Schimmer des Mondes, der mit seiner vollen Scheibe am klaren Horizont heraufstieg. Leo hatte sich, seiner nicht achtend, in der Eile gar nicht verwahrt; aber seine Aufregung und die heftige Körperbewegung ließen

ihn nichts von Kälte spüren. — Er kam jetzt durch einen Wald. Laut raschelnd stob das dürre Laub hinter den Hufen seines Rosses empor, und geisterhaft drehten sich, wie er vorüberflog, um ihn die Schatten der Baumstämme im Reigen. Weiter und weiter ging's im raschen Laufe bis er endlich in den Ort eintritt, wo ihm Auskunft werden mußte. Er hielt bei jeder Herberge Umfrage, und er war hier wohlbekannt; aber Niemand hatte seine Frau gesehen. Sie war also nicht der Straße gefolgt. Immer mehr entsetzt hielt er still, um sich zu einem Entschlusse zu sammeln. Da bligte ihm ein Gedanke auf, der ihm mit seiner Wahrscheinlichkeit die Brust zusammenschürzte. Er dachte an den See, bei dem sie stets so gern weilte. Eilig riß er das Pferd um, und nachdem er ein gutes Stück den alten Weg zurückgeritten, bog er in ein Seitenthal ein. Immer schwerer drückten ihm seine Gedanken auf das Herz, immer ungestümer jagte er vorwärts. Aber endlich mußte er seine Gile mäßigen. Seine Kraft reichte nicht aus, und er war das Reiten nicht gewohnt. Er zog die Zügel an, verschraubend setzte sich das Ross in Schritt, und müde ließ er die Arme niederhängen. Bei der ruhigen Bewegung des Pferdes fühlte er jetzt den kalten Nachthauch wie Eis an seinen erhitzten Körper dringen, während sein Inneres ein Schauer der Angst durchrieselte. Da trieb er mit einem Druck in die Flanken das edle feurige Thier, das so oft Wilhelmine getragen, auf's Neue zu schnellerem Laufe an, obgleich der Pfad immer steinig und schwieriger wurde. Jetzt hielt er an der Felsklause, welche den Zugang zum See bildete. Er sprang vom Pferde, das da nicht mehr durchkonnte, und band es an einem Baume fest. Dann eilte er dem See zu, der im Silberlichte des Mondes klar vor ihm lag. Mit hochklopfendem Herzen blickte er rings umher: er konnte nichts entdecken. Zitternd schritt er am Ufer weiter bis zu der kleinen Bucht, in welcher gewöhnlich der Kahn lag. Er fehlte heute. Leo forschte vor sich hin über den See: da sah er den Kahn leer auf dem Wasser schwimmen, und nicht weit davon schwamm ein Ruder. Und weiter am andern Ufer des Sees, wo sich die einzelne Höhle tief bis zum Wasserspiegel niederbengte, hing an einem Zweige der Hut Wilhelminens mit dem lichten Schleier, den sie gewöhnlich darum geschlungen trug. Leo erstarrte. Da war Entsetzliches geschehen. Wilhelmine mußte hinüber gefahren sein nach der Felsnische und dann den Kahn sich selbst überlassen haben. Von dort drüben führte kein Weg zu Lande fort. Stand sie vielleicht noch auf der Felsplatte? Nein! nein! der Mond leuchtete ja mit seinem hellen Lichte bis in jede Ritze des Gesteins, und nur weiter oben, wo Bäume und Buschwerk den Hang bedeckten, lagerten schwarze Schatten neben den zrellschimmernden Stellen. Er wollte ihr rufen; aber der Laut erstickte ihm im Munde. Und die Anzeichen einer verzweifelten That vor sich sehend, konnte er, hilflos an das Ufer gebannt, gar nichts unternehmen. Ganz außer sich, irrte er bald nach rechts, bald nach links, so weit das Ufer einen Pfad zuließ: da, wie er an einer seichten Stelle vorüberkam, rauschte es schwer im dünn aufgeschossenen Rohre. Er forschte, still haltend, und sah einen Gegenstand, den die Fluth durch das Rohr sacht an das Ufer schob: es war Wilhelminens Leiche. Ihm schwanden die Gedanken. Was er in den nächsten Secunden gethan, wie er Wilhelminens Körper faßte und auf das Land zog, er wußte es nicht; er fand sich nur endlich knieend an ihrer Seite wieder, im Innersten vernichtet, trostlos. O unbefiegbarer Drang des Herzens! ja, ein böser Dämon bist du, wenn du nicht für ein Ziel

entbrennst, das dir zu heiterem Fluge nach oben winkt und nur deine schaffende, nicht deine zerstörende Kraft entbindet. Wie hatte Leo ein Herz, das ihn so geliebt, so grausam dem Verderben überliefern können? Aber dieselbe Gluth, die seinen Verlust nicht ertragen konnte, war es ja auch, die ihn zu einer Andern trieb, und sie ward ihm zum gleichen Uebel. Was blieb ihm jetzt noch für ein Loos? Er war frei und doch mehr gebunden als je, gebunden durch die ewig nagende Pein seines Gewissens; die verzweifelte That Wilhelminens bestärkte mit entsetzlicher Eindringlichkeit die jaust ernste Mahnung Frida's. — Lange blieb er in brütenden Schmerz versunken. Er war zu Tode erschöpft, und dem Froste, der ihn früher geschüttelt, folgte jetzt eine verzehrende Fiebergluth, während er in der Brust heftige Stiche fühlte. Endlich hob er das Haupt und sprach aus seinen Gedanken dumpf vor sich hin: „Du Unglückliche! hab' ich noch ein Recht, um dich zu weinen? Aber das gelob' ich dir: daß du so gestorben, das scheidet auch mich von jeder Freude des Lebens, und ich weiß es, daß auch ich entsagen muß. Du hast dich selbst erlöst: ich will, stumm gefaßt, der Stunde der Befreiung harren, und ich fühl' es ja schon ahnungsvoll, das war mein Todesritt.“

Zehn Jahre sind seit jener Unglücksnacht dahingeflossen. Leo war damals in eine schwere Krankheit verfallen, von welcher er sich langsam nur so weit erholte, um eine Reise nach dem südlichen Frankreich antreten zu können. Dort wollte er seine zerrüttete Gesundheit kräftigen und, an der Sternwarte zu Marseille arbeitend, auch für seine Seele in seinem Lieblingsstudium Trost und Heilung suchen. Aber er hatte seinem zarten Körper in jenen Tagen der Aufregung zu viel zugemuthet, und das Uebel, das damals zum Ausbruche kam, schritt um so unhemmbarer vorwärts, als auch sein Gemüth keine Ruhe und Beschwichtigung mehr finden konnte. So starb er nach wenigen Jahren. — Auch der alte Graf Anderach ist schon todt; aber Frida, die Stiftsdame, lebt noch auf Felsegg, ihrem Erbe, das sie ganz allein verwaltet. Wir können sie an einem heiteren Sommertag noch, wie einst, in der Rotonde sehen, sinnend und arbeitend. Sie ist noch fast so schön wie ehemals, und nichts in ihrem Gesichte verräth, welche schweren Prüfungen sie heimgesucht. Freilich, ihr Lächeln hat stets etwas eigen Verbaltenes und Wehmüthiges, und ist sie nie düster und übel gelaunt, so ward auch nie ein lauter Freuden- ausbruch an ihr bemerkt. — Manchmal, wenn sie so auf ihrem Lieblingsplätzchen sitzt, kommt ehrerbietig ein Beamter heran und holt sich ihre Befehle, und ihrer Ruhe und ihrem sicheren Blicke gehorcht Jeder gern.

Das Geschlecht der Sternau ist mit Leo ausgestorben. Schloß Wernberg hat ein reicher Industrieller angekauft. Die Einrichtung der Sternwarte ward längst ausgeräumt, aber der Bau ist stehen geblieben und noch ragt, wie einst, die kleine Kuppel, weit sichtbar, über das Schloß empor. Und es ist recht so. Noch blickt ja auch Frida gern nach dem im Sonnenglanze röthlich schimmernden Kupferdache hinüber, das ihr wie ein Wahrzeichen ist. Wenn dabei oft gar bange Erinnerungen ihre Seele durchziehen, so fürchtet sie sie doch nicht; diese Erinnerungen schließen ja auch ihr Theuerstes ein, und sie hat längst gelernt, jeden lauten Schlag des Herzens zu dämpfen, sie, die Lichte, Reine, die, selbst durch ein ganzes Leben zur Entsagung verurtheilt, ein Menschenpaar in so drangvolle Verwirrung und in den Tod stürzen mußte.

Erskönigs Töchter.

Von

Ludwig Salomon.

Seit einigen Tagen war das Gasthaus zum Wagnmann in Berchtesgaden so vollständig besetzt, daß verschiedene Reisende, die noch eintrafen, sich ein anderes Unterkommen suchen mußten. Aber die Kastei im Wagnmann war keine freiwillige, man hatte sich vielmehr nur unter das schützende Dach geflüchtet, weil dicke graue Wolken, die Ueberbleibsel eines Gewitters, sich in die Thäler gelegt hatten und jede Vergnügungsfahrt, jede Weiterreise unmöglich machten.

Die Gesellschaft in dem geräumigen Gasthause erwies sich als ziemlich bunt; behäbige Kaufleute mit ihren Familien, flotte Studenten, einige ältere hagere Herren, wie es schien Juristen, ein Graf aus Oesterreich mit seinen beiden Töchtern und zwei Düsseldorf'scher Maler bildeten die Inassen des gastlichen Hauses.

Die gute Laune der Reisenden war durch den nothgedrungenen Aufenthalt und die Ueberfüllung, die manche Unbequemlichkeit mit sich brachte, ziemlich herabgedrückt; die Studenten litten an entsetzlicher Langweile und erfüllten das Gesellschaftszimmer mit einem undurchdringlichen Tabaksqualm, die Kaufleute beklagten die Zeit, die sie hier unnütz dem Geschäfte daheim entzögen, der Graf von Achau war sehr mißgestimmt, daß die beiden Düsseldorf'scher die besten Zimmer des Hauses inne hatten, während er und seine Töchter mit weniger günstig gelegenen Räumen fürlieb nehmen mußten — nur die beiden Maler selbst, ein älterer und ein jüngerer Mann, hatten sich ihre Grundstimmung nicht all zu sehr von dem Wetter beeinflussen lassen. Der Jüngere zeigte trotz seiner Blässe und seines etwas leidenden Zustandes eine stille Heiterkeit des Gemüthes, während der Ältere, eine herbere Natur, sich mit einem sicheren Gleichmuth über die kleinen Mühseligkeiten des Lebens hinweg half.

Die Geduld der Reisenden sollte übrigens auf keine all zu harte Probe gestellt werden; am dritten Tage der Gefangenschaft bereits fuhr ein frischer Lustzug durch das Thal und segte Wolken und Nebel hinweg, so daß sich am anderen Morgen die schöne Landschaft im sonnigsten Glanze darbot. Nun entwickelte sich ein reges Leben im Wagnmann. In allen Zimmern packte man und machte sich reisefertig, verschiedene Gruppen, auch der Graf mit seinen Töchtern, saßen im Gastzimmer, um schnell noch einen Ambiß zu nehmen und der ältere Maler rief wiederholt ungehalten und laut in die Küche hinein.

„Quel bruit“, rügte der Graf.

„— pour une omelette“, ergänzte der Maler, indem er mit komisch-prahlerischer Bravour die eben erhaltene dampfende Tasse Bouillon an Graf und Comtesse vorüber durch das Gastzimmer und dann in's obere Stock hinaustrug.

Unterdessen waren mehrere offene Wagen vorgefahren, verschiedene Gesellschaften rollten ab, nach Salzburg, Reichenhall, der Ramsau und dem Königssee. Auch der Landauer für die Maler wurde angemeldet, und diese machten sich zur Abfahrt bereit.

Der Graf von Achau beabsichtigte ebenfalls eine Fahrt nach dem Königssee zu machen; mit vornehmer Nachlässigkeit hatte er sich jedoch zu spät nach einem Gefährt umgesehen, und mit Bedauern mußte ihm daher bemerkt werden, daß bereits alle Wagen vergeben seien. In großer Verlegenheit standen daher die beiden Comtesse reisefertig vor der Thür des Gasthauses, als gerade die Maler heraustraten. Die Damen hatten sich in den Regentagen meist auf ihrem Zimmer aufgehhalten, waren daher von den Malern nur flüchtig gesehen worden. Jetzt aber, als sie umstrahlt vom Morgensonnenscheine in zierlichen Reisekleidern vor ihnen auf- und abwandelten, blieben beide Künstler überrascht stehen und schauten bewundernd auf die graziosen Gestalten.

Die Schönheit übte sofort ihren Zauber, der jüngere Mann näherte sich höflich und bot den Rathlosen den bereitstehenden Wagen an. Die überraschten Damen zögerten einen Augenblick; während dessen trat auch der ältere Maler hinzu, wiederholte das Anerbieten, bat jedoch, zu gestatten, daß sein Freund, der sich in der Reconvalescenz befände, noch ein Plätzchen in dem allerdings etwas kleinen Landauer mit einnehmen dürfe.

Bei diesen Worten kam der Graf, mißgestimmt von einem letzten vergeblichen Versuche, ein Gefährt zu erlangen, zurück und nahm nun mit verbindlichem Lächeln im Namen seiner Töchter den Landauer an. Dabei verfehlte er nicht, sich und seine Töchter den Herren mit weltmännischer Eleganz nochmals vorzustellen, worauf sich der ältere Künstler als der Landschaftsmaler Arnold Ruff und der jüngere als der Historien- und Genremaler Rudolf Braunstein nannte.

Die Damen und Braunstein stiegen nun ein, Ruff reichte seinem Freunde noch dessen Skizzenbuch hinauf und während dann der Wagen den Fahrweg hinabrollte, stiegen die beiden älteren Herren die lange Treppe neben der königlichen Villa hinunter und wanderten dann, an den Sudhäusern vorüber, zu Fuß dem vielgepriesenen See zu.

Die Unterhaltung drehte sich bei den rüstig auf den schattigen Fußpfaden Dahinschreitenden anfangs nur um gleichgiltige Dinge, bis Ruff das Gespräch unbewußt in den Gedankenkreis hinüberleitete, in dem er sich seit etlichen Jahren mit großer Vorliebe bewegte. Die Schicksale, das Streben und die Erfolge seines Freundes Braunstein waren es, von denen er gern sprach. Er selbst hatte auf seiner Künstlerlaufbahn manche traurige Erfahrung machen müssen,

und wenn er auch jetzt als ein Landschaftsmaler mit vorzüglichem Colorit allgemein anerkannt wurde, so war diese Erungenschaft doch ziemlich weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben, mit denen er als Jüngling in das Reich der Kunst eingetreten war. Zudem war er mit seinen eigenen Schöpfungen nie zufrieden, und selbst Bilder, die von Kunstlern hoch geschätzt und gerühmt wurden, beurtheilte er mit heifender Satire und hätte sie am liebsten verbrannt, wäre er dann nicht um das Honorar gekommen.

In Folge dessen hatte sich eine Bitterkeit in seinem Gemüthe festgesetzt, die gewiß in nicht all zu fernher Zeit in eine stetige Verstimmung übergegangen wäre, hätte er nicht noch rechtzeitig die Bekanntschaft seines jetzigen Freundes Braunstein gemacht. Das junge Talent hatte ihn wieder erwärmt, und jetzt lebte und webte er in einer fast väterlichen Weise mehr für die Pläne und Erfolge seines Freundes, als für die seinen.

„Man hat natürlich so seine Absichten und dummen Gedanken“, bemerkte er im Gespräch, „wenn man auf die Akademie kommt. So eine niederträchtige Rembrandt'sche Dämmerung wollte ich mir anschaffen und flehte denn auch wacker auf meiner Leinwand herum, aber dabei blieb's. Da kam vor fünf Jahren Braunstein hergelaufen, konnte kaum „Guten Tag“ sagen in der Malerschule. Aber kaum hatte er den Lehrlingen hinter sich, so warf er auch schon ein Hellschmelz hin, daß ich ihn hätte ohrfeigen mögen vor Neid. Seitdem ist er mein Freund.“

Der Graf lächelte.

„Mit der Gruppirung wird er spielend fertig“, fuhr Kuff fort, „das Fleisch behandelt er, als wenn er bei Raphael und Tizian in die Schule gegangen wäre, und nun erst seine Fertigkeit im Treffen — die ist wahrhaft lächerlich. Darum mußte er natürlich den Preis in Wien bekommen, obgleich das Bild noch nicht fertig war.“

„Einen Preis hat der junge Mann erhalten?“ fragte der Graf.

„Mein Gott, das wissen Sie nicht?“ rief Kuff erstaunt, „und darüber ist ein Geschrei in der ganzen deutschen Presse gewesen!“

„Man kommt nicht viel zur Zeitungslectüre“, entschuldigte sich der Graf in vornehmem Tone. „Was wird auch jetzt nicht alles geschrieben.“

„Da hatte man aber einmal ein würdiges Thema“, versetzte der Maler. „Das Bild ist ein Meisterstück. Der Erbkönig ist der Vorwurf. Ich gebe darin den auf wild sich bäumendem Rosse seinen Knaben sicher und warm haltenden Vater ab. Der einzige Fall in meinem Leben, bei welchem ich mich öffentlich mit Familie zeige. Leider hatte sich der arme Junge so bei der Arbeit angestrengt, daß er uns schließlich krank wurde und das Nervenfieber bekam. Nun war Holland in Noth, denn es fehlte links im Bilde noch die Ausführung von Erbkönigs Töchtern am düsteren Ort. Aber man muß heutzutage frech sein. Ich packte das Bild ein und schickte es den Preisrichtern mit dem erläuternden Texte, daß der Betreffende krank geworden sei und so weiter. Es machte natürlich Aufruhr, das wußte ich vorher. Die Damen empfanden außerdem sogleich eine gewisse lyrische Theilnahme für den erkrankten Künstler, Alles drängte sich zu dem Bilde, selbst der Kaiser äußerte sich sehr gütig —“

„Auch Seine Majestät?“ unterbrach unwillkürlich der Graf.

„— und so entschieden denn die Preisrichter, dem Gemälde, obgleich es noch nicht ganz fertig, den Preis zuzuerkennen, doch mit der Bedingung, daß der Maler es innerhalb zweier Monate vollende. Das mußte Braunstein natürlich versprechen, da ich mich verpflichtete, ihn mit väter-

licher Pflege, Venissen, Rothwein und sonstigen Wohlthaten zur rechten Zeit wieder flott zu machen. Jetzt ist er denn auch glücklich so weit, und nächstens werden die gespenstischen Töchter zu ihrem Recht kommen. — Wenn er sich vielleicht auch noch etwas anstrengen muß: das erhebliche Honorar, welches ihm sodann mit dem Preise zufällt, wird hoffentlich auch noch mit Kuriren helfen. Vorläufig habe ich ihn veranlaßt, auf seiner Fahrt von Düsseldorf nach Wien einen Abstecher hier in die Berge zu machen, was gewiß zu seiner Erholung sehr beitragen wird.“

Der Graf, welcher anfangs ziemlich theilnahmslos neben Kuff dahingeschritten war, hatte zuletzt sehr aufmerksam zugehört, jetzt erkundigte er sich sogar noch weiter nach den Lebensumständen Braunsteins, erfuhr, daß zwei seiner Bilder bereits großes Aufsehen in der Kunstwelt erregt hatten, daß er schon viele Anträge zum Porträtiren erhalten, daß er innigst wünsche, eine Reise nach Italien machen zu können und vieles Andere mehr.

Während so die beiden älteren Herren auf dem schattigen Fußpfade dem See zuwanderten, rollte der leichte Landauer munter auf der Fahrstraße neben der rauschenden Ache dahin. Die beiden Comtessen saßen im Fond des Wagens, Braunstein auf dem kleinen Rücksitze.

Die Unterhaltung wollte anfangs nicht recht in Fluß kommen, das Geräusch des Wagens verhinderte sie auch zum Theil. Allein der Wunsch, sich näher kennen zu lernen, ließ sich nicht so gutwillig unterdrücken und es schweiften daher sehr oft von der reizvollen Landschaft, an der man sich scheinbar mit vielem Interesse erfreute, flüchtige Blicke herüber und hinüber und trafen sich auch wohl bisweilen. Je länger aber der junge Maler den unverhofften Reisegefährten gegenüber saß, desto sonderbarer fühlte er sich berührt. Zu seinem Bilde „Der Erbkönig“ hatte er vergeblich nach Modellen gesucht, die er für Erbkönigs Töchter hätte verwenden können. Nirgends waren ihm unter den hausbadenen Mädchen des Landes Gesichter begegnet, die einen Hauch von jenen gespenstischen Unholdinnen besessen hätten, so einen bestrickenden Zauber, der die Menschenkinder umweht und gefangen nimmt. Voller Verzweiflung hatte er allerlei Skizzen nach der Phantasie gezeichnet, aber unzufrieden hatte er sie immer wieder bei Seite geworfen. Unter dessen war die Ablieferungsfrist für das Bild immer näher gerückt, da hatte ihn plötzlich — und daran mochte die Angst um Erbkönigs Töchter nicht zum Geringsten schuld gewesen sein — das Nervenfieber gepackt und eine Vollendung des Bildes war nun unmöglich gewesen. Mit der Krankheit hatte sich auch die Angst um sein Bild gesteigert; in seinen Fieberphantasien hatten ihn Erbkönigs Töchter umgaukelt und umtanzt, ganz so, wie er sie sich stets gedacht und wie er sie doch nie hatte festhalten und malen können. Anfangs waren sie ihm fernher geblieben, nur von weitem hatte er sie im Dunkel um alte Weiden tanzen sehen. Ihr langes Haar hatte dabei im Nachtwinde geflattert und ihre weißen Schultern im Mondenscheine geblänzt. Dann waren sie leise näher zu ihm herangeschwebt. Mit ihren dunklen Augen hatten sie ihn dämonisch angeblickt; es war ihm gewesen, als hätten Irrlichter in ihren Augensternen gestackert. Darauf hatten sie sich zu ihm hinabgebengt und zauberisch und verführerisch ihm zugewinkt. Und wenn er sie dann hatte festhalten wollen und hatte die Hände nach ihnen ausgestreckt, dann waren sie mit leisem Lachen an ihm vorbeigebuscht, so dicht, daß er ihren Schleier an seiner heißen Stirn hatte vorüberwehen gefühlt. Zuletzt war er ohnmächtig zusammengebrochen über dem entsetzlichen Neckspiel. Tagelang hatte er dann gelegen zwischen Leben und Tod, bis endlich die Besserung zögernd eingetreten und mit der

Kunde, daß ihm der Preis zuerkannt worden, neue Lebensfreudigkeit ihn erfüllt hatte. Die Sorge um Erbkönigs Töchter hatte er auf Kuffs Rath dadurch zu überwinden gesucht, daß er sich aus seinen Studien Skizzen zusammengesetzt hatte, die er in Wien nur einfach zu copiren brauchte. Er hatte dieses Verfahren im Zustande der Hoffnungslosigkeit eingeschlagen, zufrieden war er damit keineswegs: da auf einmal sah er sich unerwartet im nüchternen Morgenjonnenscheine Reisegefährtinnen gegenüber, die ihn, je länger er sie anschaute, desto sonderbarer anmutheten. Die dunkeln, geheimnißvollen Augen, der eigenthümliche halb neckische, halb dämonische Zug um den Mund, das blasse Colorit der länglichen, schön ovalen Gesichter, das weit herabhängende, aufgelöste schwarze Haar, das dann und wann im Winde aufplatterte, die ganze Art zu sprechen und sich zu bewegen — Alles das glich genau dem Bilde, welches er von Erbkönigs Töchtern in seinem Innern trug. Der Zufall, den er anfangs noch nicht einmal beachtet, überraschte ihn so, daß er zuerst ganz betroffen war. Er mußte sich wirklich vergewissern, ob er denn auch wache und nicht etwa behaglich im Bette liege und schlafe, ja, er fragte sich sogar, ob sich die Geheißer der Nacht nicht am Ende gar einen lustigen Scherz, eine Masquerade mit ihm erlaubt und sich einmal am hellen lichten Tage als Salondamen ihm gegenübersezt hätten.

Aber er nahm sich denn doch zusammen, daß er nicht noch länger solchen ungezügeltten Gedanken freies Spiel ließ. Er bemühte sich daher, den Damen irgend etwas zu erzählen; mit energischer Hast griff er in seinem Wissen umher und sprach bald von Diesem, bald von Jenem, allein eine fließende Unterhaltung ließ sich nicht erzielen. Glücklicher Weise war der Weg nicht all zu lang; nach einem kleinen Stündchen hielt man bereits vor dem Wirthshause am See. Auch die Fußgänger ließen nicht lange auf sich warten, so daß nach kurzer Rast die Rundfahrt auf dem See angetreten werden konnte.

Bekommen schaute Braunstein zu, wie die Damen grazios in den Kahn sprangen, wie sie hell auflachten, als das leichte Fahrzeug dabei hin und her schwankte und wie sie dann fragend mit ihren dunkeln Augen zu ihm, dem noch zögernd am Ufer Stehenden hinüber blickten. Es war ihm, als warne ihn eine innere Stimme, nochmals in den Zauberkreis dieser sonderbaren Mädchen zu treten, als sei er für alle Zeiten umwoben und umspinnen von ihrem verderblichen Zauber, wende er sich jetzt nicht ab von ihnen.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht!“ rief in diesem Augenblicke Kuff aus dem Kahne, wo er sich als reisekundiger Landschaftler bereits häuslich eingerichtet und eine Cigarre angezündet hatte, dem Freunde zu.

Fast wie aus einem Traume fuhr Braunstein auf; er mußte sich belächeln — was für dummes Zeug kam ihm denn nur in die Gedanken.

Schnell stieg er ein und setzte sich an die Seite Kuffs. Dabei nahm er sich ernstlich vor, hübsch vernünftig zu sein und sich die Damen doch in aller Ruhe einmal ordentlich anzusehen, um dann zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sie eben auch nur schlichte Menschenkinder seien, nur vielleicht etwas reizvoller, als die gewöhnliche Sorte.

Die ältere der Schwestern, die Comtesse Cornelia, stand bereits in vollster Blüthe. Dennoch waren ihre Formen nicht üppig zu nennen, sondern sie zeigten auch jetzt noch ein edles Maß, jenen sanften Schwung der Linien, den Künstler so hoch zu schätzen wissen. Nur um den Mund machten sich schon die leisen Andeutungen künftiger strafferer Linien bemerkbar. Die jüngere Schwester, die Comtesse Gabriele, hatte sich offenbar eben erst entfaltet, auf ihrem zarten

Gesichte lag noch der ganze feine Schmelz der Jugend. Die großen, dunkeln Augen schauten, nur halb geöffnet, träumerisch auf den stillen grünen See hinaus, um die schmalen rothen Lippen spielte bisweilen ein Zug von Wehmuth, ein solcher vielleicht, wie er der schönen Melusine eigen gewesen. Nur bisweilen blickte sie auf, als erwache sie aus tiefen Träumen, und dann glänzte und leuchtete es in ihren Augen wie magische Flammen.

Das Boot war mittlerweile an der kleinen Insel St. Johann, sodann am Falkenstein vorübergeglitten und gestattete nun erst den Blick über die ganze Ausdehnung des herrlichen Sees. An beiden Ufern ragten die Felswände fast senkrecht und thurmhoch empor, weit hinten, unmittelbar über dem grünen Wasserpiegel, erglänzten die zwei weißen kegelförmigen Thürme des alten Jagdschlusses St. Bartholomä und als riesiger Hintergrund baute sich das schneebedeckte, wolkenumkränzte Stuhlgebirge auf.

Alle Insassen des Bootes schauten bewundernd auf das grandiose Naturbild.

„Ich muß mich immer wieder ärgern, wenn ich ihn sehe,“ unterbrach endlich Kuff das Schweigen. Verwundert schauten Alle den Sprecher an; der aber hatte sein Gesicht so übelkannig verzogen, daß man an seiner Aussage nicht zweifeln konnte.

„Wie ist das möglich!“ rief der Graf.

„Weil er von allen Seiten von großen und kleinen Farbentzernern so unendlich viele Male gemißhandelt und schließlich auch durch die hohe Kunst des Farbendrucks scharfweiße auf die Leinwand gezaubert worden ist,“ versetzte der Maler, „so daß man sich nur lächerlich machen würde, wenn man ihn sich noch einmal zum Vorwurf nähme. Und doch, so eigentlich in seiner ganzen Schönheit erfaßt hat ihn noch Keiner.“

Der Graf lächelte, während der grillige Landschaftler den Rest seiner Cigarre in's Wasser warf.

Das Boot hatte unterdessen St. Bartholomä erreicht und stieß jetzt sacht auf den Uferstrand. Unter den großen schattigen Bäumen vor dem Schloßchen war noch Alles still, noch kein Tourist war angelangt, man konnte sich also den besten Platz aussuchen und sah denn auch bald beim köstlich munden Frühstück. Angesichts der vielen Jagdgründe entwickelte sich zwischen dem Grafen und Kuff, der als echter Landschaftsmaler auch ein eifriger Jäger war, bald ein lebhaftes Gespräch über Jagden und Wild im Gebirge, dem sich die Damen jedoch schon nach kurzer Zeit dadurch entzogen, daß sie sich wieder zum Ufer des Sees wandten und dort, im Schatten eines Fliederbusches, von einem Felsstück aus, auf das sie sich niedergelassen, den entzückenden Anblick der herrlichen Landschaft genossen. Doch auch noch Anderes schien sie zu beschäftigen, denn sie führten leise ein Gespräch, das sie auf's Angelegentlichste zu berühren schien. Die Comtesse Gabriele hatte dabei ihren Sommerhut abgenommen und strich sich von Zeit zu Zeit mit ihren schlanken Fingern die kleinen widerspenstigen schwarzen Löckchen von der weißen Stirn zurück, während die Comtesse Cornelia, mit einigen Schilfblättern spielend, allerlei Vorschläge zu machen schien, wobei ihre dunkeln Augen wiederholt aufblitzten und um ihren Mund jener eigenthümliche Zug spielte, den man fast dämonisch hätte nennen können.

Auch Braunstein war bald darauf vom Tische aufgestanden, hatte sein Skizzenbuch genommen und war zum See hinabgeschlendert. Dort hatte er unerwartet die Damen im Schatten sitzen gesehen; sie hatten ihn glücklicherweise noch nicht bemerkt. Schnell ließ er sich daher, etwas vom Gebüsch gedeckt, im Rasen nieder, schlug sein Skizzenbuch auf und begann eiligst die Gruppe zu zeichnen. Schöner konnte er

sich ja die Sitzung gar nicht wünschen; wenn sie nur nicht zu früh aufstanden. So rasch es ging, nach und nach mit einer wahren Fieberangst, beeilte er sich; dabei loderte seine Phantasie sogleich wieder lebhaft auf; mehrmals war ihm, als sähe er wirklich Erbkönigs Töchter am düsteren Ort — und wie er zeichnete und zeichnete, traten in der That mehr und mehr nicht die eigentlichen Porträts der Comtessen, sondern die Züge jener vom grauen Nachtnebel umstossenen Geistergestalten hervor, die da winkten und lockten, mit ihren blau leuchtenden Augen den Arglosen bestrecken, bis sie leise ihn erfassen mit ihrer weichen Hand, ihren Nebelschleier um ihn schlingen und ihn —

Ein entsetzlicher Schreck durchfuhr ihn, ein Schrei entrang sich ihm und er wankte zur Seite.

„O mon dieu, mon dieu!“ rief jetzt der Graf, während Ruff den zitternden Freund aufrichtete. „Thut mir unendlich leid, wollte nur dem brillanten Bilde meine Anerkennung nicht versagen, berührte Sie nur, um Ihnen diese auszusprechen.“

Auch die beiden Damen waren hinzugesprungen und schauten verwundert den erregten blassen jungen Mann an. Doch dieser erholte sich schnell wieder und bat um Entschuldigung, daß er solch' überflüssigen Lärm gemacht habe; leider seien von seiner letzten Krankheit seine Nerven noch so reizbar, daß sie ihm gar zu leicht ein Schnüppchen schlügen.

Nun ward die Zeichnung bewundert, in der in außerordentlich gelungenener Weise die Comtessen mit einem so eigenthümlichen Zauber umwoben waren, mit so sonderbar geheimnißvollen Reizen, mit so unfaßbarer und doch so verführerischer Anmuth, daß der Graf wiederholt durch seine lauten Lobeserhebungen deutlich zu verstehen gab, wie gern er die Zeichnung besäße. Aber Ruff blinnte dem Freunde verschiedentlich zu und dieser verstand denn auch den Wunsch des Grafen nicht.

Allein immer wieder schweifte der Graf, auch bei der nun erfolgenden Rückfahrt, von anderen Gesprächen ab und zu der Skizze zurück, die ihn ganz gefangen genommen zu haben schien. Selbst die Damen, die jetzt weit aufmerksamer und zuvorkommender gegen den jungen Künstler geworden waren, gaben wiederholt ihren Beifall zu erkennen. Auch die überstandene Krankheit ward wieder berührt. Sehr angelegentlich pries der Graf die nervenstärkende Gebirgsluft und als dann Braunstein bestätigend erwiderte, daß er noch zehn bis vierzehn Tage zu seiner Stärkung im Salzkammergute oder in Tyrol zu verweilen beabsichtige, da rief der Graf erfreut:

„Das ist süperbe, süperbe! dann nehme ich mir die Freiheit, Sie für diese Zeit nach Schloß Achau einzuladen. Es liegt im Herzen von Tyrol, umweht von der würzigsten Alpenluft.“

Eigenthümlich überrascht blickte der junge Maler den Grafen an, doch dieser fuhr mit gewinnendem Lächeln fort:

„Fern von dem unruhigen Gasthofstreiben würden Sie ganz der Behaglichkeit leben können und Keiner sollte Sie darin stören. Ich machte mit meinen Töchtern nur eine kleine Parthie nach dem Königsee, schon morgen kehren wir auf Schloß Achau zurück, wir würden also das Vergnügen haben, Sie selbst dorthin zu geleiten.“

Braunstein kam dieses Anerbieten von dem bisher sehr aristokratisch zurückhaltenden Herrn so unerwartet, daß er noch immer keine Antwort finden konnte. Er blickte zu Freund Ruff hinüber, der aber kein gerade besonders aufmunterndes Gesicht machte.

„Ihr so überaus gütiges Anerbieten,“ begann er endlich, „ist allerdings so verlockend für mich, daß ich wohl sofort einschlagen möchte, doch ich verabredete bereits mit

meinem Freunde eine längere Tour und darf nun wohl nicht den treuen Reisegefährten im Stiche lassen.“

„Wenn es zu Gunsten Ihres körperlichen Wohlbefindens geschieht, so dürfte Ihnen der Freund dies doch wohl nicht verübeln,“ versetzte der Graf, zu Ruff hinübersehend. Allein dieser sah augenblicklich nicht danach aus, als wenn er von den besondern Vortheilen, die sein Freund durch einen Aufenthalt auf Schloß Achau genießen sollte, hinreichend überzeugt wäre und meinte schließlich nur, daß man sich die Sache wohl erst noch einmal beschlafen müsse.

Noch vor Ausbruch des Abends langte man zu Fuß wieder vor dem Gasthause zum Wagnmann in Berchtesgaden an und trennte sich nun, einen guten Abend wünschend.

Als die Comtessen, sich elegant verbiegend, im dunkeln Hausflur verschwanden, blieb Braunstein noch einen Augenblick, wie von ihrem Zauber gefangen, stehen, bis ihn plötzlich Ruff am Arm nahm, mit ihm die Treppe hinaufstieg und in sein Zimmer trat.

„Nun?“ fragte hier der ältere Freund, indem er sich in eine Sophaecke warf und mit seinen sicheren grauen Augen den jungen, scheinbar noch immer unschlüssigen Gefährten prüfend anschaute. Doch der richtete sich jetzt auf, man sah, er war zum Entschlusse gekommen.

„Ich will ihm trogen, diesem Zauber, der mich so wunderbar anweht und will mitgehen, der Kunst zu Liebe.“

„Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf,“ versetzte Ruff, und man hörte bei jedem seiner Worte die schneidige Bitterkeit heraus, die ihn beherrschte.

„O, sprich nicht so!“ rief da aber Braunstein. „Schon auf dem Rückwege bemerkte ich deine Mißstimmung der gräflichen Familie gegenüber; jetzt bist du nun sogar von deiner Nephistotanne überfallen worden und übersiehst in dieser vollständig, welche Vortheile sich mir bieten. Ich sehe ein Stückchen von der großen Welt, kann stets zwei Modelle studiren, um die ich mich Monate lang vergeblich abgemüht und bei alle dem genieße ich Gebirgsluft.“

Er schwieg, beklommen auf die Antwort Ruff's wartend.

Der strich erst langsam seine Cigarre ab, endlich begann er:

„Nun denn, ich wünsche, daß es dir gefällt.
Studir' die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen
Wirst du den Cursum durchschmarutzen!“

Dem jungen Freunde wich das leichte Roth aus den Wangen; eine kurze Stille trat ein.

„Sei nicht so grausam, Ruff,“ hub er endlich an. „Warum stellst du dich so feindlich gegen das Project, das mir so annehmbar erscheint, in welchem ich so viele Vortheile für mich erblicke!“

Ruff erhob sich.

„Ganz recht,“ versetzte er dann,

„Man schwagt, man spielt, man löst, man trinkt, man liebt;
Nun sage mir, wo es was Bessers giebt!“

„O, wenn du darum in Sorge bist,“ fiel nun aber Braunstein ein, „so kannst du völlig ruhig sein. Nur einzig und allein meine künstlerischen Interessen will ich im Auge haben.“

„Doch manches Räthsel knüpft sich auch,“ warf Ruff ein, „das regt dich auf, während du jetzt Ruhe brauchst; außerdem darf ein junger Künstler wie du, der eine Zukunft hat, nicht erfolglos sentimental werden, sonst bricht er seinem Talente die Flügel.“

„Doch du die große Welt nur saufen;
Wir wollen hier im Stillen haufen.
Es ist doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.“

„Ich kann zwar deine Befürchtungen und deine Besorgniß nicht theilen,“ nahm darauf Braunstein wieder das Wort, „allein ich will dir folgen.“

„Bravo, mein Sohn,“ rief nun Ruff in ganz verändertem Tone. Die helle Freude lag plötzlich auf seinem Gesichte, die häßlichen Falten waren verschwunden und eine warme Innigkeit leuchtete aus seinen grauen Augen hervor.

„Nun an die Gewehre,“ fuhr er fort, nahm Braunstein am Arm und stieg mit ihm zum Gastzimmer hinab, um das Nachessen einzunehmen.

Dort ließ man es sich wohl schmecken und lehnte schließlich noch ein Viertelstündchen zum Fenster hinaus, genoß die wundervolle Aussicht auf das Gebirge mit dem riesigen Wagnmann, dessen eisbedeckte Spitze von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet wurde, dann legte man sich zur Ruhe.

Doch lange wollte sich der Schlaf nicht auf Braunstein herabsenken, unbewußt und unwillkürlich trug ihn seine Phantasie zurück nach dem grünen Königssee. Er sah sich wieder auf dem schaukelnden Boote im Sonnenschein, sah das schwarze, leicht gelockte Haar der graziösen Comtesse leise im Morgenwinde wehen und schaute entzückt auf die Anmuth, die Gabrielen's Antlitz befeuerte. Und wie so seine Blicke an ihren feinen Zügen hingen, fühlte er mit weniigem Erbeben den magischen Glanz, der ihren dunklen Augen entströmte und der ihn mehr und mehr umloß wie ein lichter Zauberschleier, bis ihm nach und nach, tiefer und tiefer in das Gewebe gehüllt, die Außenwelt entschwand und er in sanftem Schlummer lag. —

Am anderen Morgen war der Himmel wieder trübe, ziemlich mißmuthig stiegen daher die Maler nach dem Gastzimmer zum Kaffee hinab. Dort trafen sie zu ihrer Ueberraschung bereits den Grafen mit seinen Töchtern vor dem dampfenden Morgentränke. Der alte Herr kam ihnen, als er sie erblickte, so gleich entgegen, reichte ihnen überaus freundlich die Hand und rief zu Braunstein gewendet:

„Nun, ein vierziger, bequemer Wagen ist bestellt, und ich darf doch annehmen, daß Sie unsere Einladung nicht zurückweisen.“

Diese außerordentliche Freundlichkeit berührte Braunstein so eigenthümlich, daß er nicht gleich eine Antwort finden konnte. In demselben Augenblicke erhoben sich aber auch die Comtesse und traten, mit lebenswürdigster Anmuth grüßend, näher.

„Soeben malten wir uns die schönen Tage aus, die Sie uns widmen wollen,“ rief Gabriele mit einem reizenden Lächeln. „Und ich war wieder einmal der Egoist, ich hefte am meisten — denn ich will es nur gleich gestehen: ich zeichne auch und stelle sogar schon eine ganze Collection von Aquarellen her!“

Jetzt gab Ruff in seinem Innern jeden Versuch auf, dem Freunde abzurathen, und dieser warf denn auch das Verprechen vom Abend vorher über Bord und nahm entzückt die Einladung an. Ihm war so fröhlich, so glücklich zu Sinnen, daß er die grilligere Stimmung Ruff's gar nicht bemerkte. Er bat diesen, ihm seine Arabeske nicht übel zu nehmen, packte schnell seinen kleinen Koffer, verabredete hierauf mit seinem Freunde, daß man sich nach vierzehn Tagen in Innsbruck in der „Sonne“ wieder treffen wolle, welche Stadt ungefähr in gleicher Entfernung vom Schloß Achau und dem Endpunkte der Tour lag, die Ruff zu machen beabsichtigte, nahm herzlich Abschied und rollte dann, gefangen von dem Zauber seiner neuen Bekanntschaft, auf der Straße nach der Ramsau dahin.

Ruff blieb noch einige Minuten lang auf dem Verplaze stehen und sah dem Wagen nach, bis er hinter den Häusern

verschwand, dann murmelte er zwischen den Zähnen, indem er in das Haus zurückschritt: „Da macht wieder einmal Einer einen dummen Streich.“

Seit Jahren hatte sich des Landschafters keine so übele Stimmung bemächtigt, wie jetzt, da er nun allein in seinem Zimmer im Wagnmann lang ausgestreckt auf dem Sopha lag. Die ganze Welt kam ihm wie mit Spinnweben überzogen vor, überall, wo er hingreifen werde, meinte er, würde er die häßlichen Fäden fühlen. Und in den Geweben, so sah er es schon, zappelte all' die lustige Gesellschaft, die eigentlich vom lieben Gott dazu bestimmt war, sich in lauer Luft im Sonnenschein heiter und wohlzig zu tummeln: die unbedachtjamen Fliegen, die fleißigen, eifrigen Bienen, die sorglosen Schmetterlinge. Und sobald es zitterte im Netz, so schossen sie herbei, die häßlichen grauen Spinnen, umklammerten den armen Gefangenen und saugen ihm das Blut aus.

„Wahrhaftig,“ rief er endlich und sprang auf, „ich kann mir nicht helfen, so sind sie mir immer vorgekommen bei all' ihrem verlockenden, berausenden Reiz — und ich hätte ihn doch nicht reifen lassen sollen.“

Es war aber geschehen, er packte daher gleichfalls seinen Koffer und fuhr, obgleich sich der Himmel noch immer nicht ganz geklärt hatte, tiefer in's Gebirge hinein. Bald ward das Wetter jedoch freundlicher, eifrig sammelte er Skizze auf Skizze und so schwand ihm denn auch die einsamen Tage schneller dahin, als er anfangs gedacht hatte. Ja, er mußte sich schließlich noch beeilen, daß er überhaupt am festgesetzten Tage bereits in Innsbruck eintreffen konnte.

Als er im Gasthause zur Sonne abstieg, war Braunstein noch nicht eingetroffen. Er hatte dies eigentlich halb und halb erwartet, denn es war ihm in den letzten Tagen, er wußte nicht recht warum, bereits so gewesen, als werde er den Freund noch nicht finden. Er unternahm daher noch einige Ausflüge in die freundliche Umgegend, besuchte auch noch einen Bekannten in der Nähe der Stadt; dabei vergingen mehrere Tage — allein Braunstein kam nicht. Vielleicht war er, da er gemeint hatte, das Zusammenreffen in Innsbruck veräumt zu haben, gleich nach Wien gefahren, Ruff erkundigte sich daher brieflich dort an der betreffenden Stelle, allein man meldete ihm umgekehrt, daß der Erwartete leider noch nicht eingetroffen sei.

Jetzt regte sich bei dem Freunde die Besorgniß, war es doch auch höchste Zeit, die letzte Hand an das preisgekrönte Bild zu legen. Es bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, der Preis könne etwa bei nicht rechtzeitiger Fertigstellung des Bildes zurückgezogen werden, nach und nach eine solche Unruhe, daß er beschloß, sich nicht noch mit Schreibereien aufzuhalten, sondern lieber gleich selbst nach Schloß Achau anzubrechen, um die Ursache von Braunstein's Nichteintreffen mit eigenen Augen zu untersuchen und zu beseitigen.

Die Fahrt war ziemlich beschwerlich, denn das Schloß lag tief im Gebirge, trotzdem trieb Ruff zu immer größerer Eile an, denn je näher er dem Ziele kam, desto mehr steigerte sich in ihm die Besorgniß um den Freund; ja, sie artete fast in Angst aus, als der Rutscher ihm bei einer Biegung des Weges zurief:

„Dort liegt Schloß Achau!“

Der kleine sich auf einem Hügel erhebende Häusercomplex mit dem dicken, schwerfälligen Thurne sah mehr einer Burg als einem Schlosse ähnlich, aber, soweit man

es in der bereits hereinbrechenden Abenddämmerung erkennen konnte, war es festlich geschmückt; eine große Fahne flatterte vom Thurme und viele Fenster waren erleuchtet.

Dem Landschafter klopfte das Herz vor heftigster Erregung.

Den Schloßberg hinauf ging es langsamer, als sie jedoch durch das etwas verfallene Thor auf den gepflasterten Schloßhof gelangten, fuhr der Kutscher mit einer gewissen letzten Bravour an der Freitreppe vor. Sogleich sprangen mehrere reich betretete Bediente an den Wagenschlag, blieben jedoch etwas betroffen vor dem Manne im einfachsten Reiseanzuge stehen.

„Was geht hier vor?“ rief aber auch sogleich Kuff hastig.

„Es wird die Verlobung Ihrer Erlaucht, der Comtesse Gabriele gefeiert“, erwiderte einer der Bedienten.

„Mit wem?“ fragte Kuff schnell weiter.

„Mit Seiner Erlaucht, dem Herrn Grafen von Velt-haus“, berichtete der Bediente weiter.

Kuff athmete auf.

„Ist der Maler Braunstein noch hier?“ erkundigte er sich sodann.

„Der liegt im hinteren Flügel“, versetzte der Diener fast ärgertlich.

„Er liegt!“ schrie da aber Kuff, sprang aus dem Wagen, ergriff den Bedienten am Armel und zwang ihn sofort, ihn zu dem Kranken hinaufzuführen. Er zitterte am ganzen Leibe, als er an dem Festgeränisch vorüber die stillen Treppen in dem Nebenflügel emporstieg. Nach und nach aber gewann seine alte Bitterkeit wieder die Oberhand, und als er vor der Thür des Krankenzimmers seinen unfreiwilligen Führer wieder laufen ließ und die Thür öffnete, da war der erste Sturm vorüber.

Das hohe Roccoozimmer war matt erleuchtet, ein großes verhängtes Himmelbett, an dessen vorderer Breitseite ein verchnörkeltes Wappen prahlerisch prangte, stand an der Wand, und daneben saß bei einem kleinen Lämpchen eine alte Frau.

Die Alte hatte den Eintretenden bemerkt und stand auf, um zu sehen, wer es sei; dabei hob sie ihre Lampe in die Höhe, aber Kuff vermochte nichts zu reden, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Sind Sie ein Herr Doctor?“ fragte daher die Wärterin nach kurzem Gruße.

„Wohl möcht' ich einer sein, aber einer, der Leib und Seele curiren kann“, brachte nun Kuff hervor. Er mußte aufathmen. „Wie geht es ihm“, fragte er dann hastig.

„Ach, nicht zum Besten, gnädiger Herr“, versetzte die Alte. „Er liegt viel im Fieber und dann spricht er immer von Gespenstern, von unsern gnädigsten Comtessen und von einem Bilde.“

Kuff zuckte zusammen. Man sah es ihm an, wie er mit eisernem Willen die tiefe Bewegung unterdrückte.

„Von den gnädigsten Comtessen“, murmelte er.

Er trat leise zum Bett und schlug den Vorhang etwas zurück, als er aber das abgemagerte bleiche Gesicht des schlummernden Freundes sah, da flammte es in seinen Augen wild auf, seine Stirn zog sich in tiefe Falten und seine Zähne knirschten zusammen, daß es der Alten unheimlich wurde. In demselben Augenblicke begann der Kranke halb-laut zu sprechen.

„Das sind viel zu helle Töne“, sagte er mit matter Stimme, „was willst du mit Sonnenschein; das Bild ist trübe, melancholisch, grauenhaft. — O, noch einmal diesen Blick, gnädigste Comtesse — Augen wie's Irrelicht auf der Haide! Aber blicken Sie mich nicht so heiß an, sonst ver-

brennt mir das Gehirn und mein Bild wird nimmer fertig und der Preis verfällt. Nicht so heiß, nicht so heiß!“ rief er angstvoll und fuhr sich mit der mageren Hand über die Stirn.

Auch Kuff legte seine Hand kühlend auf den Kopf des Kranken und darüber erwachte dieser. Er schlug die Augen auf und blickte matt zu dem Freunde empor, aber erst nach mehreren Minuten schien er ihn erkannt zu haben und ein leichtes Lächeln glitt nun über das welke Gesicht.

„Bist du es wirklich, Kuff“, brachte er mühsam hervor. „O, habe Dank, daß du gekommen bist. Es war mein innigster Wunsch, dich noch einmal zu sprechen.“

„Ich will dir die Zeit etwas vertreiben“, versetzte nun Kuff und gab sich Mühe, so leicht und ungezwungen wie möglich zu sprechen, „und dich auch ein klein Wenig mit pflegen, damit du bald wieder auf die Beine kommst und wir dann nach Wien reisen können.“

Der Kranke schüttelte leicht den Kopf. „Wenn Sie jetzt sonst noch etwas zu thun haben —“, wandte er sich an seine Wärterin, „ich bin in guten Händen.“

Die Frau verließ das Zimmer.

Jetzt ergriff Braunstein die Hand des Freundes. „Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir ist, daß du gekommen bist“, sagte er und drückte die Hand. „Es ist Alles aus“, setzte er dann leiser, wie in Gedanken verloren, hinzu.

„Welchen trüben Stimmungen gibst du dich hin“, wendete Kuff ein, „bald wirst du dich.“ —

„Nein, nein, suche mich nicht zu täuschen“, unterbrach da aber der Kranke hastig, „ich fühle es, wie es um mich steht und darum sollst du noch Alles wissen.“

Er hielt inne und schöpfte tief Athem.

„Wie ich damals dahin fuhr von Berchtesgaden“, begann er hierauf wieder, „da dachte ich freilich nicht, daß wir uns so wiedersehen würden. Ich war umweht von dem Zauber der Schönheit und mein trunkener Blick hing entzückt an Gabrielen's Zügen. — Hier auf dem Schlosse ließ man mir sofort ein helles Zimmer zum Malen einrichten, mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit saß mir Gabriele zu meinen Skizzen und ich versenkte mich immer tiefer in das reizvolle Antlitz. Dabei plauderten und scherzten wir über Alles, was uns einfiel, ich sprach viel von meiner Kunst und meinen Hoffnungen und sie hörte mir aufmerksam und bewundernd zu. In den Erholungsstunden und an den Abenden wandelten wir dann durch den kleinen Park, erstiegen die nahen Anhöhen — und ich genoß das Glück in vollen Zügen. Ich merkte wohl, daß es mit den Vermögensverhältnissen nicht besonders glänzend bestellt war. Wie ich zufällig von meiner Aufwärterin erfuhr, hatten sie die Fahrt nach dem Königssee nur unternommen, um einem Banquier aus dem Wege zu gehen, der unbequeme finanzielle Erörterungen anstellen wollte. Das gab mir Muth zu höheren Hoffnungen; wenn mein Talent das hielt, was es versprach, und es machte ja Niemand dazu, warum sollte es Gabriele dann verschmähen, mir ihre Hand zu reichen? O, ich verblendeter, wahnbesangener Thor! — Schon nach wenigen Tagen wußte sie gelegentlich zu bemerken, wie sehr sie es freuen würde, von mir gemalt zu werden. Mit Freuden ging ich auf dieses Verlangen ein und ahnte dabei nicht, daß ich mit jedem Pinselstrich, den ich führte, meinem Verhängnisse, meinem Verderben einen Schritt näher kam!

„Da erfüllen Sie der gnädigsten Comtesse einen großen Wunsch,“ bemerkte eines Tages meine alte Aufwärterin auf das Bild deutend zu mir. „Schon mehrmals haben die Herrschaften mit Malern in Wien verhandelt, aber die forderten alle erschreckliche Preise.“

„Ich behandelte das Bild nicht wie ein gewöhnliches Portrait, sondern ich umgab den schönen Kopf mit all' dem

Duft und all den verlockenden Reizen, mit welchen ich ihn später in meinem Gemälde auszustatten gedachte. Auch die Züge des Gesichtes athmeten, ohne daß ich es eigentlich beabsichtigte, jene geheimnißvoll bestrickende Anmuth, jene unwiderstehlich berauschende, fast gewaltsam erfassende und bis zum Wahnsinn bethörende Liebesgluth, die nur dämonische Zauberinnen, nur Erbkönigs Töchter besitzen können.“

Er schöpft sank der Kranke einen Augenblick in die Kissen zurück.

„Wäre es nicht besser, wenn du mir das Weitere morgen erzähltest,“ mahnte Kuff.

„Nein, nein,“ fiel aber Braunstein schnell ein, „ich muß die drückende Last von der Seele haben. — Das Original,“ fuhr er alsdann nach einer kurzen Pause etwas ruhiger fort, „blieb vielleicht weit hinter dem Bilde zurück, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß Gabriele mit holdstem Entzücken meine Seele zu erfüllen wußte — o, es ist schrecklich, daß ich es sagen muß — so lange ich sie malte. Mit ihrem lustigen Geplauder, mit ihren gluthvollen Blicken berauschte sie mich und weckte heißes Begehren. Eines Abends gingen wir im Park spazieren, Comtesse Cornelia war beim Gärtner stehen geblieben, wir gingen allein in dem dümmrigen Waldwege weiter. Wir sprachen vom Goethe'schen Tasse, von dem wir uns schon öfter unterhalten, und wobei ich bemerkt hatte, daß ich ihn wohl einmal illustriren möchte.“

„Ob ich aber den armen liebestranken Dichter, der so vergeblich um die Gunst der schönen Prinzessin steht, auch werde entsprechend zu zeichnen wissen?“ wagte ich zu fragen.

„Sie schaute mich an, ich sah, wie es in ihren dunkeln Augen leuchtete: sie hatte die Anspielung verstanden.“

„Wer weiß,“ versetzte sie leise.

„Ich hätte laut aufjauchzen mögen vor Seligkeit, ihre Hand ergriff ich, wie ein elektrischer Strom durchfuhr es mich, als ich sie berührte — da kam Comtesse Cornelia und ich ließ die Hand wieder los.“

„Nur darauf vollendete ich das Portrait. Die letzten glühenden Farben hatte ich ihm noch aufgesetzt. Der Graf nahm es mit verbindlichem Danke in Empfang — und ich habe es nicht wieder gesehen. Bald aber sollte ich seine berauschende Wirkung verspüren. — Ich hatte mir geträumt, nun selige Tage zu verleben, ein brennendes Verlangen, mich Gabrielen zu erklären, durchzitterte mich — allein die Comtesse waren jetzt plötzlich von Unwohlsein befallen worden und verließen ihr Zimmer nicht. Mit peiniger Angst harrete ich von Tag zu Tag der Genesung. Keine anderen Gedanken konnte ich fassen, als die, wie sie sich befände, ob sie wohl schwer leide — und ob sie in ihrem tiefsten Innern auch so heiß für mich empfinde, wie ich für sie. So grübelnd

saß ich eines Nachmittags in meinem Zimmer, als zwei Carossen im Schloßhofe vorfuhr. Ich beachtete sie nicht, allein bald darauf kam meine alte Aufwärterin in freudiger Erregung zu mir, um mir die wichtige Neuigkeit mitzutheilen, daß sich soeben ein reicher Vetter, der Herr Graf von Velt haus, um die gnädigste Comtesse Gabriele beworben und deren Hand erhalten habe.“

„Mir war, als hätte mich der Schlag gerührt. Noch vermochte ich nicht klar zu sehen und doch fühlte ich schon, wie sich die Wucht der Schändlichkeit zermalmend auf mich wälzte. — Die geschwägige Alte theilte mir darauf ferner mit, daß man seit lange den Wunsch gehegt habe, den reichen jungen Grafen mit Gabrielen zu verbinden, daß dann kürzlich der alte Herr auf den glücklichen Einfall gekommen sei, den zögernden jungen Vetter dadurch zur Bewerbung zu ermuntern, daß er ihm das schöne Portrait Gabrielen's zum Geschenke gesandt habe. Die List war geglückt! — O, daß ich es ausdenken muß — das Bild, in welchem meine heißeste Liebe sich spiegelte — o schändliche Satire — es war zum Verderben des eigenen Erzeugers, zum Kupplerdienst gemißbraucht worden!“

Der Kranke sank kraftlos in die Kissen zurück und schloß die Augen; das abgemagerte Gesicht ward bleicher und bleicher. Von tiefstem Kummer durchschüttert, starrte Kuff auf den Freund.

„Die Kunst geht zu Grunde,“ rang es sich endlich aus ihm hervor, „und die Schändlichkeit der Menschen ist daran schuld.“

In demselben Augenblicke wurden draußen Völlerjchüsse gelöst. Drüben im Festsaale mochte das glückliche Brautpaar den Gästen vorgestellt werden. Kuff zuckte zusammen, unwillkürlich ballte er voll Ingrimm die Faust.

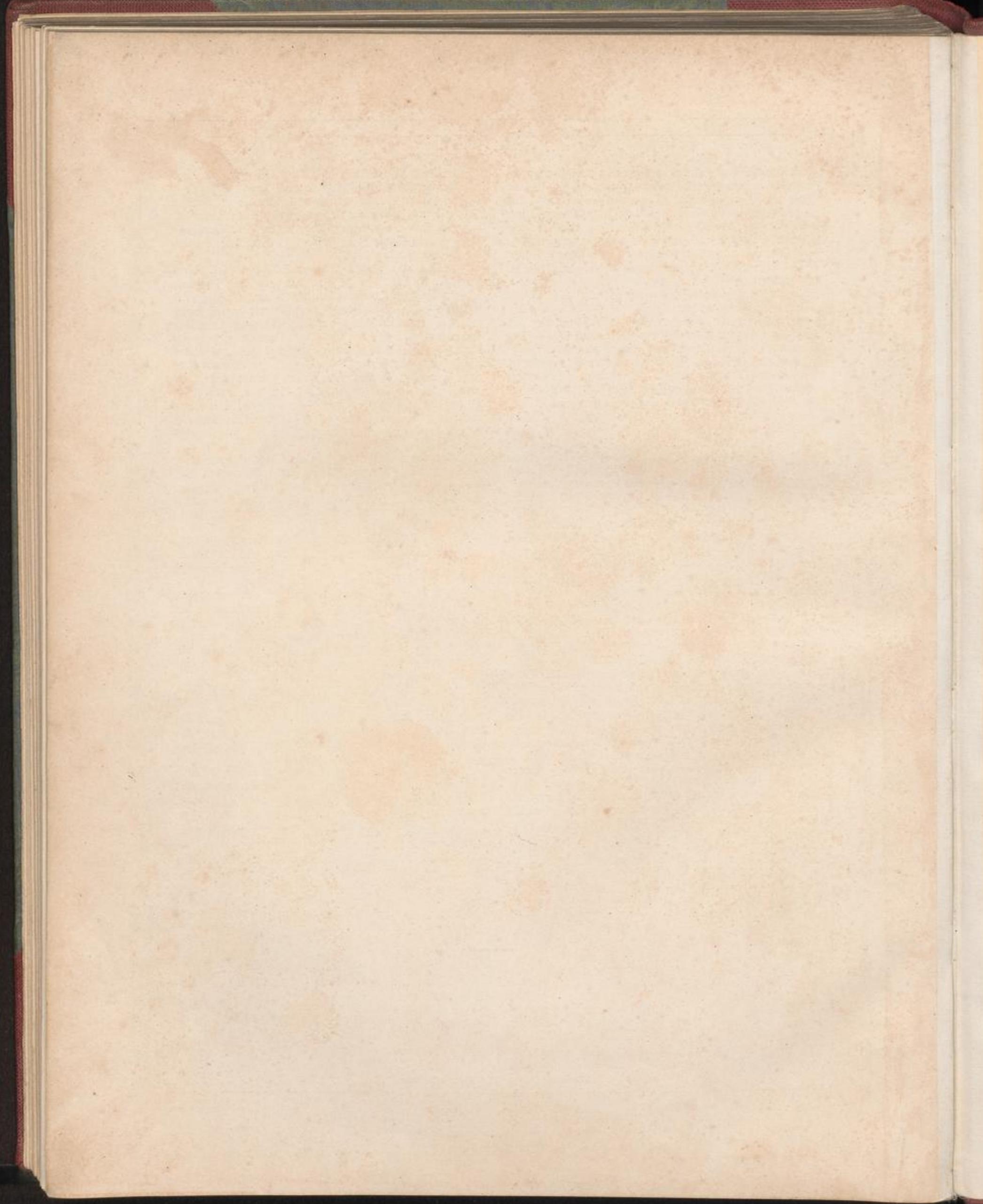
Der Lärm hatte auch den Kranken wieder erweckt, er regte sich und wollte sich wieder aufrichten, aber er vermochte es nicht; schnell unterstützte ihn Kuff, indem er seinen rechten Arm um die Hüfte des Freundes schlang.

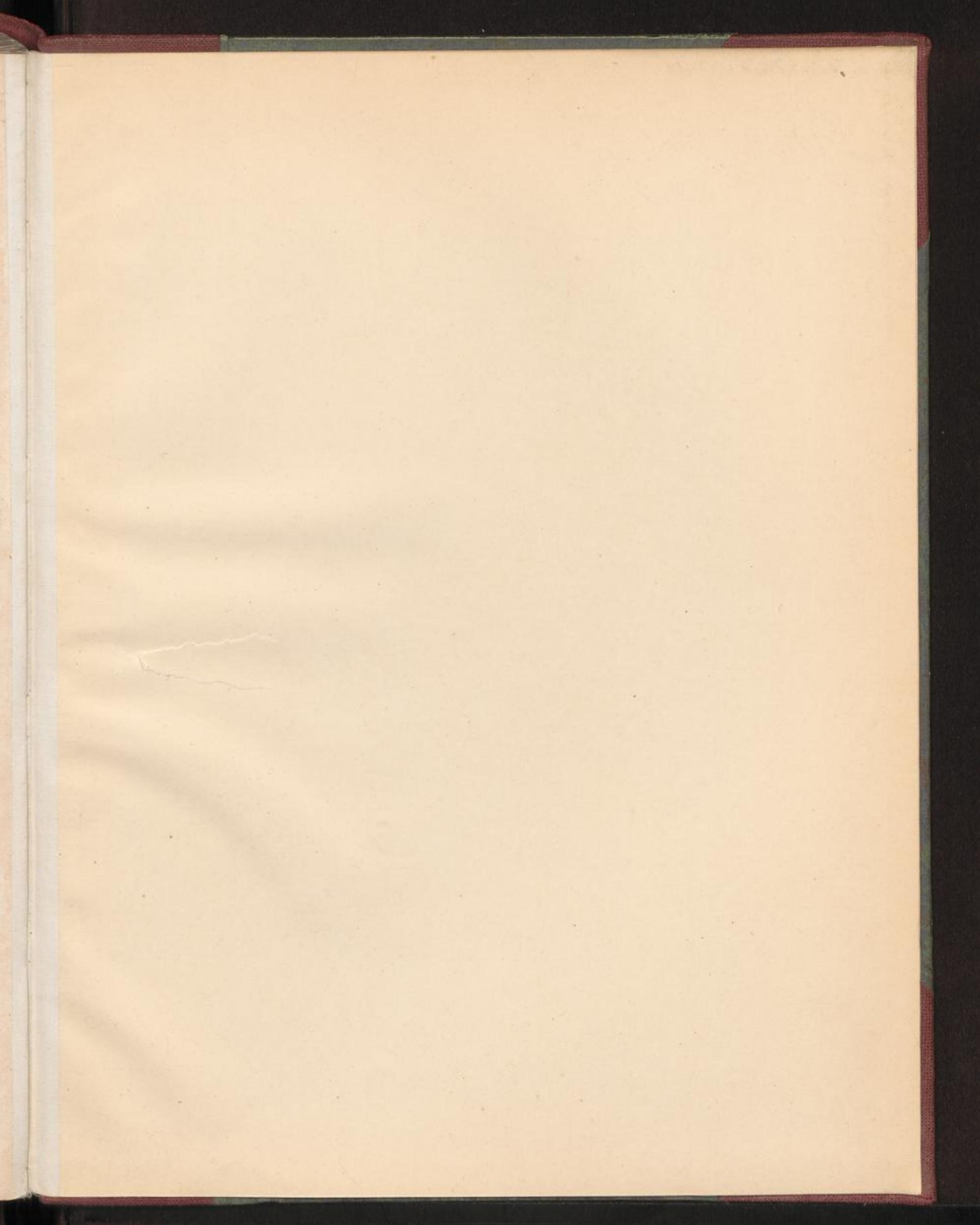
Plötzlich flackerte das Leben in dem Erwachenden wieder auf, er griff mit der einen Hand durch die Luft und versuchte zu sprechen.

„Er verfällt,“ stöhnte er, „ich muß fort nach Wien, sonst verfällt mir der Preis! Presse mich nicht so fest an deine heiße Brust! Laß mich los Gabriele! Du erstickst mich! Aber nur jetzt nicht,“ schrie er dann wieder auf, „halte mich nur jetzt. Ach mein Gott, du läßt mich stürzen!“ hauchte er und sank zusammen.

Mehrere Minuten lang herrschte eine lautlose Stille im Zimmer, dann athmete Kuff tief auf. Die Thränen standen ihm in den Augen, aber er preßte die Lippen fest zusammen, um seinen Mund spielte ein entsetzliches Lächeln.

„Das Ende vom Liede,“ murmelte er dann zwischen den Zähnen, „in seinen Armen das Kind war todt.“





707 II 19 13 4,40
16 24
1 26

